S

Vb 1168

Hist. univ. gs 46
136

Cordillac.

Des Herrn
Abts von Condillac

Geschichte

der ältern und neuern

Zeiten.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet
von

Johann Chriſtoph von Zabuesnig.

Zweyter Band.

Mit Röm. Kaiſerl. allergnädigſter Freyheit.

Augsburg,
bey Matthäus Riegers ſel. Söhnen.
1778.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Drittes Buch.

I. Kapitel.

Einleitungen in die Meynungen der Alten. Seit. 1

II. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über die Meynungen der Alten. 5

III. Kapitel.

Warum ist der Fortgang des menschlichen Verstandes in einigen Gattungen schneller und größer, und in andern dagegen schwächer und langsamer? 22

IV. Kapitel.

Von den Meynungen der Chaldäer. 33

V. Kapitel.

Von den Meynungen der Aegyptier. 36

VI. Kapitel.

Von den Meynungen der Persier. 44

VII. Kapitel.

Von den Meynungen der Indianer. 48

VIII. Kapitel.

Von den Meynungen der Scythen und Celten. 52

IX. Kapitel.

Von den Ursachen, welche den Fortgang der Künste

und Wissenschaften befördert oder verzögert haben. 60

X. Kapitel.

Auf welche Art haben die Menschen die Künste und Wissenschaften in mehrerley Klassen eingetheilet? 74

XI. Kapitel.

Von den griechischen Dichtern vor dem trojanischen Kriege. 81

XII. Kapitel.

Von den Dichtern, Gedichtesängern, und Sophisten nach dem trojanischen Kriege. 84

XIII. Kapitel.

Von den sieben Weisen. 91

XIV. Kapitel.

Von der ionischen Sekte. 94

XV. Kapitel.

Von der italiänischen und pythagorischen Sekte. 101

XVI. Kapitel.

Von der eleatischen Sekte. 101

XVII. Kapitel.

Von Sokrates. 125

XVIII. Kapitel.

Von einigen Sekten, welche durch die Schüler des Sokrates aufgebracht worden sind. 142

XIX. Kapitel.

Von Plato. 154

XX. Ka-

XX. Kapitel.

Von den Akademikern. 176

XXI. Kapitel.

Von Aristoteles, dem Stifter der peripatetischen Sekte. 185

XXII. Kapitel.

Von den Pyrrhoniern oder Scepticern. 201

XXIII. Kapitel.

Von Zeno, oder von den Stoikern. 207

XXIV. Kapitel.

Betrachtungen über die Glückseligkeit, und über die Meynungen der Philosophen in diesem Punkte. 223

XXV. Kapitel.

Von Epikuren. 232

XXVI. Kapitel.

Betrachtungen über die Schlußart der Alten. 251

XXVII. Kapitel.

Von dem Einflusse der Sprachen auf die Meynungen, und der Meynungen auf die Sprachen. 260

Viertes Buch.

Erste Abtheilung.

I. Kapitel.

Von der Gymnastik überhaupt. 278

II. Kapitel.

Von den Einrichtungen der athletischen Gymnastik, und von den Belohnungen, welche den Siegern zugedacht wurden. 284

III. Kapitel.

Von dem Laufen. 290

IV. Kapitel.

Von den übrigen athletischen Uebungen. 296

V. Kapitel.

Von gelehrten Wettstreiten. 301

VI. Kapitel.

Von den Preisen. 302

Zweyte Abtheilung.

I. Kapitel.

Hauptverändrungen bey dem jüdischen Volke. 305

II. Kapitel.

Von den Weissagungen. 316

III. Kapitel.

Verändrungen in dem Lehrbegriffe der Juden. 318

IV. Kapitel.

Von der Kabala. 322

Drit-

Dritte Abtheilung.

I. Kapitel.

Von den Gebräuchen, oder stillschweigenden Verträgen, die für Gesetze gegolten haben. 326

II. Kapitel.

Von den positiven Gesetzen, und vorzüglich von jenen, welche die Wesenheit einer jeden Regierung ausmachen. 338

III. Kapitel.

Von der Beschaffenheit der freyen Regierungen. 346

IV. Kapitel.

Von der Beschaffenheit der Regierungen, welche nicht frey sind, und despotisch geuannt werden. 350

V. Kapitel.

Von den Republiken. 353

VI. Kapitel.

Von den gemäßigten Monarchien. 358

VII. Kapitel.

Betrachtungen über den Despotismus der alten Monarchien. 361

VIII. Kapitel.

Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte. 370

IX. Ka-

IX. Kapitel.
Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte. 384

X. Kapitel.
Von den positiven Gesetzen, die man bürgerliche Gesetze nennt. 397

XI. Kapitel.
Von dem Gesetze der Meynung. 402

XII. Kapitel.
Von den Polizeyverordnungen. 412

XIII. Kapitel.
Von dem öffentlichen Rechte. 414

XIV. Kapitel.
Von den natürlichen Gesetzen. 419

XV. Kapitel.
Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte. 423

Letztes Kapitel.
Allgemeine Betrachtungen von der Gesetzgebung. 430

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte der ältern Zeiten.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Einleitung in die Meynungen der Alten.

Die ersten Philosophen haben um sich hergesehen, und alsobald haben sie geglaubt alles zu verstehen. Ihr erster Gedanke scheint dieser gewesen zu seyn: **Wir sehen alles; folglich können wir von allem die Ursache angeben.** Sie sahen, wie im Traume, die Welt vor ihren Augen sich ausbilden: sie träumten von den Grundursachen der Dinge, von ihren Wesenheiten, von ihrer Entstehung; und sie wachten nicht auf.

Also hielten die Alten, das ist, die ersten Unwissenden, sich selbst für gelehrt. Zum Unglücke hat man nicht daran gezweifelt, weil sie sich dafür ausgaben: man hat auf ihr Wort geglaubet, daß man von ihnen lernen könne; und ihre Unwissenheit blieb Jahrhunderte lang ein unentdecktes Geheimniß. Man wird sehen, daß die Griechen bey den Aegyptiern in die Schule giengen, weil die Aegyptier älter waren, als sie. Aus der nämlichen Ursache wird man die Römer zu den Griechen in die Schule gehen sehen; und die Reihe ist auch an uns gekommen, bey den Griechen und Römern in die Schule zu gehen.

Ein Reich folget auf das andere, und unter ihrem Schutte werden die Nationen vergraben: aber die Meynungen erhalten sich. Sie bleiben zu allen Zeiten gleich; sie werden nicht älter. Auch dort, wo in der Denkensart eine Verändrung vorzugehen scheint, ist diese Verändrung oft nicht so fast eine neue Meynung, als eine alte Meynung in einer andern Einkleidung.

Die Philosophen haben sich unterstanden alles zu erklären, eh sie etwas beobachtet hatten: sie warfen einander Fragen auf, ohne zu wissen, ob es möglich oder unmöglich sey, dieselben aufzulösen; und sie schmeichelten sich, alles zu entdecken, da sie noch keine Mittel hatten, Untersuchungen anzustellen, oder da sie auch nicht einmal wußten, was sie sucheten. Bloß neugierig auf Dinge, die über ihren Verstand hinausgien-

gen,

gen, setzten sie unbestimmte, dunkle, oder falsche Begriffe zusammen; sie stellten Hypothesen auf: und weil sie keine Beobachtungen zu machen wußten, brachten sie beständig die alten Meynungen unter neuen Gestalten auf die Bahne.

Man wird sich also nicht wundern, wenn ich sage, daß alle Meynungen der Philosophen im Alterthume auf einen kleinen Zirkel von Kenntnissen eingeschränkt sind, worein sie zusammen treffen. Keiner von ihnen schwingt sich darüber hinaus. Alle werden von ihrer Unwissenheit gegen diesen Mittelpunkt zurückgezogen.

Die wahre Philosophie ist allererst entstanden; und die Beobachtung hat dem Verstande jene Kraft eingeprägt, welche den Kreis unsrer Kenntnisse erweitert. Unterdessen mag dieser Kreis immer so ausgebreitet seyn, so hat er doch Gränzen, die wir nicht überschreiten können. Weil wir mehr zur Dunkelheit als zur Einsicht gebohren sind, fallen wir immerdar gegen den Mittelpunkt zurück, von dem wir uns entfernet haben. Allein obgleich wir verdammet sind, viele Dinge nicht zu wissen, so steht es mindstens in unserm Vermögen, das Irrthum oft zu vermeiden. Wir sollen uns dann gewöhnen nur das zu beurtheilen, was wir wahrhaftig erkennen mögen: das Uebrige dörfen wir unbekümmert nicht wissen, und unsre Unwissenheit frey gestehen.

Es scheint, daß die Verirrungen des menschlichen Verstandes nicht allerdings verdienen untersuchet zu werden. Fürwahr, warum sollte man

mit dergleichen Untersuchungen eine Zeit verderben, welche man brauchen könnte, sich wahre Kentnisse zu erwerben? Die Anmerkung beweist, daß man bey diesem Studium mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen muß. Es kömmt nicht darauf an, Meynungen zu untersuchen, damit man Meynungen wisse; nichts würde unnützlicher seyn: sondern man muß sie studiren, wie ein Steuermann die Schiffbrüche derjenigen studiret, welche vor ihm die See befahren haben.

Irrthum ist das Loos der Anfänger. Hätten wir vor denen gelebet, die geirret haben, so hätten wir, wie sie, geirret. Folglich würden wir noch irren, wenn wir selbst heut zu Tage erst anfangen müßten. Allein, wenn man etwas zu thun versuchet, ohne die Versuche von andern im geringsten zu kennen, so ist man in dem nämlichen Falle, als wenn man der erste wäre, den Versuch zu machen. Man ist dann den nämlichen Irrthümern ausgesetzt.

Wir würden also schlechte Vernunftschlüsse machen, wenn wir schlössen, ohne zu wissen, wie man vor uns geschlossen habe. Wir würden die Systeme, die Ungereimtheiten wieder auf die Bahne bringen, die man ehemals gemacht und gesaget hat; und man würde sie nach uns so lange wiederholen, bis Jemand, der die Wege beobachtet hätte, worauf wir von einem Irrthum in das andere gefallen sind, endlich die Weisung geben könnte, dieselben zu vermeiden, und den Weg zu Entdeckungen zu finden. Also haben sich die neuern

Philo-

Philosophen aufgeklärt: und dieß ist genug um zu zeigen, daß ich durch die Vorstellung der verschiedenen Meynungen in wenig Blättern die Erfahrung von vielen Jahrhunderten vortragen werde.

Nach dieser Einleitung wird man schon schliessen, daß es meine Absicht nicht ist, mich bey Systemen lang aufzuhalten, welche nichts anders sind, als alte Denkmäler von den ersten Anstrengungen des menschlichen Verstandes in seiner Kindheit. Es ist nicht vonnöthen, dieselben in ihrem ganzen Umfange weitläufig zu entwickeln. Ich will nur nützliche Lehren daraus ziehen. Das ist der Gegenstand, den ich mir vorsetze, und mit diesen Gesinnungen muß man sie studiren.

II. Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen über die Meynungen der Alten.

Es versteht sich, daß die Meynungen älter sind, als die Denkmäler, welche geschickt gewesen wären, dieselben zu erhalten. Seit langer Zeit waren die bürgerlichen Gesellschaften gebildet gewesen, als die Menschen auf Mittel dachten, ihre Gedanken auf folgende Geschlechter fortzupflanzen; und gleichwohl hatten die Lehrbegriffe mit diesen Gesellschaften ihren Anfang genommen.

Es läßt sich sogar natürlicher Weise vermuthen, daß die verschiedenen Meynungen, aus denen man Lehrbegriffe zusammengesetzet hat, früher da waren, als die Menschen angefangen haben, bürgerliche Gesellschaften zu bilden. Denn die ersten Gesetzgeber dachten nicht so sehr, neue Meynungen aufzubringen, als mit einiger Auswahl jene zu sammeln, die sie schon im Gange antrafen. Aus den stillschweigenden Verträgen haben sie die ersten positiven Gesetze hergenommen. Allein diese Verträge waren nur aus den Meynungen entstanden, die man schon hatte, eh die Gesellschaften sich bildeten; und unter diesen Meynungen machten jene, die mehr in Schwang gekommen waren, den Lehrbegriff aus, wornach man sich richtete.

Man sieht also, daß die ersten Meynungen, so zu reden, von den ersten Gedanken der Menschen ihren Ursprung haben: und man begreift überdas, daß sie durch die Umstände auf verschiedene Art haben verändert werden müssen, lange zuvor, als man Mittel hatte, sie auf die Nachwelt fortzupflanzen. Man sollte sie also nicht in den historischen Denkmälern suchen.

Sie haben viele Verändrungen leiden müssen, so lang die Gedächtniß das einzige Mittel war, sie zu erhalten. Ein Wort konnte mit einem andern verwechselt werden; es konnte zu verschiedenen Zeiten verschiedentliche Deutungen haben, und selbst zu einerley Zeit in mancherley Sinne verstanden werden. Diese Beschwernisse, die uns heut

zu Tage noch aufstoßen, mußten in Zeiten, wo man die Schrift nicht hatte, weit mehr zu schaffen geben: denn so lange die Menschen nicht schreiben konnten, wußten sie auch der Sprache jene Deutlichkeit nicht zu geben, die aller Zweydeutigkeit und Dunkelheit vorbauet. Sie faßten auf eine unsichere Art schlecht bestimmte Begriffe, allzu verwickelte Gedanken auf, und sprachen die nämlichen Worte aus, ohne daß sie genau die nämliche Art zu denken hatten.

Also werden unvermerklich Meynungen verunstaltet, wenn sie durch die nämlichen Worte von Geschlechte zu Geschlechte forgepflanzt werden. Wie wird es erst aussehen, wenn sie durch mehrerley Sprachen gegangen sind?

Die Dichtkunst mochte wohl der Gedächtniß in etwas zu Statten kommen. Dieß hat man bald gemerket, und die Dichter sind allenthalben im Besitze gewesen, die Meynungen aufzubehalten. Allein sie haben in Zeiten, wo die noch rohen Gemüther das Wunderbare dem Wahrscheinlichen vorzogen, diesen Vorzug misbrauchen müssen. Sie misbrauchten ihn dann, und die Fabeln wurden vervielfältiget.

Die Bilderschrift diente zum nämlichen Endzwecke, und hatte ihre Beschwernisse, wie die Dichtkunst, oder noch größere. Sie ist aufgelegt die fühlbaren Begriffe vorzustellen, und drücket die abstrakten Begriffe nur sehr unvollkommen aus: sie kann dieselben kaum andeuten. Die dunkeln, zweydeutigen Zeichen, welche sie brau-

chet, weisen ganz andere Dinge, als was sie sagen will; und ihre allegorische Sprache ist ein Geweb von Räthseln, die man errathen muß.

Die Wesenheit der Allegorien bringt es mit sich, von Zeit zu Zeit verschiedene Auslegungen anzunehmen. Man kann sogar versichern, daß eines der größten Zeichen von Witze darinnen bestand, wenn man ihnen abweichende Deutungen zu geben wußte, um sie nach seinem Bedürfnisse anzuwenden. Die Bilderschrift mußte dann beyhelfen, die Meynungen zu verändern: aber sie verbarg die Verändrungen, und die Meynungen schienen die nämlichen zu seyn, weil die allegorischen Zeichen, welche sie zu erhalten bestimmet waren, unverändert blieben. Also glaubten die Nationen manchesmal nach mehrern Jahrhunderten so zu denken, wie sie allezeit gedacht hatten. Die Lehre, welche sie vortrugen, war das Werk ~~einer langen~~ Reihe von Dollmetschern, und gleichwohl schrieben sie dieselbe ganz und vollkommen einem einzigen Urheber zu.

Es werden in den Lehrbegriffen noch größere und schnellere Verändrungen vorgegangen seyn, als durch die Auswandrungen der Völker, und durch die Zerstörungen der Reiche die Meynungen mit den Nationen selbst vermenget und zusammengeschmelzet worden sind. Man kann nicht vermuthen zum Beyspiele, daß die Aegyptier unter den Hirtenkönigen, unter den äthiopischen Königen, unter den Persern, und unter den Nachfolgern Alexanders die gleiche Denkensart unveränderlich be-

behalten haben. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß mehrerley Meynungen einen Theil der Beute ausgemacht haben, welche Sesostris von den besiegten Nationen erobert hat. Die Völker in Asien haben auch zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich gedacht: denn die Auswandrungen sind unter ihnen zahlreich gewesen, und sie haben große Verändrungen ausgestanden.

Obschon in den Meynungen viele Verändrungen vorgegangen sind; obschon es nicht möglich ist, dieselben in denen Zeiten, wo sie angefangen haben, zu beobachten: so ist dennoch leicht zu begreifen, wie die nämlichen Meynungen manchesmal unter mehrern Völkern, die mit einander keinen Umgang hatten, gemein gewesen sind.

Die Menschen fällen einerley Urtheile, wann sie sich in einerley Umständen befinden, und einerley Art zu sehen haben. Nun aber sind die hauptsächlichsten Umstände zum mindesten einerley für sie, so oft sie einerley Bedürfnisse und in gleicher Anzahl fühlen; und sie haben einerley Art zu sehen, so oft sie gleich wenig Erfahrung haben, und gleich unwissend sind. In allen Weltgegenden haben dann die Gesellschaften bey ihrer Entstehung ohngefähr die nämlichen Meynungen angenommen: denn da die Menschen aller Orte mit gleichen Bedürfnissen und mit gleicher Unwissenheit angefangen haben; so haben sie sich aller Orte ohngefähr in den gleichen Umständen befunden, und die gleiche Art zu sehen gehabt.

Nach dieser Anmerkung kann man voraussehen, daß in den alten Meynungen ein Grund liegen werde, der bey allen profanen Völkern (*) ohngefähr der nämliche seyn wird. Dieser Grund wird sich mit der Zeit verändern, weil die Umstände selbst sich veränderu werden: aber die Veränderungen werden von Zeit zu Zeit ihre Gleichförmigkeit mit einander haben. Die Fabeln, welche man glauben wird, werden den Weg bahnen, andere Fabeln zu glauben, die man noch nicht glaubet; und man wird gleichförmiger Weise von einer Meynung zur andern übergehen. Durch diese Gleichförmigkeit werden die nämlichen Irrthümer ausgebreitet, nach allen Himmelsstrichen eingerichtet, fortgepflanzet, und also zu reden, auf die Zweige gepfropfet werden, die ein jedes hervorbringt.

Diese Gleichförmigkeit ist leicht zu begreifen, wenn man den menschlichen Verstand, und die Urtheile, welche er fället, mit einem allgemeinen Blicke überschauet. Will man aber die verschiedenen Meynungen einzeln beobachten, so ist die Gleichförmigkeit ein Faden, der uns entwischet, weil wir uns nicht alle Umstände nach einander, in denen sich die Menschen befunden haben, vorstellen können. Dieß vergrößert noch die Beschwerniß, wenn man von den Meynungen der Alten Rechenschaft geben will. Zum Glücke ist

bey

(*) Man wird verstehen, ohne daß ich es sage, daß hier von dem auserwählten Volke Gottes die Rede nicht ist. Ich spreche nur von den Völkern, die sich selbst überlassen gewesen sind.

bey weitem nicht so viel daran gelegen, daß man das Irrthum dieses oder jenes Volkes, dieses oder jenes Philosophen eigentlich wisse, als: wie dieses Volk, dieser Philosoph sich habe verirren können. Deßhalben darf man von mir nicht erwarten, daß ich genau alle Meynungen aus einander lege, von denen ich zu sprechen Gelegenheit haben werde. Man hat nur dabey zu sehen, ob es nach der Art zu denken, die ich den Alten beylegen werde, nicht möglich sey, itzt besser zu denken. Das ist die ganze Frucht, die man aus dieser Untersuchung schöpfen soll.

Man weiß, daß in Aegypten und Asien die Künste von den Familien nicht wegkamen, welche sie trieben. Das Handwerk eines Vaters war ein Erbtheil für den Sohn: das Gesetz gab ihm ein ausschließendes Recht dazu. Eben also verhielt es sich mit den Meynungen, denen man den Ehrentitel der Philiosophie beygelegt hat: sie gehörten allein den priesterlichen Familien an, welchen dieselben anvertrauet waren.

Es ist wahrscheinlich, daß im Anfange die Priester dem Volke die ganze Lehre vortrugen, von der sie im Besitze waren. Ich gründe mich darauf, daß bey dem Anfange der bürgerlichen Gesellschaften diese Lehre nichts anders war, oder seyn konnte, als eine Sammlung von Meynungen, welche durch die Umstände oder von einigen Gesetzgebern ausgebreitet worden waren. Jedermann dorfte dann darauf Anspruch machen: ja sie war das Werk der Gesellschaft selbsten; und ich sehe nicht,

wie

wie oder warum man auf den Gedanken hätte verfallen sollen, aus den Sätzen, die sie enthielt, einigen ein Geheimniß zu machen.

Ueberdas machten die Priester dortmals noch keine Versammlung aus, die von den übrigen Bürgern abgesondert gewesen wäre. Die Hausväter, die Obersten bey der Regierung waren die einzigen Priester. Sie lehrten den öffentlichen Religionsdienst, und die Begriffe, die sie sich davon machten, konnten im Anfange keine andere Begriffe seyn, als wie sie allen gemein waren.

Haben sie in der Folge etwas dazugesetzt, so machten sie kein Geheimniß daraus. Im Gegentheile waren sie bemühet, ihre Meynungen auszubreiten, in der schmäuchelhaften Hoffnung, ihre Mitbürger aufzuklären, oder dafür angesehen zu werden, als hätten sie dieselben aufgekläret. Alles bezeuget, daß man bey dem Anfange der Gesellschaften durch dieses Mittel berühmt zu werden gesuchet hat: denn alle Völker im Alterthume haben jene Bürger verherrlichet, von denen sie ihren Religionsdienst, ihre Lehrsätze, ihre Künste empfangen zu haben glaubten; alle haben die Namen jener Männer aufbehalten, die sie für ihre Lehrmeister angesehen haben.

Als nachmals die Regenten nicht alles selbst verwalten konnten, trugen sie die Versorgung der gottesdienstlichen Ceremonien einigen Bürgern auf, die sie zu diesem Ende herauswählten; und weil man dafür hielt, ein Amt könne niemals besser versehen werden, als wenn es die Söhne von ih-

ren

ren Vätern gelernet hätten, so wurde das Priesteramt natürlicher Weise allein denen Familien zu Theile, welchen es zuerst vertrauet worden war. Dann fiengen die Priester an, eine Versammlung auszumachen, die von den übrigen Bürgern abgesondert war.

Eine jede Versammlung hat ihre sonderheitlichen Angelegenheiten, welche sich nicht allezeit mit dem allgemeinen Interesse vereinbaren lassen. Sie hat die stolze Begierde anzuwachsen; sie trachtet nach Ansehen, Reichthum, oder Macht: ihr Vortheil ist ihr höchstes Gesetz, und das Gesetz aller ihrer Glieder, weil alle an den Vortheilen Theil zu nehmen glauben, welche sie ihr verschaffen.

Die verschiednen Versammlungen, die in einem Staate entstehen, ziehen dann, jede insbesondre, die Vortheile an sich, welche die ganze Gesellschaft gemein haben sollte. Gleichwohl dienet das allgemeine Beste ihrem Ehrgeize zum Deckmantel: es ist der Vorwand aller ihrer Unternehmungen; und sie hintergehen damit desto leichter, weil sie vieleicht sich selbst hintergehen. Es ist möglich, daß sie glauben, die öffentliche Wohlfahrt hange ganz von der ihrigen ab: ihre Ehre sey in die Ehre des Staates selbst eingeflochten; und wenn es ihnen nicht gut gehe, so könne nichts gut gehen. Also opfern sie mit der allerbesten Meynung alles ihrem Wohlergehen auf.

Jede Versammlung hat dann natürlicher Weise ihre Heimlichkeiten, und diese Heimlichkeiten sind die Mittel, welche sie anwendet, um sich

mit

mit dem Nachtheile der ganzen Gesellschaft emporzuschwingen. Man hält sie desto mehr verschwiegen, weil die Glieder selbst nicht wissen, daß sie Heimlichkeiten haben: denn sie haben welche, ohne daß sie darauf eine Absicht gehabt hatten. Gleichwohl betragen sie sich verhältnißmäßig, und das heißt man an ihnen den Geist der Versammlung.

Man begreift wohl, daß die Priester bey den abgöttischen Völkern frühzeitig ihre Heimlichkeiten gehabt haben mögen. Ihr Vortheil erforderte, daß sie sich die Leichtgläubigkeit zu Nutzen machten: sie werden sich also diese zu Nutzen gemacht haben. Man könnte sie auch eben nicht allemal deßhalben tadeln: denn zu jenen Zeiten, da die Völker nicht anders, als durch den gröbsten Aberglauben geleitet werden konnten, war es zuweilen ein Vortheil für sie, daß sie hintergangen wurden.

Es ist ein Zeitpunkt gewesen, wo die Götzendiener den Schein gehabt haben, viele Geheimnisse zu besitzen, ohne daß sie es vorgesehen hatten: als der allgemeine Gebrauch der Buchstabenschrift nur ihnen die Kenntniß der alten Bilderschrift übrig ließ. Dann hatten sie mit ausschließendem Rechte den Besitz der Wissenschaften. Die Buchstabenschrift schränkte das Wenige, was man wußte, auf die Tempel ein; sie setzte lange Zeit die Völker außer Stand, unterrichtet zu werden, und verzögerte im Anfange die Erweiterung

des

des menschlichen Verstandes, welche sie nachmals mußte befördern helfen.

Weil eine alte Erblehre die Sage unterhielt, es habe vor Zeit eine Schrift von hieroglyphischen Bildern gegeben, womit man alle Kenntnisse verzeichnete, die man aufbewahren wollte, so brachte die gute Meynung für das Alterthum auf den Gedanken, in dieser Schrift sey alles enthalten, was man immer wissen kann. Man dorfte also nur den Schein haben, daß man diese Schrift verstehe, so schien man gelehrt zu seyn.

Da war es nicht mehr die Zeit, sich Achtung zu erwerben, wenn man Entdeckungen bekannt machte. Ein weit sicherers und bequemeres Mittel both sich denen an, welche im Rufe waren, die Wissenschaften zu besitzen, wenn sie aus dem, was sie wußten oder zu wissen schienen, ein Geheimniß machten. Also fuhren die Priester fort, offenbar alles vorzutragen, was den öffentlichen Religionsdienst betraf, und behielten dabey jene Meynungen für sich, die ihnen nicht tauglich schienen, bekannt gemacht zu werden: und sie waren desto eifersüchtiger darauf, dieselben geheim zu halten, weil sie erkannten, man habe von ihrer Wissenschaft einen vortheilhaftern Begriff, wenn sie ein großes Geheimniß daraus machten. Erst nach vorausgegangenen Prüfungen dorfte man zu ihren Geheimnissen eingeweihet werden. Jene waren so mühsam, daß es scheinen möchte, sie sollten alle Neugierde vertreiben; und hatte man Herz genug gehabt, dieselbigen auszuhalten, so

war man durch so erschreckliche Eidschwüre gebunden, daß man es nicht wagte, etwas davon zu entdecken.

Die Priester in einer großen Monarchie machten nicht eine einzige Versammlung aus, und hielten nicht genau einerley Lehre. Es gab so viele Versammlungen von Priestern, und so viele geheime Lehren, als Provinzen waren: denn zuvor hatte jede Provinz ihre Götter und ihren Religionsdienst, so wie ihre Regenten, eigen gehabt.

Diese sonderheitlichen Versammlungen eiferten alle gleich sehr für ihre Meynungen. Sie theilten sie einander nicht mit. Durch mündliche Ueberlieferung kamen sie vom Vater auf den Sohn, als ein Schatz, welchen kein Fremder berühren dorfte. Es entstanden daraus eben so viele Sekten, von denen jede besonders mit ihren Kenntnissen oder ihren Vorurtheilen sich was zu gute that. Sie warfen keine Fragen auf, welche die Aufmerksamkeit des Publikums hätten an sich ziehen, und einige demüthigen, andere berühmt machen können: und gleichwie sie nicht bedacht waren, sich einander zu belehren, also waren sie auch eben so wenig bedacht, sich einander zu bestreiten. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Philosophen, so wie die Regenten, den Ehrgeiz noch nicht kannten, Eroberungen zu machen.

Aus allen diesen Beobachtungen muß man schließen: 1. daß die Lehren, welche mit einem solchen Geheimnisse fortgepflanzt wurden, beständi-

de Veränderungen leiden, und gleichwohl immer die nämlichen Allegorien, die nämlichen Sinnbilder, und die nämlichen Hieroglyphen scheinen konnten.

2. Daß die Wissenschaften ohngefähr in jenem Zustande haben verbleiben müssen, worein sie von denen gesetzt worden waren, die sich darauf verlegt hatten, als man sie noch ohne Geheimnisse vortrug. Fürwahr der menschliche Verstand konnte schwerlich erweitert werden zu den Zeiten, wo dir gelehrten Männer Bedenken hatten, ihre Kenntnisse einander mitzutheilen. Die Mauern der Tempel, worein die Wissenschaften verschlossen waren, standen natürlicher Weise der Beleuchtung im Wege.

3. Die letzte Folgerung ist, daß es unmöglich war, alle Meynungen eines Volkes genau zu kennen. Wenn man etwa, zum Beyspiele, in einem Tempel Aegyptens eingeweihet war, so wußte man doch die Geheimnisse nicht, die in den übrigen verborgen blieben. Ueberdas konnte man nicht versichert seyn, ob die Priester denen, die sie einweiheten, allezeit alle Kenntnisse offenbarten, welche sie erlangt zu haben glaubten.

Itzt läßt sich errathen, ob die Griechen, von denen wir die Kenntniß des ganzen profanen Alterthums herholen müssen, im Stande gewesen seyn, die Meynungen der Aegyptier, Assyrier, Persier, u. s. w. recht zu erkennen. Wenn diese Untersuchung auch nicht so schwer gewesen

wäre, so würden sie doch dieselbe verkehrt angestellet haben.

Obschon sie sich auf mancherley Arten hervorthaten, so hatten sie doch wenig Gelehrsamkeit, und noch weniger Beurtheilung. Sie waren abergläubisch, leichtgläubig, Liebhaber vom Wunderbaren, und füllten die Zeiten, von denen sie nichts wußten, mit Fabeln aus. Wenn ihnen die ersten Zeitalter ihrer eignen Geschichte unbekannt waren, da doch diese Untersuchung aus allen Beweggründen sehr wichtig für sie war; wie groß mußte nicht ihre Unwissenheit in Absicht aller übrigen Völker gewesen seyn, die sie unter dem verächtlichen Namen von Barbarn vermengten? Sie würden, wenn sie gekonnt hätten, jede Spur vernichtet haben, aus welcher sichtbar gewesen wäre, daß die Künste und Wissenschaften vom Auslande auf sie gekommen seyn.

Nach dieser Denkensart haben sie jederzeit alles auf sich hingeleitet. Sie vermengten und verwirrten alles; sie urtheilten schief und vorurtheilig von allem, was nicht griechisch hieß; sie glaubten, andere haben ihnen zu verdanken, was doch sie von andern empfangen hatten; sie vermischten ihre Fabeln mit den ausländischen Meynungen; sie dachten ihre Begriffe und ihre Sitten müssen allenthalben Statt finden, und sie verachteten die Nationen, bey denen sie dieselben nicht antrafen.

Aus ihren Dichtern, ihren Philosophen, und ihren Geschichteschreibern haben sie Aegypten kennen

nen lernen. Ihre Dichter haben ihnen davon nur dunkle, fabelhafte, und aus der Sage des Pöbels aufgesammelte Nachrichten beygebracht. Die griechischen Philosophen besaßen überhaupt wenig Beurtheilung: und überdas haben jene, die zu den Geheimnissen der Aegyptier eingeweihet worden waren, selbst den Schein einer geheimnißvollen Lehre an sich genommen.

Was die Geschichteschreiber betrifft, wie Herodotus, Diodor, und Plutarch gewesen sind, so stimmen sie nicht allezeit miteinander übereins. Denn wenn es wenige giebt, die eine Thatsache mit allen ihren Umständen zu sehen vermögen, so giebt es noch weit wenigere, welche die Meynungen, so wie sie sind, einzusehen wissen. Außerdem kann diese Verschiedenheit auch daher kommen, daß die Geschichteschreiber etwa nicht die nämlichen Versammlungen von Priestern zu Rath gefragt, oder, da sie zu verschiedenen Zeiten nach Aegypten gereiset sind, nicht die nämliche Denkensart darinnen angetroffen haben. Es sind mehr als dreyhundert Jahre zwischen Herodotus und Diodor, und mehr als ein Jahrhundert von Diodor bis auf Plutarchen verstrichen.

Wo Herodotus von den Aegytiern redet, spricht er allezeit den Priestern nach: er führet niemals einen Geschichteschreiber an. Wenn Aegypten Geschichteschreiber gehabt hat, so ist es denn sehr spät gewesen: keiner ist bis auf uns gekommen. Wir haben nicht mehr als etliche Fragmente von Manethon übrig, einem Priester, der unter den

zweenen ersten Ptolomäus gelebt hat, und der ohngefähr drey hundert Jahre vor Christi Geburt hat schreiben können. Aber seine Geschichte scheint bloß ein Roman gewesen zu seyn, den er ersonnen hatte, um das Alterthum seiner Nation zu übertreiben.

Die Griechen, wie es scheint, waren eher im Stande, von den Persiern zu urtheilen: unterdessen haben sie doch dieselben wenig gekannt. Ja, man sieht, daß sie nicht neugierig gewesen sind, ihre Denkensart zu kennen; denn sie hielten es der Mühe nicht werth, ihrer Geschichte nachzuforschen, welche sie, also zu reden, erst bey den Erobrungen des Cyrus angefangen haben, und selbst von den ersten Jahren dieses Monarchen erzählen sie nichts sicheres und bestimmtes.

Sie haben sonderbar viel auf die Philosophen aus Indien gehalten: aber nur nach dem Berichte der Soldaten, die bloß im Gefolge Alexanders nach Indien gezogen waren. Kallisthenes kam nicht dahin: er starb eben in dem Jahre, da er diese Reise machen wollte. Gleichwohl ist er vielleicht der einzige, dessen Zeugniß einiges Gewicht haben könnte. Was Anaxarchen betrifft, weiß man nicht, wozu er fähig war: man sieht an ihm nichts weiter, als einen niederträchtigen Hofschmäuchler, der nur die eigensinnige Laune seines Herrn studiret hat.

Die Griechen haben die Scythen, ihre nähern Nachbarn, nicht besser gekannt. Denn sie sagen

wenig von ihnen; und gleichwohl loben sie dieselbigen sehr stark. Dieß ist ein Beweis, daß sie von ihnen sowohl auf eine unwissende, als vorurtheilige Art geurtheilet haben.

Die Römer geben uns noch weniger Erläuterung von den Meynungen der alten Völker. Sie waren besser zu Erobrungen als zu Beobachtungen aufgelegt, und haben nicht einmal die Nationen studiret, die sie besieget haben. Ohne Wißbegierde, ohne Beurtheilung, wiederholten sie, was die Griechen gesagt hatten. Sie stellten über die Zeiten, die vor ihren Erobrungen gegangen sind, keine Untersuchungen an; und weil sie sich für die Gebiether der Welt achteten, scheinen sie nicht einmal vermuthet zu haben, daß es Länder gebe, zu denen sie mit ihren Waffen nicht vorgedrungen sind.

Durch sie hätten wir die Karthaginenser, die alten Einwohner von Spanien, die Gallier, und die Teutschen mögen kennen lernen; aber sie geben uns nur sehr unvollkommene Nachrichten von ihnen. Wir könnten nicht einmal, nach ihren Geschichteschreibern, uns einen Begriff von der Regierungsart zu Karthago machen.

Hätten sie auch von den Meynungen der Gallier und Teutschen sich unterrichten wollen, so würden sie es nicht gekonnt haben. Cäsar und Tacitus haben es vergeblich versuchet. Denn bey diesen Völkern war es nicht erlaubet, die Geschichte oder die Lehre aufzuzeichnen. Die mündliche Uebergabe davon wurde in Versen fortgese-

ket, die man auswendig lernte, und der entsetzlichste Fluch lag auf jenen, die etwas davon den Fremden entdecken würden.

Nach diesen Bemerkungen wird man erkennen, daß ich von den Meynungen aller dieser Völker sehr wenig werde zu sagen haben.

III. Kapitel.

Warum ist der Fortgang des menschlichen Verstandes in einigen Gattungen schneller und größer, und in andern dagegen schwächer und langsamer?

Um von diesem außerordentlichen Umstande den Grund anzugeben, darf man nur über die Künste und Wissenschaften, einerseits in Absicht auf das Bedürfniß Entdeckungen zu machen, und anderseits in Absicht auf die Mittel die Fehler zu entdecken, in die man verfällt, Betrachtungen anstellen.

Der Ackerbau ist die erste Kunst, welche die bürgerlichen Gesellschaften aus Bedürfniß haben vervollkommnen müssen. Man hat also die Natur in ihren verschiedenen Erzeugungen beobachtet. Man hat die Mittel, wodurch sie fruchtbar wird, gesehen, oder zu sehen geglaubt: man hat versuchet, sie durch Anbauen fruchtbar zu machen: man hat Proben gewaget.

Nach unrichtigen Beobachtungen hat man ohne Zweifel Sätze, die keinen Grund hatten, für richtig angenommen. Aber aus den mislungenen Versuchen wird man die Falschheit der angenommenen Sätze eingesehen haben. Weil die Aernte nicht günstig ausfiel, wird man ein System haben aufgeben müssen, für welches man eingenommen war. Man wird aus seinen eignen Fehlern gelernet haben: und der Fortgang des Ackerbaues wird mit dem Bedürfnisse, die Erde fruchtbar zu machen, und mit der Fertigkeit die Fehler, in die man verfiel, zu erkennen, im Verhältnisse gestanden seyn.

Die Vervollkommnung des Ackerbaues hängt von der Kenntniß der Jahrszeiten ab. Der Landmann befindet sich dann im Nothfalle, sich auf die Sternkunde zu verlegen. Jemehr er den Lauf der Gestirne zu kennen bedarf, desto eilfertiger wird er ihn also für richtig annehmen, wie er sichs einbildet; und er machet im Anfange ein falsches System. Weil aber nach etlichen Jahren seine Hypothesen mit der Ordnung der Jahrszeiten nicht einstimmen werden, so kann seine vorgefaßte Meynung, wenn sie auch immer so stark wäre, gegen ein handgreifliches Irrthum nicht aushalten. Er fängt also seine Beobachtungen neuerdings an; er machet sich neue Hypothesen: die Erfahrung hilft ihm die Fehler verbessern, und die Sternkunde wird vollkommener gemacht.

Also ist insgemein die Art beschaffen, nach welcher der menschliche Verstand, bey Erfindung oder Vervollkommnung der Künste, zu Werke geht. Er sammelt Beobachtungen auf; er machet die Hypothesen, zu denen diese Beobachtungen den Weg bahnen; und endlich beschließt er es mit den Erfahrungen, durch welche seine Hypothesen bestätiget, oder verbessert werden.

Also hat die Meßkunst, die zu den Künsten, zur Sternkunde, und zur Naturkunde so nothwendig ist, angefangen, und sich selbst zur Vollkommenheit gebracht. Bey ihrer größten Unvollkommenheit hatte sie wenigst den Vortheil, daß sie nur fühlbare Begriffe vortrug, die sich leicht bestimmen ließen. Ohne Zweifel hat es sich oft begeben, daß man sie nur ohngefähr fassete, und zufrieden war, wenn man der Aufgabe, die man suchte, ziemlich nahe kam. Aber so wie man allmählig die Künste hat vervollkommnen wollen, erfuhr man die Ungemächlichkeiten einer so grobartigen Meßkunst. Man suchte dann Methoden, und fand welche. Wer zum ersten auf den Einfall gekommen ist, einen Winkel mit einem Zirkelbogen abzumessen, der hat zu Untersuchungen von dieser Art ein groses Licht gegeben.

Einerseits die Nützbarkeit, die man durch das Bedürfniß empfand, und anderseits die Fehler, die man durch die Erfahrung gewahr wurde, sind dann die Ursachen von dem Fortgange des menschlichen Verstandes gewesen. Fürwahr, es läßt

sich begreifen, daß die Menschen nur so weit studiren werden, als sie das Bedürfniß fühlen, sich zu unterrichten; und sie werden sich nur so weit durch Studiren unterrichten, als sie Mittel haben werden, ihre Fehler zu erkennen. Nach dieser einzigen Betrachtung ist leicht zu fassen, daß der Fortgang in gewissen Gattungen langsam, in andern schnell seyn werde, und daß es welche giebt, mit denen man sich ohne Frucht beschäfftigen wird.

Der Fortgang der Kriegskunst, zum Beyspiele, muß langsam gewesen seyn, obschon die Völker gleich im Anfange sichs zum Bedürfnisse gemacht haben, immer bewaffnet zu seyn. Man hielt dafür, es gebe die Herzhaftigkeit und die Anzahl allein von dem Schicksale der Kämpfe den Ausschlag; und diese Vermuthung war desto natürlicher, weil selbst die Erfahrung die Wahrheit davon zu verbürgen schien, so lang man noch keine andere Richtschnur kannte. Da der Sieger nicht besorgt gewesen war, Ordnung und Kriegszucht unter seinen Truppen einzuführen, so merkte der Besiegte nicht, daß der Mangel an Ordnung und Kriegszucht die Ursache seines Verlurstes war. Man kämpfte dann, ohne daß man Gelegenheit hatte, seine Fehler wahrzunehmen. Der Krieg schien ein Glücksspiel zu seyn, wo man glücklich werden konnte, nachdem man unglücklich gewesen, und man begnügte sich mit der Hoffnung zu siegen, ohne daß man die Mittel zum Siegen erforschte.

Die Kunst, die Völker zu regieren, ist eben so langsam, oder noch langsamer zur Vollkommenheit gekommen; und die Ursache davon ist die nämliche. Man hat gesehen, daß die Gesellschaften im Anfange keine andern Gesetze gehabt haben, als Gebräuche, welche durch die Umstände eingeführt worden waren. Man vermuthete, daß diese Gebräuche hinreichend wären, und sie haben es zu seyn geschienen, so lang die Gesellschaften wenig Bedürfnisse und wenig Laster hatten. Es schien also diese Vermuthung sich durch die Erfahrung zu bestätigen. Folglich wurde man für die alten Gebräuche eingenommen, und man fieng nicht eher an, sie für verdächtig zu halten, als man durch die Unordnungen, die aufs Höchste getrieben waren, gezwungen wurde, die Fehler einer mangelhaften Gesetzgebung zu bemerken.

Aber die Verbesserung der Regierung war keine leichte Sache. Wie viele Dinge waren zu verändern, um die alten Misbräuche abzustellen, und neuen vorzubauen! was für Kenntnisse und Vorsicht erfoderte nicht eine solche Unternehmung! Gleichwohl konnten die neuen Fehler, in welche man verfiel, nicht eher erkannt, werden, als man sie durch die Erfahrung wahrnehmen mußte. Dann hatten sie erst den eingeführten Gebrauch für sich, und man vertheidigte sie noch aus Vorurtheile. Dieses Vorurtheil konnte selbst diejenigen verblenden, welche zu befehlen hatten: oder wenn sie es abgelegt hatten, mußten sie es

doch

doch öffentlich vor dem Pöbel in Acht nehmen. Weil sie also den Uebeln, welche sie sahen, nicht abhelfen konnten, begnügten sie sich Linderungsmittel dagegen zu brauchen; und die neuen Verordnungen waren nicht so fast Verbeßrungen, als vorsichtliche Veränderungen, die zu neuen Missbräuchen Gelegenheit gaben. Dadurch entstanden endlich so zahlreiche und so verwickelte Unordnungen, daß die Erfahrung, durch welche sie sichtbar wurden, kein Mittel mehr an die Hand gab, und alle Hoffnung benahm, das Ende davon zu sehen.

Die Langsamkeit oder Schnelle, womit uns die Erfahrung unsere Fehler entdecket, giebt von der Langsamkeit oder Schnelle unsers Fortganges in jedem Fache der Wissenschaft den Ausschlag. Deßhalben gelangt die Regierungskunst langsamer zur Vollkommenheit, als die Kriegskunst, gleichwie die Kriegskunst selbsten langsamer zur Vollkommenheit gebracht wird, als der Ackerbau und die Sternkunde. Nach dieser Richtschnur kann man die Schifkunst, die Naturkunde, die Arzneywissenschaft, mit einem Worte, die Künste und Wissenschaften beobachten; so wird man begreifen, warum unser Fortgang schnell oder langsam ist.

Je schwerer es für die Menschen ist ihre Fehler kennen zu lernen, destomehr verirren sie sich. Dann ist ein Irrthum der Grund von unendlichen andern, und man verfällt aus Gleichförmigkeit, wie wir bemerket haben, von einer Un-

gereimtheit in die andere. Deßhalben wissen die Abgötterer nicht, ihre Aberglauben zu erkennen: denn dabey verhält sich es nicht, wie bey dem Ackerbaue und der Sternkunde, wo die Erfahrung die Irrthümer verbessert.

Die Vernunft konnte die Menschen zur Erkenntniß eines einigen Gottes erheben: aber sie haben keine Vernunftschlüsse gemacht. Sie haben irgend ein Ding gefürchtet, und aus allem, was sie fürchteten, haben sie lauter Götter gebildet.

Sobald aus der Furcht mehrere Götter entstanden sind, so scheint eben die Furcht zu bestätigen, daß es wirklich mehrere Götter gebe. Denn da die Furcht immer geschäfftig bleibt, so läßt sie alle Lügen, die sie in ihrem ersten Glauben bestärken, für eitel Wahrheiten gelten. Also werden alte Irrthümer durch neue unterhalten, und man glaubet an alle mit desto größerer Zuverläßigkeit, weil man an mehrere glaubt.

Unterdessen werden die Aberglauben von Altardienern gelehret: die Vorsteher der Regierung wenden sie zu ihren Absichten an: die Gesetzgeber lassen die Götter sprechen, und die Philosophen richten ihre Meynungen nach Vorurtheilen ein, die sie nicht bestreiten dörfen, die sie nicht zu vertilgen wissen, und von denen sie manchmal selbst eingenommen sind. Also machen der Aberglaube, die Gesetzgebung, und die Philosophie nur einen Lehrbegriff aus, wo die zahlreichen Irrthümer, mit einer kleinen Anzahl von Wahrheiten

heiten vermenget, die Nationen, welche sonst aufgeklärt scheinen, mit Dunkelheit umhüllen.

Man darf nur die Philosophie in ihrem Ursprunge betrachten, um zu schließen, daß sie Jahrhunderte lang keinen Fortgang habe machen können. Die Philosophen haben unrecht angefangen, und die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen hat von einem Irrthume zum andern weit schneller verleitet, als sie uns heut zu Tage von einer Wahrheit zur andern führet.

Ihr erster und vornehmster Gegenstand ist gewesen, den Ursprung und die Entstehung aller Dinge, die da sind, zu erklären. Allein sie konnten diesen Ursprung und diese Entstehung nicht betrachten: folglich konnten sie dieselbe nicht entdecken.

Wie haben sie sich also bey dieser Untersuchung verhalten? Sie haben nach den angenommenen Vorurtheilen Vernunftschlüsse gezogen: sie haben versuchet, sich weniger gemeine Begriffe zu machen: sie haben witzigere Ungereimtheiten gesagt: sie haben sich in Abstractionen verloren: sie haben endlich die Entstehung des Weltalls nach der schlecht beobachteten Entstehung etlicher Wirkungen erkläret.

Dieß waren die einzigen Hülfsmittel, derer sie sich bedienten. Unterdessen, da sie nichts aus der Beobachtung gelernet hatten, konnte die Erfahrung weder bestätigen, was sie zu wissen glaubten, noch die Irrthümer entdecken, in

welche

welche sie verfielen. Es war also unmöglich für sie, weiter fortzurücken.

Ich verstehe durch Philosophie die Kenntniß der Natur in Dingen, die wir begreifen können. Wir können die Dinge durch die Beobachtung begreifen: wir beobachten zum Beyspiele den Lauf der Gestirne, und wir begreifen ihn.

Wir können sie auch aus Schlüssen nach ähnlichen Verhältnissen begreifen: denn unter den Naturerscheinungen, die wir nicht beobachten können, giebt es einige, die wir nach jenen beurtheilen mögen, welche wir beobachten. Wir urtheilen zum Beyspiele, daß die Erde einen doppelten Umlauf hat, weil wir diesen doppelten Umlauf an andern Planeten beobachten.

Also gleichwie unser Gesicht mit dem bloßen Auge sich nicht so weit erstrecket, als mit dem Auge, das ein Fernrohr zu Hilfe nimmt; auf gleiche Weise reichet unsere Kenntniß mit der bloßen Beobachtung, nicht so weit, als mit der Beobachtung, welche die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen zur Hilfe hat. Die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen thut dann auf gewisse Weise der Beobachtung die nämlichen Dienste, die ein Fernrohr dem Auge leistet.

Es folget daraus, daß es uns eben so wenig möglich ist zu erkennen, was wir durch die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen nicht erreichen können, als wenig es möglich ist zu sehen, was man durch das Fernrohr nicht erreichen kann. Mit einem Worte, die Beob-

achtung

achtung und die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen bestimmen, wie weit sich unsre Kenntnisse erstrecken, gleichwie unsre Augen und unsere Fernröhre bestimmen, wie weit unser Gesicht tragen kann.

Das haben die alten Philosophen, wie es scheint, nicht verstanden. Sie waren der Meynung, daß sie bestimmt seyn, alle Geheimnisse der Natur zu ergründen, und sie glaubten sogar Dinge zu sehen, welche man durch die Beobachtung und die Schlußart aus ähnlichen Verhältnissen nicht erreichen kann. Sie ließen sich durch die Hindernisse nicht aufhalten, sondern im Gegentheile nur hitziger antreiben; und je weniger es ihnen möglich war, dieselben zu übersteigen, destomehr strengten sie ihre Kräfte an, weil sie sich ihre Unvermögenheit nicht einfallen ließen. Sie sammelten Vorurtheile zusammen, wagten unbestimmte Begriffe hervorzubringen, wärmeten alte Meynungen wieder auf, trugen sie mit neuen Spitzfindigkeiten vor, und baueten mit einem Worte neue Systeme.

Diese Systeme wurden mit eben so großem Schwärmgeiste ausgebreitet, als die Aberglauben der Götzendiener, weil sie eben so unverständlich waren. Ihre Irrthümer wurden in alle Gegenden übersetzet; sie bedeckten den Erdkreis; und es schien, als ob sie der Wahrheit keinen Platz übrig ließen, wie ehemals die Wälder dem Ackerbaue keinen Platz übrig gelassen haben.

Aber es hielt weit schwerer die Irrthümer auszurotten, als die Wälder; denn die Philosophen waren eher aufgelegt, die Vorurtheile zu vermehren, als zu vertilgen. Mit einem furchtsamen Schritte näherten sie sich selbst den Götzenbildern: aus Furcht oder Blindheit streuten sie ihnen Weihrauch auf; und, da sie sich ihr Geschäfft daraus machten, ihre Meynungen mit den Meynungen des Pöbels zu vereinbaren, schienen sie oft ebenso abergläubisch, als der Pöbel.

Also sind überhaupt jene geistvollen Männer beschaffen gewesen, die zu allen Zeiten so sehr gerühmet wurden. Man sieht, daß ihr ganzes Betragen von der Schwäche des menschlichen Verstandes zeuget. Wenn man sie mit zwölf unwissenden Fischern vergleichen will, die das Reich des Götzendienstes zertrümmerten, und auf dessen Sturz einen Altar erbauet haben, welchen nichts erschüttern kann; so wird man voll Ehrerbiethung Gotte Dank sagen, der uns beleuchtet: und je mehr man diesem Gegensatze nach denket, desto besser wird man die Göttlichkeit der Religion empfinden, in der wir gebohren sind. Ich werde dem Leser diese Vergleichung erleichtern, da ich ihm die Aberglauben der Götzendiener, und die Ungereimtheiten ihrer Philosophen vor Augen stellen will.

Wann ich das Wenige, was man von den Meynungen der ältsten Völker weiß, werde vorgetragen haben, will ich mich bey den Griechen aufhalten, derer Philosophie besser bekannt ist.

IV. Kapitel.

Von den Meynungen der Chaldäer (*).

Die Chaldäer erkannten einen höchsten Gott, eine Seele der Welt, die sie unter dem Namen Baal anbetheten. Dieses höchste Wesen hielt sich an Oertern auf, zu welchen die Sterblichen nicht gelangen konnten: aber es waren aus ihm Geister von manchfaltigen Ordnungen hervorgekommen, um den verschiednen Theilen der Schöpfung vorzustehen, und ihm unsere Verehrungen vorzutragen. Folglich wurden diese Mittler zum Gegenstande des Religiondienstes. Man mußte sich in den Theilen der Welt, welche sie beherrschten, deßhalben an sie wenden: man mußte dann die Sonne, den Mond, die Erde, u. d. g. anbethen.

Man entdecket in diesem Lehrbegriffe einen dunkeln Begriff von einem ersten Wesen: aber man wird auch darinnen den Götzendienst gewahr, so wie ihn die Unwissenheit eingeführet hatte. Nachdem dieser Dienst einmal angenommen war, fiel es Niemanden ein, denselben in Zweifel zu ziehen. Diesem Vorurtheile haben alle heydnische Philosophen überhaupt ihre Meynungen angepasset, sie mögen nun selbst davon eingenommen gewe-

(*) Ich werde die Meynungen der Völker und der Philosophen nach der Geschichte der Philosophie von Herrn Brucker vortragen.

gewesen seyn, oder sich nicht getrauet haben, dasselbige zu bestreiten.

So groß auch immer unsere Neugierde seyn mag, so ist doch die Begierde die Zukunft vorzusehen nicht der Beweggrund gewesen, der zur Beobachtung der Gestirne die Veranlassung gegeben hat: denn da man sie noch nicht beobachtet hatte, war es nicht natürlich, daß man an ihnen, nach ihren verschiedenen Aspekten, allerley geheime Wirkungen hätte vermuthen sollen.

Aber weil man sie anbethete, war es eine richtige Folge, daß man betroffen wurde, wann gewisse Erscheinungen an ihnen sichtbar waren, die man nicht erwartet hatte. Eine Monds- oder Sonnefinsterniß, zum Beyspiele, mußte den Zorn dieser Gottheiten fürchten lassen, und schien folglich irgend ein Unheil anzudeuten.

Wann nun die Sternkundigen den Lauf der Gestirne so weit erkannten, daß sie dergleichen Erscheinungen vorhersagen konnten, hielt man dafür, weil sie die Finsterniße vorsahen, die man für Zeichen des göttlichen Zornes betrachtete, sie können auch die Uebel vorausschen, die man von diesem Zorne zu befürchten hatte.

Sobald man erkannte, daß ihnen der Himmel die Zukunft in einigen Dingen offenbarte, schloß man daraus, er gebe ihnen in allen Dingen die Zukunft zu erkennen. Aus Furcht hatte man geglaubet, es können die unglücklichen Begebenheiten vorhergesagt werden: und aus Hoffnung glaubte man bald, es können es auch die glück-

lichen

lichen Begebenheiten seyn. Man wurde dann neugierig alles vorher zu wissen.

Gleichwie man nicht einsah, wie diese Vorhersagungen möglich seyn sollten, also sah man auch nicht ein, warum sie unmöglich wären; und das war genug, um alle zu glauben. Der Pöbel, der immer aus Furcht oder Hoffnung neugierig ist, war allzu unwissend, als daß er nicht hätte leichtgläubig seyn sollen.

Auf diese Leichtgläubigkeit ist der Betrug gefolget, der sie gemisbrauchet hat. Als man anfieng zu urtheilen, man könne die Zukunft an dem Himmel wahrnehmen, geschah es nicht, weil etwa die Sternkundigen den Anschlag gemacht hatten, es den Leuten zu bereden, sondern weil der Pöbel vor sich selbst geneigt gewesen war, dieses zu glauben. Als aber dieses Vorurtheil einmal eingeführet war, haben es sich die Sternkundigen zu Nutzen gemacht, und einen Irrwahn unterhalten, der zu ihrem Vortheile gereichte.

Die Völker haben sich dann selbst betrogen, ehe man daran gedachte, sie zu betriegen, und es hat nur deßwegen geflissentliche Betrieger gegeben, weil man sah, daß man, ohne die Absicht gehabt zu haben, zum Betrieger geworden war. Also haben sich die Sternkundigen, die Anfangs die Gestirne nur beobachteten, um ihren Lauf zu entdecken, sich im Falle befunden, dieselben zu beobachten, um alles vorherzusehen: und sie sind Sterndeuter geworden, weil man es hat haben wollen. Also hat die Sterndeutung, so

viel ich muthmaßen kann, bey den Chaldäern und bey andern Völkern im Alterthum, ihren Anfang genommen.

Aus der Sterndeutungskunst sind wieder andere Aberglauben entstanden. Man zweifelte nicht daran, daß die Sterndeuter mit den himmlischen Wesen einen vertraulichen Umgang haben: sie schienen dann ihre Vertrauten und Diener zu seyn. Daraus folgerte man, weil sie den Einfluß der Gestirne ausdeuten können, so müssen sie auch alle Dinge auszudeuten wissen, die man für lauter Zeichen des Willens der Götter ansah: und bald glaubte man, weil sie so viele Dinge wüßten, so müßte auch die ganze Natur ihnen zu Willen seyn. Sie deuteten dann die Träume, den Flug der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere aus: sie machten Bezaubrungen, Beschwörungen, und wurden mit einem Worte gezwungen, Wahrsager, Zeichendeuter, und Zauberer zu werden.

Gleichwohl muthmaße ich, daß die Zauberkunst nicht eher entstanden ist, als nachdem man die Kenntniß der Bilderschrift verloren hatte. Da nun die hieroglyphischen Charaktere geheimnißvolle Zeichen geworden waren, hat man vermuthlich vergessen, daß sie im Ursprunge nur Sinnbilder gewesen sind: und weil man dunkel erkannte, daß sie mit den Dingen, die sie bezeichnet hatten, einiges Verhältniß behielten, so wird man geschlossen haben, sie seyn vermögend dieselben hervorzubringen. Man bildete sich ein, zum Beyspiele, man werde die Geister hervorbannen, wenn man

die

die Charaktere, die das Sinnbild von ihnen gewesen waren, auf eine gewisse Art gebrauchte.

Im übrigen kann man diese Dinge nicht weiter als in ihrem Ursprunge betrachten. Sie sind so unbestimmt, so dunkel, und haben so viele Verändrungen erlitten, daß man unmöglich ihren Fortgang untersuchen kann. Und überdas wäre es sehr vergeblich, wenn man ausforschen wollte, worinnen eigentlich und besonders die Zauberkunst der Chaldäer bestanden sey.

Wir wissen nicht, was sie von der Natur der Welt gedacht haben. Ihr Lehrbegriff ist in diesem Stücke mit Allegorien eingehüllet, die man nicht ergründen mag. Man sieht allein, daß sie die Welt für ewig gehalten hatten.

Jener, den sie für den Urheber aller ihrer Meynungen ansahen, wird Zoroaster geheißen. Aber die meisten alten Namen sind nicht so fast sonderbare Namen, als Titel, welche verschiedentliche Verrichtungen andeuteten. Zoroaster, zum Beyspiele, hieß ein Beobachter der Gestirne. Es ist also wahrscheinlich, daß mehrere Sternkundige diesen Namen werden getragen haben; und wenn er in der Folge für einen sonderbaren Namen gegolten hat, so wird er aufgehört haben, für einen Titel gebraucht zu werden. Uebrigens hätte man keinen Grund, den ganzen Lehrbegriff der Chaldäer einem einzigen Manne zuzueignen: er wurde allmählig nach den Umständen zusammengesetzet, und war das Werk einer längern Zeit und der Leichtgläubigkeit des Pöbels.

Die chaldäischen Philosophen nannten sich Magus. Sie hatten an dem Hofe ein großes Ansehen: denn eigentlich waren oft die Begierden ihrer Fürsten die Gestirne, die sie zu Rathe fragten.

V. Kapitel.

Von den Meynungen der Aegyptier.

Als die Griechen noch unwissend waren, haben sie sich von der Wissenschaft der Aegyptier einen übertriebnen Begriff gemacht; und dieses Vorurtheil, das sie angenommen haben, als sie noch schlecht urtheilten, behielten sie bey, da sie schon besser urtheilen konnten. Der Ruhm der Aegyptier ist mit diesem übertriebnen Maaße bis auf uns gekommen: heut zu Tag ist es nicht mehr möglich, ihren wahren Werth zu bestimmen.

Wenn man in ihren Meynungen die größten Ungereimtheiten wahrnimmt, so entwickelt man doch auch darinnen Aussichten, die mehrerley Entdeckungen voraussetzen. Ehe die Griechen Philosophen hatten, konnten die Aegyptier schon Sternkundige aufweisen, welche die Sonne in den Mittelpunkt der Welt versetzeten. Allein, ein System, das wider alle Scheinbarkeit so offenbar streitet, mag wohl erst durch eine Reihe richtiger Beobachtungen herausgebracht worden seyn.

Nach den Werken, die sie verfertiget haben, läßt sich auch muthmaßen, daß sie die Meßkunst

mit ziemlich gutem Erfolge getrieben. Sie wären sehr mittelmäßige Meßkünstler gewesen, wenn sie nicht mehr gewußt hätten, als was Thales und Pythagoras von ihnen erlernet zu haben scheinen. Haben aber auch diese zween Philosophen die geschicktesten Männer in Aegypten zu Rathe gezogen? ist es ausgemacht, daß man ihnen alles mitgetheilt habe, was die Aegyptier in diesem Fache wußten? hat man ihnen keinen Handgriff verborgen gehalten, dessen man sich dabey bediente?

Die Sternkunde und die Meßkunst sind im übrigen die einzigen Wissenschaften, in denen die Aegyptier einen Fortgang gemacht zu haben scheinen. Vielleicht wäre derselbige größer gewesen, wenn sie fortgefahren hätten, sich darauf zu befleißen: aber sie vernachläßigten diese Wissenschaften bey Zeiten, und verlegten sich allein auf das Studium der Theologie.

Die gemeine Theologie war bey ihnen eine bloße Sammlung lächerlicher Aberglauben; und weil sie sehr genau darauf hielten, wurden sie bey den Heyden für das gottesfürchtigste Volk angesehen. Sie betheten Gestirne, Menschen, und Thiere an. Wir haben schon anderswo den Ursprung dieser verschiedenen Religiondienste erkläret.

Die geheime Theologie erkannte einen allwesenden Geist, der seinen eigentlichsten Sitz im Himmel hatte. War er eine geistige Substanz, oder eine ungemein verdünnerte Materie, die sich in der ganzen Natur ergoß? Das wußten die Aegyptier

gyptier vieleicht selbsten nicht. Wahrscheinlicher Weise suchten sie nicht von dem, was sie durch jenen allwesenden Geist verstanden, sich einen Grund anzugeben. Einige von ihren Gottheiten stiegen manchesmal auf die Erde herunter; zeigten sich da in einer menschlichen Gestalt; lebten eine Weile, und stiegen wieder in den Himmel hinauf. Von dieser Art sind Osiris und Isis gewesen. Sie waren Bruder und Schwester, Mann und Weib; beherrschten Aegypten; gaben in den Künsten Unterricht, und kehreten wieder, jener in die Sonne, diese in den Mond, zurück.

Andere Gottheiten von einer geringern Ordnung waren auch Theilgen jenes allwesenden Geistes. Sie wurden Genius geheißen. Diese hatten sonderbar ihr Vergnügen an den Bildsäulen, die man ihnen errichtete; sie nahmen an dem Schicksale der großen Männer Antheil, und ihre Erscheinungen dienten für viele Fabeln zum Stoffe.

Es brachte es die Natur aller dieser Gottheiten mit sich, daß sie sich in dem allwesenden Geiste, von dem sie ein Ausfluß waren, wieder vereinigten. Die menschlichen Seelen hatten den nämlichen Ursprung: weil sie aber weit minder vollkommen waren, kehrten sie zu jenem Geiste nicht eher zurück, als sie gereiniget wurden; und zu diesem Ende wanderten sie von Zeit zu Zeit verschiedene Körper durch. Jene, die gerecht gewandelt hatten, waren einer geringern Anzahl von Wandrungen unterworfen; die übrigen mochten drey tausend Jahre lang von einem Thiere in das an-

dre herumirren. Dieses hatte man die Seelenwanderung genannt.

Die Aegyptier hatten dann einen Begriff von der Unsterblichkeit der Seele, so wie von den Strafen und Belohnungen nach diesem Leben, gehabt. Unterdessen trug doch die Religion nichts Bestimmtes von diesen Lehrsätzen vor: denn sie selbsten hatten hierinnfalls nur sehr dunkle Begriffe gehabt.

Haben sie etwa durch die Unsterblichkeit nur verstanden, daß die Seele nicht vernichtet wird? oder wollten sie sagen, die Seele behalte noch nach dem Tode das Gefühl ihrer Persönlichkeit bey? Darüber haben sie ohne Zweifel niemals zu streiten gedacht. Gleichwohl bringt die Unsterblichkeit diese zwo Fragen mit sich. Denn wenn die Seele, mitten unter ihren Auswandrungen, nicht fühlet, daß sie immer die nämliche ist, so wird ihre Persönlichkeit von einer Wanderung zur andern sich verändern, und in jedem Körper, den sie belebet, eine verschiedene Person seyn.

Obschon die Meynung von der Seelenwanderung unter den Aegyptiern allgemein war, so hatten sie doch einen Brauch, der dawider zu streiten schien. Denn wenn man von einem Menschen wähnete, daß er tadellos gelebet habe, bath man die Götter, sie möchten ihn in ihre Gesellschaft aufnehmen; und anstatt ihn zu beweinen, erfreute man sich des Glückes, daß er genießen würde. Allein man trifft dergleichen Widersprüche bey allen Völkern an: sie sind eine Wirkung

der Umstände, die von einer Zeit zur andern unvermerklich widersprechende Gebräuche und Meynungen in den Gang bringen.

Die Aegyptier ließen drey Grundwesen der Dinge zu. Das erste, welches sie thätig hießen, war der allwesende Geist, die Seele der Welt, der höchste Gott, welcher der ganzen Schöpfung und jedem von ihrem Theilen die Form giebt. Das zweyte war die Materie, die sie für ewig angaben. Das dritte war die Natur der Materie selbsten, welche durch ihre Unvollkommenheit dem Guten, so das thätige Grundwesen hervorbringen will, Hindernisse in den Weg leget. Sie erklärten diesen Lehrbegriff durch Allegorien, da sie dem ersten Grundwesen den Namen Osiris, dem zweyten Isis, und dem dritten Typhon beylegten. Die Welt, sagten sie, ist aus der Ehe des Osiris und der Isis entsprossen; sie wird ein Ende nehmen, und wird wieder aufleben. Aber es ist unnützlich, auf dergleichen einzelne Meynungen sich einzulassen.

Die ägyptischen Philosophen sind Sterndeuter und Zauberkünstler gewesen. Es fragt sich, ob sie diese Aberglauben aus Chaldäa, oder ob die Chaldäer dieselbigen aus Aegypten hergeholet haben. Eben so gut könnte man fragen, ob der Euphrates aus dem Nilus, oder der Nilus aus dem Euphrates entspringe. Die Aegyptier haben des Unterrichts der Chaldäer so wenig bedorft, als die Chaldäer des Unterrichts der Aegyptier bedorften, um Sterndeuter und Zauber-

künstler zu werden. Die nämlichen Irrthümer, und die nämlichen Entdeckungen haben bey diesen beyden Völkern auf gleiche Weise ihren Anfang nehmen können.

Die Aegyptier haben, wie andere Nationen, einem einzigen Manne alle ihre Meynungen und alle ihre Kenntnisse beygemessen. Sie nannten denjenigen, der bey ihnen für den Erfinder der Religion, der Gesetze, der Künste und Wissenschaften gehalten wurde, Thoot, Taaut, oder Theut. Die Griechen sagten eben dieses von ihrem Hermes; und die Römer von ihrem Merkur. Jene sagte dann: Thoot ist Hermes; und diese: Thoot ist Merkur.

Man hat auch gesaget, Thoot sey Moses gewesen, weil er nach einer alten Erbsage aus dem Nilus entsprossen war, eine Ruthe trug, und Wunder gewirket hatte. Einige endlich haben an ihm Joseph, Henoch, oder Adam erkennen wollen. Dieß ist gewiß, daß es mehrere Thoots, wie mehrere Zoroaster, gegeben hat.

Einer von ihnen hatte den Aegyptiern Gesetze gegeben: aber eine Ueberschwemmung des Nilus und ein Erdbeben, die zusammentrafen, stürzten die Säulen nieder, worauf die Gesetze geschrieben waren, und verschütteten die Gesetze, wobey ein Theil der Einwohner um das Leben kam.

Als diejenigen, welche sich retten konnten, Aegypten wieder bevölkert hatten, suchte man die alten Säulen wieder hervor, von denen man noch ein Andenken übrig behielt. Man grub

sie aus, und da sie ein neuer Thoot erkläret hatte, lebten Religion, Gesetze, und Künste in Aegypten wieder auf. Diesen Thoot haben die Aegyptier Trismegist, oder dreymal groß, genannt, und ihm haben sie in der Folge bis auf zwanzig tausend Werke zugeeignet.

VI. Kapitel.

Von den Meynungen der Persier.

Wie die Barbarn die Sitten der verfeinerten Nationen, die sie bezwingen, an sich nehmen, also nehmen sie auch ihre Meynungen an: aber sie legen dabey ihre Vorurtheile nicht vollkommen ab, und folglich verunstalten sie dieselbigen.

Die Persier, von denen wir vor der Regierung des Cyrus nichts wissen, haben dann vermuthlich die Meynungen der Chaldäer angenommen; und sie werden dieselben desto mehr verunstaltet haben, weil es wahrscheinlicher Weise den Chaldäern selbst nicht möglich war, bestimmte Begriffe davon anzugeben.

Nach dem Beyspiele der Chaldäer, nannten die Persier jene Männer, welche bey ihnen den Schatz der Wissenschaften bewahrten, Magus, und diese Magus erkannten eben auch einen Zoroaster für ihren Stifter. Die Gleichförmigkeit, aus der man entdecket, daß die nämlichen Namen von einem Volke auf das andere gekommen

men sind, ist Grundes genug zu vermuthen, daß die Meynungen mit den Namen übergegangen, und bey allen beyden ohngefähr einerley gewesen sind. Im übrigen weiß man nicht, woher das Wort Magus seinen Ursprung habe.

Die Magus ließen zwey Grundwesen zu: ein gutes, von dem das Licht, und ein böses, von dem die Finsternisse entspringen; jenes wurde Oromazes, dieses Arimanius benamset.

Sie sahen das Feuer für die Weltseele an. Deßhalben hielten sie ein geheiligt Feuer, das sie sorgfältig verwahrten; und sie betheten die Sonne unter dem Namen Mithras an, welche sie in der Gestalt eines bewaffneten, starken, nervichten Mannes vorstellten, der ein grimmiges Thier zu Boden schlug. Die Sonne war, nach ihrer Meynung ein Mittler zwischen beyden Grundwesen.

Also war überhaupt ihr Lehrbegriff beschaffen, als ein neuer Zoroaster, der unter Darius dem Vater des Xerxes zum Vorscheine kam, die Anbethung der Gestirne und der Götzenbilder in Abgang brachte. Gleichwohl passete er seinen Vortrag den angenommnen Meynungen an, und schien sie mit großer Behutsamkeit zu bekämpfen.

Da er überzeuget war, daß aus Nichts nichts entstehen kann, gab er ein ewiges Grundwesen zu, welches er ein sehr reines, wirksames, und unkörperliches Feuer nannte, und wo-

von ihm die Sonne nur ein unvollständiges Ebenbild schien.

Aus diesem ewigen und reinen Feuer ließ er alles, was da ist, sich entwickeln. Aber alles entwickelte sich nicht unmittelbar daraus: er stellte sich eine Reihe von Entwicklungen vor, und sah ein Ding aus dem andern entstehen.

In dieser Reihe von Entwicklungen nahm er gleichsam eine Stufenordnung von Lichte wahr: das Feuer, das in seinem Ursprunge ganz rein und wirksam war, verlor von seiner Reinigkeit und Wirksamkeit nach dem Maaße, wie es sich von seinem Ursprunge weiter entfernte.

Jene Dinge, die unmittelbar daraus herkamen, hatten also mehr Antheil an der Natur des ersten Grundwesens; und diese waren die vollkommensten Dinge. In den übrigen wurden die Vollkommenheiten des Grundwesens gradweise schwächer von einer Entwicklung zur andern: folglich fanden sie sich am Ende nicht mehr in den Dingen, womit sich die Reihe der Entwicklungen schloß.

Um sich nach den Begriffen des Pöbels zu fügen, legte Zoroaster diesem Feuer, welches er für die Grundursache aller Dinge hielt, den Namen Mithras bey: er sagte Mithras habe Oromazes und Arimanius erzeuget, und durch diese sey die Welt gestaltet worden.

Oromazes kam unmittelbar von Mithras her: folglich war er vollkommen, und aus ihm giengen die Geister hervor, derer Natur, die ein

reines

reines und wirksames Feuer ist, alles hervorbringt, was auf der Welt Gutes ist.

Arimanius hatte einen entfernten Ursprung von Mithras: er war also minder rein und wirksam, und hatte weniger Vollkommenheiten. Dieser war kein Geist, sondern die Materie selbsten. Weil er nothwendiger Weise unvollkommen war, brachte er alle Uebel hervor.

Da diese zwo Grundursachen aus ihrer Natur einander entgegengesetzt waren, hatten sie beständig zu streiten. Dromazes bestrebte sich, jenes reine Feuer, jener Mithras, der ihn erzeuget hatte, wieder zu werden, und er wendete alle seine Kräfte an, um alle Dinge zu jenem Ursprunge zurückzuleiten. Arimanius dagegen bestrebte sich, das zu bleiben, was er war, und alles zu Materie zu machen.

In diesem Streite wurde die Materie immer in Bewegung gesetzet, und läuterte sich unvermerklich. Sie mußte dann allmählig ihre unvollkommne und finstre Natur ablegen, gradweise beleuchteter werden, und endlich dem Mithras vollkommen ähnlich sich befinden. Alsdann war Arimanius besieget, vernichtet, und alles kehrte in das erste Grundwesen zurück, aus welchem alles hergekommen war. Aber alles mußte wieder daraus hervorkommen, und wieder dahin zurückkehren: und also entstand durch eine Reihe von Entwicklungen die Schöpfung allemal aufs Neue, und wurde wieder aufs Neue vernichtet.

Man sieht, daß jene Entwicklung, von welcher sich Zoroaster einen Begriff zu machen glaubte, nur der figürliche Ausdruck einer Sache ist, die er nicht begriff, und nicht begreifen konnte. Fürwahr, wenn er, um zu erklären, wie alles von einem ersten Grundwesen herkomme, gesaget, hat, alles werde daraus entwickelt, so sagte er eigentlich nichts anders, als alles komme von ihm her. Er sagte nichts anders, als was Jedermann weiß; aber er redete nicht, wie Jedermann redet, und oft ist dieses genug, um ein Philosoph zu scheinen.

Wenn dieses System der Entwicklungen nicht länger gedauret hätte, als Zoroaster gelebet hat, so wäre es unnützlich gewesen, dasselbe bekannt zu machen. Aber es hat diesen Philosophen überlebt; es hat durch mehrere Jahrhunderte Anhänger gefunden; es hat mancherley verschiedene Gestalten angenommen; und ist die Quelle vieler Irrthümer geworden, von denen einige bis auf uns gekommen sind.

VII. Kapitel.

Von den Meynungen der Indianer.

Es ist bekannt, daß in Indien die Völker in Kasten eingetheilt sind, und daß diese Kasten niemals sich unter einander verbinden; denn jene

vom

vom ersten Range verachten die letztern, welche sich durch Haß für diese Verachtung rächen. Die Kaste der Brachmanen oder Braminen wird für die vornehmste aus allen gehalten. Sie hat diesen Vorzug den Wissenschaften, die sie bewahret, und der Meynung, die man von ihrem Ursprunge hat, zu verdanken. Sie kömmt von dem Gotte Birama her, den wir Brama nennen.

Die Brachmanen sagen, Gott sey ein pures unkörperliches Licht, und aus diesem Lichte lassen sie Buddas und Bacchus entstehen. Buddas wird in China und Japon unter dem Namen Sommokbodom, und zu Siam unter dem Namen Xaxa angebethet.

Die Seelen kommen, nach ihrer Meynung, auch aus diesem Lichte her: sie sind nur Theilchen von ihm, die sich davon losgerissen haben, und wieder damit vereinigen werden. Das ist ohngefähr alles, was wir von dem Systeme der Entwicklungen wissen, welches sie ausgedacht haben.

Sie erkennen, daß Gott alles sieht, alles regieret, alles erhält: aber sie reden von ihm mit verblümten Ausdrücken, die nur dunkle oder widersprechende Begriffe davon geben. Er ist die Seele der Welt, sagen sie: die Sterne sind seine Augen: er ist unkörperlich; und gleichwohl ist die Welt in Beziehung auf ihn, gleichsam sein Gewand.

Sie betrachten die Sonne als das Sinnbild der Gottheit, und in dieser Eigenschaft bethen sie dieselbe an. Man erzählet, daß sie sich darinnen übten, ihre Augen auf dieses Gestirn zu heften, und daß man von jenen glaubte, die ihr in ihrem Laufe vom Anfange bis zum Untergange nachschauen konnten, sie haben den höchsten Grad der Weisheit erreichet.

Die Griechen haben die Meynungen der Brachmanen wenig studiret, aber ihre Lebensart besser beobachtet. Sie haben dieselben Gymnosophisten, das ist, nackende Philosophen, geheißen, und von ihnen erzählet, daß sie weit von aller Gemeinschaft der Menschen entfernet, in Wäldern, in Höhlen sich aufhielten, keinen Wein tranken, kein Thierfleisch aßen, keine andern Betten hatten, als Felle, die sie auf der Erde ausbreiteten; daß sie das Leben gering schätzten, die Schmerzen verachteten, und sich das Leben nahmen, wann sie zu einem hohen Alter gelangten.

Bey dieser Denkensart hielten sie sich für weise, frey, unabhängig, und über Könige erhaben. Als ihnen Alexander hatte sagen lassen, sie sollten zu ihm kommen, gaben sie zur Antwort: **Er mag zu uns kommen, wenn er uns etwas zu sagen hat.** Einer von ihnen, Kalanus, stellte sich allein auf die Befehle dieses Kriegshelden ein, und zog sich dadurch die Verachtung aller übrigen zu. Bald darauf, als er drey und achtzig Jahre alt war, bestieg er einen Holzstoß, und verbrannte sich.

Das

Das strenge Leben der Brachmanen, die Wissenschaft, die man an ihnen vermuthete, und die Verachtung des Todes erwarben ihnen die Hochachtung des Pöbels. Man beeiferte sich, die Gastfreyheit an ihnen auszuüben; man war stolz darauf, einen in seinem Hanse zu haben; sie hatten freyen Zutritt bey den Großen; sie wurden sogar in die Gemächer des Frauenzimmers eingelassen.

Man wähnte, sie haben einen vertraulichen Umgang mit der Gottheit, und die Zukunft sey ihnen nicht verborgen. Ja, sie betrugen sich zu diesem Ende sehr arglistig. Sie sahen die sonderheitlichen Begebenheiten als nichtsbedeutende Dinge an, worüber sichs nicht geziemte, die Gabe der Weisagung zu verschwenden; und sie begnügten sich, die allgemeinen Begebenheiten vorzusagen, welche in der That leichter vorherzusehen sind, und auf welche die Wahrsagungen allezeit passen, wenn sie nur ein Wenig unbestimmt, zweydeutig, und dunkel vorgetragen werden.

Die Gymnosophisten waren entweder treuherzige Schwärmer, oder Ehrgeizige, welche die Leichtgläubigkeit des Pöbels misbrauchten, und die Welt dem Scheine nach verachteten, damit sie desto sicherer ihre Rolle darauf spielen könnten.

VIII. Kapitel.

Von den Meynungen der Scythen und Celten.

Durch Scythien verstanden die Griechen die mitternächtlichen Gegenden Asiens und Europens, und manchesmal nur jene von Asien. Nach ihrer Meynung, sind die Völker in diesen Gegenden aus der Natur gewesen, was die übrigen nur durch Gesetze hatten werden können. Es legt eben die Natur, welche den Barbarn weniger Bedürfnisse giebt, ihnen auch weniger Laster bey; wo dagegen die gesitteten Nationen mehr Laster haben, weil sie beflissen sind, ihre Bedürfnisse zu vervielfältigen.

Die Scythen waren dann, was sie seyn mußten. Die Natur hatte aus ihnen nicht gemacht, was die Kunst aus den Griechen gemacht hatte, weil sie ihnen den Luxus nicht geben konnte. Da sie in Ländern wohnten, welche ohne Pflegung zu ihrem Unterhalt überflüßig zureichten, so haben sie keine Nothwendigkeit gefühlet, das Erdreich einzutheilen. Alle Güter beynahe waren gemein: sobald sie aber weniger Eigenthum besaßen, hatten sie auch weniger Gelegenheiten, ungerecht zu werden. So waren die Tugenden der Scythen beschaffen: sie bestanden in dem Nichtdaseyn verschiedener Laster, die sie nicht zu kennen vermochten; und wahrscheinlicher Wei-

se schloßen sie auch viele gesellschaftliche Tugenden aus.

Im übrigen ist es falsch, daß sie die Natur allein zu dem, was sie waren, gemacht habe, weil sie auch Gesetzgeber hatten. Zamolxis, unter andern, beredete ihnen, daß sie nur deßhalben aus diesem Leben abschieden, um ein besseres anzutreten. Dadurch hat er sie zu einer rauhen, dürftigen, und tapfern Lebensart abgehärtet, und sie gelehret, den Tod zu verachten, den Verlurst ihrer Verwandten und ihrer Freunde nicht zu bedauren, ja sogar sich darüber zu erfreuen. Er wurde nachmals für einen Gott angesehen, und man opferte ihm von Zeit zu Zeit Menschen, auf die das Loos gefallen war: diese, hieß es, waren Abgesandte, die man an ihn abschickte. Einige haben aus ihm einen Sclaven und Schüler des Pythagoras gemacht; aber, ohne Grund: es scheint, er habe vor diesem Philosophen gelebet.

Dicenäus, ein Zeitgenoß Cäsars und Augusts, war auch ein Gesetzgeber, der vieles beygetragen hatte, den Scythen gelindere Sitten beyzubringen. Er war in der Philosophie der Griechen bewandert.

Unter den gelehrten Männern, die Scythien aufzuweisen hat, nehmen sich sonderbar Anacharsis und Toxaris aus, von denen beyde zu gleicher Zeit mit Solon gelebet hatten. Wir haben gesehen, daß der erste von den Gesetzen der Athenienser richtig geurtheilet hat. Er kehrte in

sein Vaterland zurück, wo er die Unvorsichtigkeit begieng, daß er die Gesetze und die Religion der Griechen einführen wollte. Aber der König machte ihm ein Verbrechen daraus, und ließ ihm das Leben nehmen.

Was den Toxaris betrifft, so hat sich dieser bey den Athenienſern niedergelassen. Er trieb die Arzneykunst mit so gutem Erfolge, daß sie ihm ein Grabmaal nach seinem Tode aufrichteten, und die Einbildung hatten, seine Bildsäule könne die Krankheiten heilen.

Scythien hat vorzüglich auch Wahrsager und Zauberkünstler hervorgebracht. Abaris ist einer der berühmtesten. Er hatte von Apollo, dessen Priester er war, einen Pfeil empfangen, auf welchem er durch die Luft flog, die Welt durchwanderte, Orakelsprüche that, Wahrsagungen machte, und den Kranken mit seinem Worte die Gesundheit gab. Er kam nach Athen, wo er sich die Bewnnderung aller Griechen erwarb. Es läßt sich erachten, was für Meynungen ein Volk gehabt habe, welches dergleichen Zauberkünstler hatte.

Wenn wir nur auf die Zeit merken wollten, wo die Celten zum erstenmal bekannt geworden sind, so wären sie jünger als die Nationen, von denen wir geredet haben. Aber ich verweise alle Barbarn ohne Unterschied auf das entfernteste Weltalter zurück: denn, in was für einem Jahrhunderte man sie auch entdecken möge, so sind sie doch insgemein nur das, was sie gewesen

sind, als sie angefangen hatten, Nationen auszumachen.

Unter dem Namen Celten hat man die Gallier, Germanier, Britannier, Thracier, Sarmatier, Geten, Dacier, Illyrier, u. s. w. begriffen. Es scheint, daß alle diese Völker einerley Sprache, und folglich einerley Ursprung, einerley Denkensart gehabt haben.

Ihre Gebräuche und Meynungen mögen wohl einige Verändrungen erlitten haben, wann sie sich etwa in verschiedene Nationen abtheilten, welche wenig Gemeinschaft miteinander pflagen, oder wann sie durch Auswandrungen und Kriege sich mit andern Völkern vermischet und vereiniget haben. Aber diese Verändrungen werden wohl im Grunde nicht beträchtlich gewesen seyn, so lange die Zufälle, wodurch sie veranlasset wurden, die alte Unsittlichkeit haben fortdauren lassen. Wir mögen also von den ältesten Celten nach jenen urtheilen, die wir durch die Römer haben kennen lernen. Ich will nur von den Galliern und Germaniern sprechen.

Es gab unter den Galliern dreyerley Stände: die Druiden, die Ritter, und den Pöbel. Die Druiden waren die Priester, und wollten ihre Abkunft aus dem tiefsten Alterthume herleiten. Sie hatten die Gesetze zu verwahren, und auszulegen: sie sprachen mit einer Obergewalt, die sie nur von den Göttern herleiteten, ihre Urtheile: sie waren eigentlich die Gesetzgeber.

Wer sich ihren Aussprüchen nicht unterwarf, wurde für gottlos erkläret. Er verlor allen Antheil an geheiligten Dingen, und sogar das Bürgerrecht. Der Pöbel hatte Abscheu vor ihm: man floh ihn: man getrauete sich nicht mit ihm zu reden.

Die Druiden waren dann in mehr als einer Absicht die Vorsteher der Nation. Ihre Person war geweihet: sie genoßen der größesten Vorrechte: sie hatten sich von allen Auflagen frey gemacht: und obschon bey einem kriegerischen Volke die Ehre der Waffen zur Obermacht vieles beytragen kann; so hatten sie doch nicht im Brauche zu Felde zu ziehen, weil sie wohl versichert waren, daß sie durch den Aberglauben immerhin die Oberhand über den Sieger behielten.

Ihr oberster Vorsteher hatte eine unbeschränkte Gewalt über sie. Er wurde gemeiniglich erwählet; aber weil eine solche Stelle allzu wichtig war, um nicht darum sich zu beeifern, so suchte man sie durch allerhand Wege, und manchesmal durch die Waffen, zu erwerben. Also griffen die Druiden, die fürs Vaterland niemals zu Felde giengen, selbst gegen einander zun Waffen, und zettelten bürgerliche Kriege an. Sie hatten Wahrsager unter sich um den Götterdienst zu verwalten; Barden, um die Begebenheiten, von denen man das Andenken aufbewahren wollte, in Verse zu bringen; Weiber die sich darum annahmen, die Zukunft vorherzusagen.

In den verborgensten Winkeln der Haine trugen die Druiden ihre noch verborgnere Lehre vor. Der Eichbaum, welchen sie Deru nannten, und von dem sie ihren Namen angenommen hatten, war für sie der geheiligteste Baum, und unter seinem Schatten, hielten sie ihre geistlichen Schulen und Versammlungen.

Man weiß die Ungereimtheiten nicht, welche sie vortrugen. Sie rühmten sich, den Lauf der Gestirne, die Natur der Götter, und aller Dinge zu kennen. Es scheint, sie seyn Sterndeuter gewesen; sie haben verschiedene Arten von Wahrsagungen gehabt, und an die Seelenwanderung geglaubet. Sie gebrauchten sich der Schrift nicht, obschon sie dieselbige kannten. Ihre ganze Lehre lag im Gedächtnisse verwahret. Um darinnen unterrichtet zu werden, mußte man ihren Unterweisungen beywohnen. Sie vertrauten sie nur Schülern an, die sie lange Zeit geprüfet hatten: und obschon man sich bequemen mußte, manchesmal bis auf zwanzig Jahre unter ihnen in den Wäldern zuzubringen, so war doch in ihren Schulen der Zulauf so groß, als sie ihn nur gestatten wollten. Es ist nicht zu wundern, daß man sich beeiferte, einer Versammlung beyzutreten, welche das größte Ansehen und die größte Macht besaß.

So viel Ehre sich immer die Ritter durch ihre Waffen mochten erworben haben, so beugten sie doch selbsten sich unter das Joch der Druiden. Aber sie hielten sich dafür an dem Pöbel schad-

los, den sie als Sklaven behandelten. Sie hatten im Brauche, einigen ihren Schutz zu geben, und unter diesem Namen brachten sie das Volk in ihre Dienstbarkeit. Sie waren eigentlich Tyrannen, und die Gallier waren nur in der Einbildung frey.

Bey den Germaniern hatten die Priester eben das Ansehen, wie bey den Galliern. Sie waren die einzigen Richter, wie die Druiden: sie allein hatten das Recht, Strafen aufzulegen, und sie fällten in Namen der Götter ihre Urtheile.

Ihre Schüler bildeten sie auch in den Wäldern mit eben so großer Heimlichkeit. Sie hatten auf gleiche Weise Dichter, Wahrsager, und Wahrsagerinnen. Die letztern machten besonders ihr Glück unter ihnen: denn sie waren der Meynung, die Weiber haben etwas Heiligers, Göttlichers, und Propetischeres an sich, als die Männer. Sie haben Wahrsager, und noch öfter Wahrsagerinnen angebethet Velleda ist unter andern ein Gegenstand ihrer Verehrung gewesen.

Die Gallier und Germanier hatten weder Tempel, noch Götzenbilder. Ihre Altare waren Steinhaufen, die sie mitten in den Wäldern aufrichteten, und der größte Stein schien ihnen der schicklichste zu den Orakelsprüchen. Da entrichteten sie ihre Schlachtopfer. Sie forschten sogar in menschlichen Eingeweiden die Zukunft aus. Sie schlachteten Gefangene, Missethäter, und wo diese mangelten, unschuldige Bürger, wenn man diesen Unmenschen den Namen Bürger beylegen darf.

darf. Sie glaubten, die Gottheit habe ihr vorzügliches Wohlgefallen an den größesten Theilen der Schöpfung, an der Sonne, dem Monde, den Wäldern, und sonderbar an den Eichenwäldern. Daraus läßt sich muthmaßen, sie haben Gott für die Seele der Welt gehalten, und ihn auf gewisse Weise in eine Menge kleinerer Geister getheilet. Diese Meynungen haben unter ihnen entstehen können, wie sie unter den Chaldäern entstanden sind.

Die Priester allein scheinen an die Seelenwanderung geglaubt zu haben. Die übrigen hielten sicher dafür, sie werden nach diesem Leben ein besseres antreten. Deßhalben hat kein Volk den Tod weniger gefürchtet, als die Gallier und Germanier. Sie wünschten sich Glück, wann sie zum Kampfe auszogen; sie beneideten das Schicksal derjenigen, die auf dem Wahlfelde blieben, und begiengen ihren Tod mit Freudenbezeugungen.

Also sind überhaupt die Germanier und Gallier beschaffen gewesen; und wir können vermuthen, daß alle Celten ohngefähr die nämlichen Meynungen und die nämlichen Gebräuche gehabt haben.

IX. Kapitel.

Von den Ursachen, welche den Fortgang der Künste und Wissenschaften befördert oder verzögert haben.

Wir haben beobachtet, daß die Menschen nur so weit in ihren Lehrübungen Fortgang machen, als sie durch die Erfahrung ihre Fehler kennen lernen: und diese Anmerkung erklecket, um zu erklären, wie sie einige Künste schnell erfinden und vervollkommnen, und wie es Wissenschaften giebt, auf welche sie Jahrhunderte lang sich vergeblich verwenden.

Aber warum haben die Künste in Aegypten und Asien, nachdem sie in Aufnahme gekommen waren, wieder aufgehört, sich weiter empor zu schwingen? Warum blüheten sie, nachdem sie zu den Griechen übergegangen waren, dort besser als anderswo? Warum läßt die Geschicklichkeit in einem Lande nach, und fängt dagegen an, in einem andern zu wachsen?

Die Völker in Morgenland waren anfänglich mit dem Erfindungsgeiste begabet; aber auf einmal verloren sie ihn. Nicht allein erfanden sie nichts mehr, sondern schienen sogar unfähig zu seyn, das zu vervollkommnen, was sie erfunden hatten; und gleichwie sie die nothwendigsten Künste nur aus dem Gröbsten zugestutzet haben, so verlegten sie sich mit noch minderm Fortgange auf

die

die Wissenschaften, und ließen unter diesem Namen nichts als ungereimte Meynungen zurück.

Die Griechen vervollkommneten die Künste, die sie aus Aegypten und Phönicien erhalten hatten: sie erfanden noch neue dazu, und nach der Anlage, die sie in vielen Gattungen an sich blicken ließen, hätte man glauben sollen, es würde nichts ihrer Geschicklichkeit verborgen bleiben. Gleichwohl blieben die Wissenschaften unvollkommen: etliche Jahrhunderte giengen vorbey, eh sie einen beträchtlichen Fortgang machten; und da sie ihn machten, war er außerordentlich schnell.

Ich bin Vorhabens in diesem Kapitel die Ursachen dieser wunderlichen Erscheinungen zu untersuchen. Es kömmt darauf an zu erfahren, wie unsre Vernunft, mit sich selbst im Gegensatze, allzugleich erhaben und blödsinnig sey.

Es ist diese Frage nicht bloß spekulativ zu betrachten. Die Vernunft wird niemals anders, als durch die Fehler der Regierung, in ihrem Fortgange gehemmet. Folglich muß ein Regent, der die Ehre haben will, zum Fortgange des menschlichen Verstandes mit Einsicht beyzuhelfen, die Ursachen, wodurch er befördert oder verzögert worden ist, in den vergangenen Zeiten beobachten.

Als die Gesellschaften entstanden sind, waren alle Bürger ohne Unterschied Ackersleute oder Soldaten. Die Künste, welche kaum aufzukeimen anfiengen, waren Jedermann eigen, und man

konnte

konnte noch nicht mehrerley Handthierungen unterscheiden.

Bey der allgemeinen Unwissenheit, in welcher man sich befand, wurden die Entdeckungen nothwendig. Das Bedürfniß setzte den Preis darauf: jene, denen man sie zu verdanken hatte, erwarben sich Hochachtung vom Publikum, und die nützlichen Verbeßrungen wurden zum Gegenstande der Nacheiferung für alle Bürger.

Weil man dortmals die Dinge nur nach ihrem Nutzen beurtheilte, so wurde keine nothwendige Kunst verachtet. Alle waren auf gewisse Weise gleich, wie die Bürger. Niemand eignete sich noch das ausschließende Vorrecht zu, eine gewisse Kunst zu betreiben, und ein jeder konnte sich auf diejenige verlegen, zu welcher er sich tauglich glaubte.

Da die nothwendigen Künste frey und hochgeachtet waren, machten sie gleich im Anfange schnellen Fortgang. Deßhalben blüheten sie bey Zeiten unter den Assyriern und Aegyptiern. Als man aber nachmals aufhörte, ihnen die Freyheit und Hochachtung zu gewähren, so hörten sie auch auf, Fortgang zu machen. Wir wollen den Umständen nachspüren, die diese Verändrung veranlasset haben.

Im Anfange waren die Künste nicht zahlreich: man machte nur eine aus mehrern, weil man von einer jeden nur wenig wußte. Einer und derselbe Mann baute, zum Beyspiele, sein Feld, machte die Werkzeuge, deren er vonnöthen hatte,

und

und zimmerte seine Hütte. All dieses wurde so plump verrichtet, daß man wenig Zeit bedorfte, um es zu erlernen.

So plump gemachte Dinge waren von geringem Nutzen. Das Bedürfniß munterte den Fleiß auf. Man machte vollkommener, was man erfunden hatte, und erfand neue Sachen. Man baute das Erdreich besser; man erhielt schicklichere Werkzeuge; man zimmerte bequemere Häuser.

Damit man alsdann diese Dinge vorzüglich gut verrichtete, mußte man darinnen geübet seyn. Es konnte sich also Ein Mann nicht auf alle zugleich verlegen, und die Künste, welche sich in mehrerley Gattungen unterschieden, theilten die Bürger in mehrerley Klassen ab.

Als diese Abtheilung geschehen war, wurden die Kinder im Gewerbe ihrer Väter erzogen, und die Handwerke wurden natürlicher Weise erblich.

Weil man nun aus dem, was geschah, auf das, was geschehen sollte, schloß, so wurden die Handwerke, die nach dem Gebrauche erblich waren, bald durch das Gesetz erblich gemacht. Die Eintheilung der Künste wurde ohngefähr wie die Eintheilung des Erdreichs vorgenommen. Lebte man von einem Gewerbe, so schien man sich eines jeden andern zu begeben; und weil jede Familie auf jenes Gewerb, das sie trieb, eifersüchtig war, so glaubte jede das ausschließende Recht zu haben, dasselbe zu treiben.

Der Gebrauch der erblichen und ausschließenden Handwerke kam je mehr und mehr in den Schwang, und wurde endlich als ein Grundgesetz betrachtet. Zwo Ursachen halfen zu diesem Misbrauche bey.

Die erste: weil es in jeder Kunst Handgriffe giebt, die keinem recht bekannt sind, als wer dieselbe treibt. Jener, der diese Handgriffe erfunden, oder zu größerer Vollkommenheit gebracht hat, hält sie für lauter Geheimnisse, die nur er besitzt, und die man ihm nicht entwenden kann, ohne ihm eine Art von Ungerechtigkeit anzuthun. Da man diese Meynung als einen Satz, der gegründet schien, angenommen hatte, hielt man dafür, es habe eine Familie das Recht nicht, das Gewerb von einer andern zu treiben; und folglich besitze eine jede das ausschließende Vorrecht, jenes zu treiben, das sie sich eigen gemacht hatte.

Die zweyte Ursache dieses Misbrauches war selbst die Aneiferung, wodurch die Regierung den Fleiß aufmuntern wollte. Man glaubte, er werde dadurch geschärfet, wenn die Erfinder allein der Frucht ihrer Erfindungen genössen. Deßhalben gestand ihnen das Gesetz die ausschließende Treibung jener Künste zu, welche sie erfunden oder vervollkommnet hatten, und da der Gebrauch den Kindern alles überließ, was ein Eigenthum der Väter gewesen war, so blieben die ausschließenden Rechte auf ewig bey den Familien, die sie erhalten hatten.

Es hätte zur Ermunterung erklecket, wenn diese Vorrechte den Erfindern, oder manchesmal etwan ihren Nachkommen auf eine gewisse Anzahl von Geschlechtern, wären zugesichert worden. Aber die kurzsichtige Staatsklugheit gestattete den Gebrauch, der sie auf ewig fortdauren ließ; und nachdem sie ihn gestattet hatte, machte sie ein Gesetz daraus.

Dabey fehlte es ihr an scheinbaren Gründen nicht, um diesen Misbrauch gültig zu machen. Man mochte wohl gedacht haben: es werde eine Sache, die man allezeit hatte thun sehen, und woran man sich, von Kindheit auf, einzig geübet hatte, besser verrichtet werden; die Väter werden die besten Lehrmeister für die Kinder seyn; jede Familie werde sich die Aufnahme einer Kunst, die sie allein trieb, besser angelegen seyn lassen; die Beobachtungen und Erfahrungen werden sich mit jedem Geschlechte vermehren; und folglich werden die Künste beständig zu größerer Vollkommenheit gebracht werden.

Das sind die Gründe, nach welchen man glaubte, daß man dem Sohne niemals erlauben dörfe, ein anders Handwerk zu ergreifen, als jenes, das sein Vater trieb. Diese Einschränkung der Freyheit mußte früh oder spät den Künsten Nachtheil bringen: aber man sah es nicht voraus, weil im Anfange die Schätzung, die man ihnen schenkte, allein erklecklich war, die Künste zu ermuntern.

So lange die bürgerlichen Gesellschaften arm gewesen sind, hat es eine Art von Gleichheit un-

ter den Bürgern gegeben; und dieser Gleichheit wegen schenkte man allen Gewerben ohngefähr eine gleich große Schätzung: zum mindsten war keines verachtet. Es ist nicht natürlich, daß Menschen, die sich von gleichem Stande glauben, sich einander die Gewerbe verachten, welche sie treiben, und welche sie für nützlich ansehen. Viel eher werden sie mit einander eifern, und dieser Wetteifer würde die Aufnahme der Künste befördern. Die schlimmen Folgen, die aus der Einschränkung der Freyheit entstehen mochten, wurden dann durch die Hochschätzung ersetzet, welche man allen Handwerken zugestand.

Als die Reichthümer die Ungleichheit eingeführet hatten, und als der Bürger nur nach dem Maaße seines Reichthums hochgeschätzt wurde, so blieben die Handwerke nur nach dem Verhältniß ihrer Einträglichkeit in Ehren. Die nützlichsten fielen in Verachtung, weil jene, die sie trieben, nicht reich dabey wurden; und die Geringschätzung wurde den Familien zu Theile, die sie nicht aufgeben konnten. Von derselben Zeit an hatte die Ermunterung ein Ende, und die Künste hörten auf, vollkommner gemacht zu werden.

Noch eine andere Ursache trug zu ihrer Verzögerung bey. Nämlich, die Nationen theilten nicht allein ihre Entdeckungen einander nicht mit, sondern pflagen auch keinen Umgang, um ihre Einsichten aufzuklären: sie hielten vor einander verborgen, was sie zu wissen glaubten. Man hätte

hätte sagen mögen, es habe eine jede besonders ihr ausschließendes Vorrecht, etwas zu wissen.

In diesen Umständen hätte man den Künsten alle Freyheit wieder geben, und jedem Bürger erlauben sollen, jene zu treiben, zu welcher er am meisten Geschicklichkeit zu haben glaubte. Weil die öffentliche Hochschätzung aufgehört hätte, die Wetteiferung zu unterhalten, so wäre allein die Hoffnung, zu einem ansehnlichern Handwerke zu gelangen, vermögend gewesen auszuwirken, daß man sich in einem verächtlichen Handwerke vorzüglich hervorgethan hätte. Aber der gegenseitige Gebrauch, der durch die Zeit ehrwürdig geworden war, widersetzte sich einer solchen bessern Einrichtung, und das Gesetz fuhr fort, dem Sohne jedes andere Gewerb zu verbiethen, als das sein Vater getrieben hatte.

Damals waren jene, die sich in einem Gewerbe befanden, das ihnen Reichthum erwarb, keineswegs bedacht Einsichten zu erlangen, deren sie nicht vonnöthen hatten, um in Ansehen zu kommen; und diejenigen, welche sich in den Handwerken befanden, die verdammet waren arm zu bleiben, waren eben so wenig darauf bedacht, weil sie sahen, daß sie verachtet wurden, und niemals aufhören konnten, verachtet zu seyn.

Die Künste haben dann nicht länger aufgenommen, als so lange sie frey und in Ansehen gewesen sind; und sie nahmen nicht mehr auf, als man ihnen die alte Freyheit und das alte Ansehen nicht mehr zugestand. Man darf sie nur

unter diesen zweenen Gesichtspunkten betrachten, so wird man begreifen, wie die morgenländischen Nationen im Anfange die Künste ziemlich weit getrieben haben, und wie sie in der Folge nicht im Stande gewesen sind, dieselben zur Vollkommenheit zu bringen.

Bey dem Ursprunge der bürgerlichen Gesellschaften haben die Menschen einige Kenntnisse von der Sternkunde und Meßkunst vonnöthen gehabt: sie werden sich dann dieselben erworben haben. Aber ihre Neugierde wird nicht weiter gegangen seyn. Folglich haben sie vermuthlich alles, was man nachmals Wissenschaften geheißen hat, sehr spät studiret: und wahrscheinlicher Weise zu einer Zeit, da die Handwerke erblich und ausschließend geworden waren.

Die Wissenschaften haben dann in jenen Umständen angefangen, wo die Künste aufgehört haben, weiter gebracht zu werden. Sie konnten auch keinen, oder wenigst keinen großen Fortgang machen.

Fürwahr, es stand nicht Jedermann frey, sich darauf zu verlegen; und jene, denen man sie überließ, hatten keinen Beweggrund, ihre Vervollkommnung zu befördern. Da man sie hochschätzte, weil man sie für gelehrte Männer hielt, bestand ihr ganzes Studium bloß darinnen, die Meynung, die man von ihnen hatte, zu unterhalten, und um diese Meynung zu unterhalten, dorften sie nicht gelehrter werden; sondern es erkleckte, daß sie aus den Kenntnissen, die man an ihnen vermuthete, ein Geheimniß machten.

Deß-

Deßhalben haben die morgenländischen Nationen in den Wissenschaften kaum einen Anfang gemacht.

Europa würde heut zu Tage noch eben so unwissend seyn, oder vieleicht kaum die Barbarey von sich gelegt haben, wenn die Handwerke fortwährend erblich und ausschließend geblieben wären. Wir müssen also die Umstände noch untersuchen, wo die Künste und Wissenschaften ihre vorige Freyheit und ihr voriges Ansehen wieder erlanget haben. Hieben machen die Griechen in der Geschichte des menschlichen Verstandes eine Epoche aus.

Die verschiedenen Pflanzvölker, die sich in Griechenland angesetzt haben, konnten sich nicht einfallen lassen, die Künste, welche sie mitbrachten, für sich zurückzubehalten. Dadurch, daß sie dieselben ohne Unterschied einander mittheilten, konnten sie die Hochschätzung und das Vertrauen der Barbarn gewinnen, die sie gesittet machen wollten. Sie haben also die Künste allen mitgetheilt, welche sie zu lernen verlangten. Folglich dorfte sie ein jeder nach seinem Belieben treiben, und die Gewerbe waren frey.

Sie blieben es noch, als die Völker sich wider die Tyraunen verschworen hatten, und sich selbst regieren wollten. Dann mußte man die schon bekannten Künste vollkommener machen; man mußte neue erfinden; die Bürger verlegten sich um die Wette darauf. Eine Erfindung gehörte dem, der sie gemacht hatte, so wenig ausschließlich zu, daß sie vielmehr allen eine neue Bahne

eröffnete: und der Fleiß, welcher frey und ungekränket war, wurde durch die Hochschätzung ermuntert, die man den Talenten zugestand.

Wann ein solcher Gebrauch in einer demokratischen Regierung einmal eingewurzelt ist, wird er zum Gesetze, das nicht mehr abgebracht werden kann: denn die Bürger, welche in allen Stücken frey seyn wollen, werden nicht dulden, daß ihre Arbeitsamkeit gekränket werde.

Die Künste werden dann immer frey bleiben: sie werden auch alle in Ansehen stehen, weil alle ohne Unterschied von Menschen betrieben werden, die sich einander gleich achten.

Wenn Griechenland nur aus Einer Monarchie bestanden wäre, so würde der Regent ohne Zweifel ausschließende Vorrechte mitgetheilt haben. Dann wäre es den Griechen, wie den übrigen Völkern ergangen; und der Misbrauch der erblichen und ausschließenden Gewerbe würde so lang, als die Monarchie, gedauret haben.

Der Demokratie der Griechen haben wir also die Künste zu verdanken. Es läßt sich daraus erachten, wie vielen Dank der menschliche Verstand dieser Regierungsart schuldig ist, wenn sie auch immer so mangelhaft seyn möchte.

Alle Gewerbe waren frey, als die Griechen anfiengen, auf die Wissenschaften neugierig zu werden. Die Wissenschaften waren also für alle, die sich darauf verlegen wollten. Aus zwoen Ursachen dorften die griechischen Priester dieselben dem Pöbel nicht geheim halten.

Erstlich, weil das Priesterthum das Schicksal der übrigen Gewerbe hatte, da es nicht erblich war: keine Familie konnte mit Ausschluße der andern Anspruch darauf machen. Die Bürger waren allzu eifersüchtig auf ihre Freyheit, um eine Macht, die man hätte misbrauchen können, auf ewig zu vergeben. Zu Eleusis mußte zwar der Vorsteher des Tempels aus dem Geschlechte der Eumolpiden genommen werden, von denen man glaubte, daß sie die Feyer der Ceres eingesetzt haben: aber es war ihm nicht erlaubet sich zu verehlichen.

Zweytens waren die Priester nicht im Besitze der Wissenschaften. Sie wurden nicht für Gelehrte gehalten; ja sie gaben sich auch nicht dafür aus. Ihre einzige Verrichtung war, dem Götterdienste vorzustehen, woran sie nichts verändern konnten, und der allein durch die Gesetze angeordnet wurde.

Diese Gebräuche sind von jenen, die wir bey den Assyriern und Aegyptiern gesehen haben, so unterschieden, daß es mich der Mühe werth dünket, die Umstände zu beobachten, wodurch sie eingeführt worden seyn mögen.

Durch die Art, nach welcher die Orakel in Griechenland in den Schwang gekommen sind, sahen sich die Priester der Hauptverrichtung im Priesterthume, ich meyne: der Gabe der Weissagung, beraubet. Zu Delphi war einem Mägdchen das ausschließende Recht vergönnet, den Dreyfuß zu besteigen: und man traf diese Wahl, sa-

get Diodor von Sicilien, weil es scheint, daß die Gabe der Weissagung zu allen Zeiten ein Vorzug der Jungfrauen gewesen sey. Diese Denkensart ist überaus wunderlich: aber es war zum Glücke für die Griechen, daß der Aberglaube unter ihnen also angefangen hat, und daß die Würde der Priesterschaft eher den Jungfrauen, als Hausvätern, zu Theile geworden ist.

Es hat deßhalben zu Delphi dennoch Männer gegeben, um den Tempel zu versehen: es gab deren allenthalben, wo sich ein Gott und ein Götterdienst eingenistet hatte. Sie hielten die Opfer, das Geberth; sie fiengen die Worte auf, welche das weissagende Mägdchen entfallen ließ: aber dieses Mägdchen spielte die Hauptrolle.

Da der Dienst verschiedener Gottheiten zu verschiedenen Zeiten, und sonderbar zu jenen Zeiten entstanden war, wo die kleinen Staaten in Griechenland wenig Umgang mit einander hatten; so war es den Götzendienern nicht möglich gewesen, eine Abrede zu treffen, um die Herrschaft, welche der Aberglaube ihnen anzubiethen schien, über die Völker zu behaupten. Jeder befliß sich dann ins Besondre, sich in seinem Bezirke Ansehen zu erwerben. Da sie durch die Umstände nicht vereiniget worden waren, sahen sie nicht voraus, wie vielen Vortheil sie aus ihrer Vereinigung ziehen könnten. Es fiel ihnen niemals bey, eine Versammlung auszumachen, und sie waren in jeder Republik von so geringer Anzahl, daß keinem Gesetzge-

setzgeber der Gedanke gekommen ist, eine sonderbare Klasse aus ihnen zu machen.

Man könnte sogar selbst aus den geheiligten Kriegen nicht beweisen, daß die Priesterschaft in die öffentlichen Geschäffte vielen Einfluß gehabt habe. Denn nicht die Priester von Delphi, sondern die Versammlung der Amphiktyone, geboth die Waffen zu ergreifen; und diese Versammlung bestand, wie wir gesehen haben, aus Abgeordneten jener Städte, die zum Amphiktyonat ein Recht hatten.

Man dörfte aus den Geheimnissen von Eleusis nicht urtheilen, daß die Wissenschaften in den Tempeln aufbewahrt worden seyn. Erstlich hatten die Priester der Ceres die Heimlichkeiten dieser Göttinn nicht allein im Besitze: zweytens waren es eigentlich nur die Ausländer, denen man dieselben nicht mittheilen dorfte: endlich waren diese Geheimnisse keine Wissenschaften, weil die Eingeweiheten anderswo Kenntnisse zu suchen ausgiengen. Die Griechen hätten keine heimliche Lehre geduldet, wie die Aegyptier.

Aus diesen Betrachtungen sieht man, wie die Griechen die Künste, die man zu ihnen gebracht hatte, haben zur Vollkommenheit bringen können, und wie sie fähig gewesen sind, neue zu erfinden. Aber warum haben die Wissenschaften nicht einen gleich großen Fortgang bey ihnen gemacht? warum sind sie nach ihnen noch mehrere Jahrhunderte in einem unförmigen Zustande verblieblieben? und wie haben sie zu unsern Zeiten auf

einmal außerordentlich in Aufnahme kommen können?

Die erste von diesen Fragen wird sich von selbst auflösen, wann wir die griechischen Philosophen beobachten werden: die zwo letztern lassen sich noch nicht auflösen.

X. Kapitel.

Auf welche Art haben die Menschen die Künste und Wissenschaften in mehrerley Klassen eingetheilet?

Wir würden in den Künsten und Wissenschaften einen schnellen Fortgang machen, wenn wir allezeit die Gegenstände unserer Lehrübungen ordentlich einzutheilen wüßten. Aber zu dieser Eintheilung wären Kenntnisse erfoderlich. Wir haben also im Anfange alles unter einander gemenget; und die Sachen, die wir zu studiren hatten, sind für uns ein Chaos gewesen, das wir erst aus einander wirren mußten.

Zufälle, Beobachtungen, Nachdenken, und Zeit haben dieses Chaos zum Theile ausgeworren, und wir haben unsere Untersuchungen mit einiger Ordnung vorgenommen. Weil wir aber nicht fähig waren, auf einmal die beste zu ergreifen, so haben wir, wie blindlings, willkührliche Eintheilungen gemacht, welche zwar in gewisser Absicht nützlich waren, aber dennoch unsern Verstand in seinem Fortgange aufhalten mußten. Wir

haben

haben uns dann auf labyrinthischen Wegen befunden, die keinen Ausgang hatten. Damit man besser im Stande sey zu beurtheilen, wie wir uns zu verhalten haben, ist es zuträglich diese Verirrungen zu beobachten. Die Griechen bieten uns dazu Gelegenheit an die Hand.

Ein jeder erinnert sich der Zeit, zu welcher er von den verschiedenen Gegenständen, womit sich der menschliche Verstand beschäfftigen kann, keinen Begriff hatte. Er wußte nicht, ob es nur eine, oder ob es mehr Wissenschaften gebe: er wußte sogar nicht, was eine Wissenschaft sey. In dieser Lage haben sich die Griechen befunden.

Ich verstehe durch Wissenschaft eine systematische Sammlung von Beobachtungen und Vernunftschlüssen. Um eine Wissenschaft auszumachen, muß man dann alle Kenntnisse, die wir über eine Materie erlangen, zusammenbringen; und man muß sie auch in eine Ordnung eintheilen, nach welcher sie alle lauter Grundsätze oder Folgen sind, von denen eine aus der andern fließt.

Man hat lange Zeit nicht viel Beobachtungen gehabt: man hat lange Zeit über die gemachten Beobachtungen nicht zu vernünfteln gewußt: und als man Beobachtungen und Vernunftschlüsse gehabt hat, ist es lange Zeit angestanden, ehe man sie in eine systematische Ordnung einzutheilen wußte.

Gleichwohl erwarb man sich Kenntnisse; und um der Verwirrung auszuweichen, machte man verschiedene Sammlungen davon, je nachdem die

Ge-

Gegenstände verschieden waren, die man studiret hatte. Diese unförmigen Sammlungen sind der erste Zustand der Künste und Wissenschaften.

Es hat sogar eine Zeit gegeben, wo die Griechen so unwissend waren, daß sie nicht vonnöthen hatten, dergleichen Sammlungen zu machen. Da sie wenig Kenntnisse besaßen, machten sie nur eine Masse daraus, in welcher sie weder allgemeine, noch sonderheitliche Gattungen unterschieden. Sie vermengten zum Beyspiele unter einem einzigen Namen die Dichtkunst, die Wohlredenheit, die Tonkunst, die Geschichtkunde, die Sittenlehre, die Politik, die Religion, die Philosophie. Laßt uns zuschauen, wie sie zum Anfang alle diese Dinge vermenget, und wie sie nachmals verschiedene Sammlungen davon gemachet haben.

Die Wohlredenheit ist nichts anders, als die Kunst zu rühren, zu bewegen, auf seine Seite zu bringen. Ich sage nicht: zu überzeugen; denn wer Jemanden rühret, der überzeugt ihn auch.

Wenn man sich nun unwissende und plumpe Leute vorstellet, wie die Griechen gewesen sind, so erkennet man schon, daß sie weder durch die Deutlichkeit, noch durch die Richtigkeit der Gedanken gerührt werden mochten. Ihre Sinne und ihre Einbildungskraft hat man rege machen müssen. Man hat sich also weit mehr auf den Mechanismus der Sprache, als auf die Wahl der Gedanken und Ausdrücke verleget. Man hat die Wirkungen eines gewissen Sylben- oder Tonmaßes

maßes beobachtet; man hat sich Mühe gegeben, dasselbe zu wiederholen; man hat die Reden darauf eingerichtet. Folglich hat man aus der Wohlredenheit, der Tonkunst, und der Dichtkunst nur eine einzige Kunst gemacht.

Diese Kunst hatte zum Gegenstande, die Götter und Helden zu besingen; das Andenken der Begebenheiten, der Gebräuche, der Meynungen, der Vorurtheile, der Fabeln, und der Kenntnisse zu unterhalten. Sie enthielt dann alles, was man nachmals unter den Namen von Geschichte, Religion, Sittenlehre, Staatskunst, Philosophie unterschieden hat; und die nämlichen Schriftsteller, welche schon Dichter, Wohlredner, und Tonkünstler waren, waren auch Geschichteschreiber, Theologen, Philosophen. Mit einem Worte: es gab nur Eine Kunst, Eine Wissenschaft, und Eine Gattung von Schriftstellern.

Diese Kunst machte in einer von Natur wohllautenden Sprache schnellen Fortgang, welcher desto größer war, weil die Griechen, die von Natur vielen Hang zur Harmonie hatten, keine Sinnbilder stark genug fanden, wo sie von Schriftstellern sprechen wollten, die sich sonderbar hervorthaten. Orpheus, welcher die Odryssier zur Geselligkeit bildete, ward zu einem Gotte, der die Felsen durch seine Töne so empfindsam machte, daß sie hinter ihm herwandelten; und wenn Amphion die Thebaner überredet hat, ihre Stadt mit Mauern zu umgeben, so wurden die Steine durch seine Leyer belebet, regten sich, und

rich-

richteten sich von selbst zu einer Mauer auf.

Jemehr die Dichtkunst Reize zu haben schien, desto mehr wurde sie geschickt, Reize an sich zu nehmen. Man beobachtete täglich die Wendungen besser, welche sie reizend machten: man schränkte sie in Regeln ein, die minder willkührlich waren: sie allein schien würdig zu seyn, betrieben zu werden: und die Prosa, welche in der gemeinen Redensart gebräuchlich war, wurde als eine plumpe Sprache betrachtet, die aus Wortfügungen ohne Wahl bestand. Man war so weit entfernet, vorauszusehen, wie viele Zierlichkeiten sie anzunehmen fähig seyn könnte, daß die Redner lange Zeit gezwungen gewesen sind, Dichter zu werden. Es scheint, die Gesetze Lykurgs seyn in Versen geschrieben worden, weil ihnen dieser Gesetzgeber das Ansehen von Orakelsprüchen gab. In Versen hat auch Drako die seinigen abgefaßt, und Solon hat oft in Versen Reden an die Athenienser gehalten.

Da ein Redner zugleich Dichter und Tonkünstler war, so ist es wahrscheinlich, daß der Gesang und die Dichtkunst, welche lange Zeit unfähig waren, eine Wirkung zu machen, wenn sie nicht beysammen standen, erst dann ihren Endzweck erreichet haben, wenn man sie zur Unterstützung eines Ausdruckes mit einander vereinigte. Dieser Brauch wird Ursache gewesen seyn, daß man sie erst ziemlich spät für zwo Künste betrachtete; und man wird sie nicht eher von einander

getren-

getrennet haben, als nachdem man wahrgenommen hatte, daß jede ins Besondre neuen Fortgang machen könnte. Man darf sich also nicht wundern, wenn es eine Zeit gegeben hat, wo es für einen Schriftsteller von jeder Art eben so nothwendig war, ein Tonkünstler, als ein Dichter zu seyn; und wenn bey den Griechen das Wort Tonkünstler einen Mann angedeutet hat, der in allen Wissenschaften bewandert war.

Je mehr die Dichtkunst vervollkommnet wurde, desto schwerer hielt es, ein Dichter zu werden; und erst alsdann fiel man auf die Versuchung in Prosa zu schreiben. Aber man gieng lange Zeit mit diesem Gedanken um, ehe man es wagte, ihn zur Erfüllung zu bringen, weil ein Gebrauch von undenklichen Zeiten ein Vorurtheil war, das sich hart aus dem Sinne bringen ließ. Die ältesten Prosaschreiber, Pherecides von Scyros und Kadmus von Milet, sind ohngefähr vierhundert Jahre jünger als Homer.

Das Versemachen, seitdem man es auf strengere Regeln eingeschränket hatte, war ein großer Zwang für die Redner, welche oft ohne Vorbereitung sprechen mußten. Sie nahmen sich, ohne Zweifel, Freyheiten heraus, und machten sich allmählig von den überlästigen Regeln frey. Aber sie behielten gleichwohl die dichterischen Wendungen; und vieleicht mehr als die Philosophen: denn sie empfanden besser die Nothwendigkeit, ihre Zuhörer zu bewegen und auf ihre Seite zu brin-

gen.

gen. Aristoteles saget, es haben die ersten Redner die Sprache der Dichter nachgeahmet.

Als der Mechanismus des Versemachens noch in allen Gattungen beobachtet wurde, war er sonderbar die Ursache, daß man alle mit der Dichtkunst vermengte. Man vermengte sie nicht mehr, sobald einige Schriftsteller diesen Mechanismus auf die Seite gesetzt hatten: und gleichwie man die Kunst in Prosa zu schreiben von der Kunst in Versen zu schreiben unterschied; also unterschied man auch die verschiedenen Gattungen, in welchen man schrieb.

Aber man lernte diese Unterscheidungen erst machen, als man in jeder Gattung Schriftsteller hatte. Allein den Dichtern fiel es im Anfange nicht ein, die Gedichte in verschiedene Gattungen zu unterscheiden. Sie dachten nur zu gefallen; und weil jeder zu dieser Absicht nach seinen Talenten und seiner Neigung, verschiedene Mittel anwendete, so erschufen sie, ohne ihr Vorhaben, jene Gattungen, die man vor ihnen nicht kannte, und die man erst aus ihren Schriften, welche das Muster davon wurden, unterscheiden lernte. Auf gleiche Weise kam den Philosophen der Gedanke nicht, die Gegenstände in der Natur zu klassificiren, um dieselben mit besserer Ordnung zu studiren: sie studirten aus Wißbegierde; und da sich ein jeder natürlicher Weise auf verschiedne Studien verlegte, unterschieden sie allmählig mehrerley Wissenschaften, und man lernte sie nach ihnen unterscheiden.

Man

Man sieht, daß diese Unterscheidungen ohne Absicht, gleichsam zufälliger Weise, geschehen sind, und daß sie folglich sehr mangelhaft seyn mußten. Gleichwohl ließ man sie gelten, weil man nichts Bessers wußte, und bald erlaubte man sich nicht mehr, dieselben zu untersuchen. Da man sich aber unmöglich deutliche Begriffe davon machen konnte, stritt man etwan über die Wesenheit eines jeden Gedichtes, über den Gegenstand einer jeden Wissenschaft: man warf nichtsbedeutende Fragen, Zänkereyen über Worte auf; und die Wissenschaften, brauchten lange Zeit, ehe sie wahrhaftig Wissenschaften, das ist, ehe sie systematische Sammlungen von Beobachtungen und Vernunftschlüssen, werden konnten.

XI. Kapitel.

Von den griechischen Dichtern vor dem trojanischen Kriege.

Vor dem trojanischen Kriege hat Griechenland verschiedne berühmte Dichter gehabt, von denen kein Werk mehr vorhanden ist. Linus von Chalcis ist der älteste. Er hatte Orpheus und Thamiris, beyde aus Thracien, zu seinen Schülern. Orpheus war der Lehrmeister des Musäus, eines Athenienſers, von dessen Talenten sein Sohn Eumolpus der Erbe war. Endlich zu Argos sind Amphion und Melampus aufgestanden.

Von vielen aus diesen Dichtern, wie von Orpheus, Musäus, und Melampus, wird erzählet, daß sie Reisen nach Aegypten gemacht haben. Das läßt sich auch sogar aus jenem muthmaßen, was uns die Sage von ihrem Lehrbegriffe noch erhalten hat. Sie fanden eben so, wie die Aegyptier, Geschmack an den Allegorien; sie ließen jene, die zu ihren Geheimnissen zugelassen wurden, gewisse Prüfungen ausstehen; und ihr ganzer Lehrbegriff war nichts weiter, als eine Sammlung Fabeln von dem Geschlechtregister der Götter, und von der Weltschöpfung.

Nach dem Lehrbegriffe des Orpheus, wenn man denen, die sich für seine Schüler ausgegeben haben, einen Glauben beymißt, ist Gott Alles, und Alles ist Gott. Jede Sache theilet sich der Gottheit mit, ist selbst ein Theilchen der Gottheit, und es giebt eigentlich eine unendliche Menge Götter, welche Genius, Dämonen, Geister sind, die sich aller Orte befinden. Sie allein sollen der Gegenstand unsrer Verehrung werden: denn der höchste Gott ist allzu weit über uns erhaben, als daß wir uns mit unserm Gebethe zu ihm wenden dörften. Von aller Ewigkeit her ist dieses Wesen nichts anders, als das Chaos selbsten. Die Welt ist ein Ausfluß von ihm: sie wird durch das Feuer vertilget werden: sie wird in ihr erstes Urwesen zurückkehren; und eine neue Welt wird durch einen neuen Ausguß von ihm entstehen. Die Menschen werden des Vortheils genießen, desto früher in den Schooß der Gottheit

heit zurückzukehren, je weniger sie die Reinigungen werden verabsäumet haben, wodurch sie geläutert werden mögen; und diese Reinigungen waren vermuthlich der Hauptgegenstand der Geheimnisse.

Diese Meynungen sind jenen, die ich schon vorgetragen habe, so ähnlich, daß ich zu viel wiederholen müßte, wenn ich sie umständlicher aus einander legen wollte.

Man schreibt dem Orpheus den Einfall zu, daß die Planeten bewohnet werden. Wenn dieses Grund hat, so müssen die Aegyptier schon vor ihm den nämlichen Einfall gehabt haben. Diese Muthmaßung setzet voraus, daß man durch die Beobachtungen verleitet worden sey zu urtheilen, die Erde sey selbst ein Planet. Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß es vor dem trojanischen Kriege in Thracien Sternkündige gegeben habe, die fähig waren, dergleichen Beobachtungen zu machen.

Ich will mich bey jedem der Dichter aus den fabelhaften Zeiten nicht aufhalten: man kann aus ihrem Ruhme nicht auf ihren Werth schließen. Es läßt sich vermuthen, daß sie nicht verdienet haben, so sehr gepriesen zu werden, weil lange Zeit nach ihnen Griechenland noch ganz ungesittet gewesen ist.

Wenn die Werke unsrer alten Dichter nicht bis auf unsre Zeiten wären aufbehalten worden, so würden wir sie nach dem Ruhme, den sie erworben hatten, für große Männer halten. Es

giebt sogar verschiedne, die wir nicht lesen, und die wir gleichwohl vortrefflich heißen. Wir haben es unsre Väter sagen gehört, und wir wollen es lieber glauben, als sie selbst beurtheilen. Also ist es wahrscheilicher Weise mit den Griechen hergegangen. Bey ihnen dorfte ein Schriftsteller desto sicherer darauf rechnen, berühmt zu werden, weil seine Werke ungemein seltsam waren.

XII. Kapitel.

Von den Dichtern, Gedichtesängern, und Sophisten nach dem trojanischen Kriege.

Lange nach dem trojanischen Kriege war es unter den Griechen nicht gemeinüblich, daß sie lesen konnten, und außerdem waren die Handschriften theuer und ziemlich seltsam. Deßhalben sprachen die Dichter selbsten, die bekannt werden wollten, ihre Gedichte auf den öffentlichen Plätzen oder bey den Spielen herunter. Sie zogen von einer Stadt in die andere. Oft entsagten sie ihrem Vaterlande, und den Gütern, die sie etwa von ihren Aeltern ererbet haben mochten; aber sie fanden ihre Entschädigung in dem Zurufe und in der Freygebigkeit der Völker.

Mit vieler Leichtgläubigkeit und wenig Beurtheilung brachten sie die pöbelhaften Fabeln, Meynungen, und Aussagen in Verse. Sie kannten keine andern Regeln, als jene Gegenstände zu wäh-

wählen, die sie für eben so leichtgläubige Zuhörer, als sie waren, angenehm zu seyn erachteten. Sie strichen die Macht und die Wohlthaten der Götter von jedem Lande heraus; sie besangen die fabelhafte Geschichte der Städte; sie vergrößerten die Tugenden und Talente der Helden: und die Griechen, die man mit dem unterhielt, was sie seyn wollten, glaubten zu hören, was sie wirklich seyn. Diese Unwahrheiten hatten ihren Nutzen: sie huben die Seele empor; sie trieben zu großen Thaten an. Sie erhielten dann desto größeres Ansehen, weil die Oberkeiten fühlten, wie viel daran gelegen sey, daß man ihnen Ansehen gebe.

Von dem trojanischen Kriege an, blieb Griechenland bis auf Solon ganz oder beynahe ungesittet. Aber während dieses Zwischenraums verlegte sich Kleinasien, das schon blühend war, mit gutem Erfolg auf die Wissenschaften. Die Regierungsart war für sie in dieser Landschaft eben so günstig, als in dem eigentlichen Griechenlande. Man fand hier die nämliche Liebe zur Freyheit, den nämlichen Abscheu vor jeder Gattung von Dienstbarkeit, und den nämlichen Aberglauben. Da alle diese Umstände der Einbildungskraft ein freyes Feld öffneten, war es nicht möglich, dieselbe in den Schranken zu halten. Im Gegentheile gaben die Fabeln, welche man glaubte, das Recht, aus allem Fabeln zu erdichten, die eben so glaubwürdig waren: und hier war der Fall, daß man nur die Gabe der Dichtkunst be-

sitzen dorfte, um die Macht zu haben, neue Erdichtungen von den Göttern, von dem Götterdienste, von der Glaubenslehre zu wagen. Die Dichter wurden also natürlicher Weise die Theologen im Heydenthume. So viel diese abergläubischen Dinge den Fortgang der Dichtkunst beförderten; eben so sehr mußte der Fortgang der wahren Philosophie dadurch verzögert werden.

In Kleinasien ist Homer, der ältste Dichter nach dem trojanischen Kriege, gebohren. Die zwey Gedichte, die wir von ihm besitzen, sind Romane, in denen wir Gebräuche von seinen Zeiten, Götterlehre, und historische Begebenheiten finden. Einige haben sie für Allegorien angenommen, worein dieser Dichter, der nach ihrer Meynung alles wußte, die erhabensten Kenntnisse verschlossen hat. Aber nach dem Urtheile der Kenner ist die Schreibart und die Erfindung das Erhabenste in seinen Werken. Er lebte ohngefähr tausend Jahre vor Christi Geburt. Seine vorzüglichen Talente sind ein Beweis, daß die Dichtkunst zu seiner Zeit ziemlich betrieben wurde, und daß sie ihm ihre größte Aufnahme zu verdanken hatte.

Hesiodus, der in Böotien vermuthlich hundert Jahre nach Homeren zur Welt kam, ist auch ein berühmter Dichter. Wir haben von ihm zwey Gedichte, von denen eines die Werke und Tage, das andere die Theogonie, betitelt ist. In dem ersten giebt er Vorschriften für den Ackerbau: und dieses wird zum meisten geschätzet. In

dem

dem zweyten handelt er, nach dem Beyspiele der Barbarn und nach ähnlichen Grundsätzen, von der Erzeugung der Götter und von der Weltschöpfung: zwey Dinge, die nach der Meynung der Alten nur eines ausmachten. Dieses Werk ist sehr dunkel, und hat den Gelehrten viel zu schaffen gegeben.

Die große Neigung des Pöbels zu den berühmten Werken hat die Gedichtesänger hervorgebracht. Diese waren Leute, die sich darauf verlegten, die bekannten Gedichte herunterzusprechen, weil sie selbst die Gabe der Dichtkunst nicht hatten. Sie reiseten, wie die Dichter, und wurden, wie sie, mit allen Ehren aufgenommen. Die Deklamation, welche bisher mit der Dichtkunst nur eine und dieselbe Kunst ausgemacht hatte, wurde unter ihnen eine sonderheitliche Kunst.

Sie mußten nothwendiger Weise die Dichter verstehen. Sie machten dann ein eigenes Studium daraus, und da sie ihre Ausleger geworden waren, so nahmen sie neben ihrem vorigen Amte noch jenes auf sich, daß sie der Jugend die Dichter erklärten, und in den Wissenschaften Unterricht gaben, welche dieselben gelehret hatten. Man nannte sie Sophisten, oder Weise, weil sie sich sonderbar auf die Sittenlehre verlegten, welche man dortmals für die Hauptwissenschaft hielt. Solon ist der erste Athenienser, welchem dieser Titel beygelegt wurde, obgleich die Pflanzstädte in Asien schon vor diesem Gesetzgeber sich desselben bedienet hatten.

Bey den meisten Völkern ist die Gesetzgebung eher das Werk der Zeit und des Zufalls, als der Erfahrung und des Nachdenkens. Bey den Griechen war sie das Werk der größten Geister, die sich beschäfftigten, die Wissenschaft der Regierung auszubilden. Der Titel eines Weisen, den man ihnen beylegte, zeiget, was für eine gute Meynung man von ihnen gehabt habe, und zeichnet den Charakter derselben Zeiten aus, wo die Griechen, von ihrer Freyheit eingenommen, Gesetze verlangten. Die Hochachtung, deren die Sophisten genoßen, hat Gesetzgeber, wie Lykurg, Solon, Zaleukus, Charondas (*), u. m. a. waren, hervorgebracht.

Die allgemeine Hochschätzung, welche das Studium der Gesetzgebung aufgemuntert hatte, fachte auch den Eifer zu neuen Studien an, als man bey dem blühenden Zustande der Republiken neue Bedürfnisse fühlte. Nachdem die Griechen ihre Ruhe sicher gestellt zu haben glaubten, wollten sie sich auch andere Vortheile verschaffen. Zu diesem Ende suchten sie alle Vergnügungen des Lebens auf, und damals brachte Griechenland Talente von jeder Gattung hervor.

Eine Begebenheit beschleunigte diese Veränderung. Ich meyne die Eroberung Lydiens durch Cyrus. Sonderbar um diesen Zeitpunkt flüchteten

(*) Zaleukus ist ein Gesetzgeber der Lokrier, eines Volks in Italien, gewesen; und Charondas war ein Gesetzgeber in Karana, und mehr andern Städten Siciliens und Italiens.

teten sich die Wissenschaften zu den Athenienſern, wohin Pisistratus die Weisen einlud, welche Crösus zuvor an seinem Hofe versammelt hatte. Dieß war das Zeitalter, wo die dramatische Dichtkunst ihren Anfang nahm, wo die Anakreonte, die Pindare blüheten; u. s. w. Aber um Dichter zu beurtheilen, muß man sie lesen. Ich kehre zu den Sophisten zurück.

Wir haben beobachtet, daß bey den Griechen die Wissenschaften ein Eigenthum des Publikums waren. Die Sophisten trugen dann ihre Lehren ohne Geheimniß vor. Sie eröffneten ihre Schulen zu Athen, und da wurden die berühmtesten Männer, Miltiades, Aristides, Themistokles, Cimon, Perikles, u. d. g. ausgebildet. Unter diesen Sophisten zählet man zwo berühmte Frauen von Milet: Thargelien und Aspasien. Die erste eroberte auf gewisse Weise Griechenland, in der Absicht, diese Eroberung dem Xerxes zu erleichtern. Es scheint, man habe weder den Reizungen ihrer Gestalt, noch ihres Verstandes entgehen können. Vierzehn von ihren Liebhabern nahmen sie nach einander zur Ehe: der letzte war der König in Thessalien, und sie lebte dreyßig Jahre lang auf dem Throne. Aspasie besaß eben so viel Verstand, und eben so große Schönheit. Sokrates schämte sich nicht, bey ihr in die Schule zu gehen; und Perikles, der auch ihr Schüler war, verstieß seine Frau, um sich mit ihr zu verehlichen.

Im Anfange machte die Wohlredenheit einen Theil von der Wissenschaft der Regierung aus, und man wußte sie noch nicht als eine sonderheitliche Wissenschaft zu betrachten. Sie war eine Gabe die man Niemanden zu verdanken hatte, oder sogar eine göttliche Begeisterung: denn die Gottheit schien von allem, was man nicht begriff, die natürliche Entwicklung zu seyn.

In der Folge machten die Sophisten ein eigenes Studium daraus. Sie gaben auf die Reden Achtung, welche man als Muster der Wohlredenheit betrachtete: und sie machten Regeln, um sie nachzuahmen. Die Sammlung von diesen Regeln hat man Rhetorik oder Redekunst geheißen.

Diese neue Art von Studium machte die Sophisten mehr als jemals berühmt, und man lief von allen Seiten zu ihren Schulen herbey. Es läßt sich begreifen, mit was für einem Eifer die Wohlredenheit in Republiken, wie die griechischen waren, möge betrieben worden seyn.

Aus der Redekunst entstand die Sprachkunst, als man die Nothwendigkeit fühlete, den Grundgesetzen der Sprache nachzuforschen. Diese neue Kunst hatte die Beschaffenheit der Sprachen, die Wesenheit der Worte, und den Gebrauch, den man davon machen soll, zu ihrem Gegenstande.

Diese Studien waren nützlich, und würden es noch mehr gewesen seyn, wenn sie auf eine bessere Art vorgenommen worden wären. Aber

die

die Sophisten, welche sich mehr mit der Einrichtung der Rede, als mit gründlichen Gedanken beschäfftigten, verirrten sich in undeutliche Bestimmungen, in nichtswürdige Fragen, in spitzfindige Auslegungen; und am Ende machten sie sich verachtet.

XIII. Kapitel.

Von den sieben Weisen.

Man saget, es haben Fischer, nachdem sie den Kauf für alles, was in ihren Netzen wäre, geschlossen hatten, einen goldenen Dreyfuß darinnen gefunden, welchen sie herzugeben verweigerten: das Orakel von Delphi, das zu Rathe gefragt wurde, habe befohlen, man sollte ihn dem Weisesten geben: und die Milesier, bey denen dieser Streit entstanden war, haben ihn zu Thales gebracht. Dieser gab ihn dem Bias; Bias dem Pittakus; und also kam er von einer Hand zur andern auf Solon, der den Apollo für die Weisheit selbsten betrachtete, und dafür hielt, er müsse ihn diesem Gotte weihen. Eigentlich weiß man nicht, was Gelegenheit gegeben habe, sieben Weise zu zählen. Wir haben von Solon bereits gesprochen; und bald werden wir von Thales zu reden haben. Von den übrigen fünf, die ich anführen will, weiß man sehr wenig.

Chilon von Sparta war ein gerechter Mann, eine einsichtvolle Oberkeitperson, und Ephorus oder Oberaufseher. Er ist durch Grundsätze, welche der Ausdruck der Tugend waren, und durch Sitten, die diesen Grundsätzen entsprachen, bekannt geworden. Er war es, der in den Tempel zu Delphi schreiben ließ: **Lerne dich selbst kennen.**

Pittakus von Mitylenen, einer Stadt auf der Insel Lesbos, erwarb durch seinen Heldenmuth, seine Einsichten, und seine Tugenden eine so große Achtung, daß ihm seine Mitbürger die Krone anbothen. Er nahm sie an, schrieb seinem Vaterlande Gesetze vor, stellte die Ordnung her, befestigte den Frieden, und weil er glaubte, Mytelene habe keines Regenten mehr vonnöthen, legte er die Krone wieder von sich.

Bias von Priene, einer Stadt Joniens, ist unter die Zahl derjenigen gerechnet worden, die ihrem Vaterlande die beßten Dienste geleistet haben. Alle alte Schriftsteller sprechen von ihm mit den größten Lobsprüchen. Zu seinen Zeiten galt Tugend und Wissenschaft für Reichthümer, weil die Völker sich mit der Sorge für die Regierung beschäfftigten, und den Werth der höhern Einsichten empfanden. Deßhalben, als Priene belagert wurde, trug Bias, der sich mit seinen Mitbürgern in die Flucht begeben mußte, nicht das Geringste von seinem Vermögen mit sich. Aber seine Weisheit blieb in seinem Geleite, und er sagte zu denen, die sich über sein Betragen ver-

verwunderten: Ich trage all meine Habe bey mir.

Kleobulus von Lindos, einer Stadt auf Rhodus, zählte den Herkules unter seine Ahnen. Er verband mit der leiblichen Schönheit und Stärke auch eine schöne und starke Seele. Er regierte sein Vaterland sehr weislich, und that sich besonders in der Sittenlehre hervor. Einer von seinen Grundsätzen war, man müsse seinen Freunden Gutes thun, um sie zu erhalten, und seinen Feinden, um sie zu gewinnen: ein Grundsatz, der weit erhabener war, als einer von Bias, welcher sagte, man müsse so lieben, als wenn man einmal hassen müßte. Er trug gern, nach dem Beyspiele der Morgenländer, zu denen er gereiset war, Fragen in Gestalt der Räthsel vor. Er hat eine berühmte Tochter gehabt: sie hieß Eumelide, oder Kleobuline nach dem Namen ihres Vaters.

Periander ist der siebente unter den sieben Weisen Griechenlands. Die Geschichteschreiber haben ihn als ein Scheusal vorgestellet. Aber Herodotus, welcher der ältste ist, hat erst zwey hundert Jahre nach seinem Tode geschrieben. Er hat wohl etwa Gerüchte, welche die Griechen wider alle Regenten ausgestreuet haben, ohne Auswahl aufgesammelt. Es ist sicher, daß Periander die Korinthier sehr weislich regieret hat. Im übrigen ist es ein Vorurtheil für ihn, daß er unter die Zahl der Weisen gerechnet wurde.

Es fraget sich, was die Griechen unter diesem Titel verstanden haben. Die Antwort ist leicht, wenn man betrachtet, daß man sich in denselben Zeiten mit nichts anders, als mit Sittenlehre und Gesetzgebung beschäfftiget hat; daß diese berühmten Männer in ihrem Vaterlande entweder Oberkeitpersonen oder Gesetzgeber gewesen sind; und daß sie sich hauptsächlich auf Dinge, die zur Regierung gehörten, verwendet haben.

Aesop lebte in eben diesem Jahrhunderte: aber nichts ist so wenig bekannt, als die Umstände seines Lebens. Es ist sogar nicht ausgemacht, ob er der Verfasser jener Fabeln sey, die wir unter seinen Namen haben. Wir wissen allein, daß er sich in diesem Fache hervorgethan hat, und daß er ein Sklav gewesen ist.

Aus einigen Fragmenten, die man von den Werken der sieben Weisen übrig hat, sieht man, daß sie in Versen geschrieben haben, wie es in ihrem Zeitalter Brauches war.

XIV. Kapitel.

Von der ionischen Sekte.

Endlich sind wir an das, was man im eigentlichern Verstande Philosophie nannte, gekommen. Thales der einige Zeit vor Pythagoras lebte, hat den ersten Grund dazu gelegt.

get. Er schlug seine Schule zu Milet, seiner Vaterstadt auf, und wurde der Stifter der ionischen Sekte. Er kam im ersten Jahre der fünf und dreyßigsten Olympias, 640 Jahre vor Christi Geburt, auf die Welt.

Man erwarte nur nicht tiefgedachte Kenntnisse. Die Sittenlehre ist das einzige Fach gewesen, das die alten Philosophen gut abgehandelt haben. Im übrigen waren sie schlechte Meßkünstler, schlechte Sternkündige, und keine Physiker.

Thales verwendete sich im Anfange, wie alle übrige Weise, auf das Studium der Gesetze: er gab auch hierinnen den Joniern gute Rathschläge. Bald darauf gab er die öffentlichen Geschäffte auf, um sich ganz auf die Philosophie zu verlegen: er that eine Reise nach Asien und nach Aegypten, und brachte wie es heißt, vortreffliche Kenntnisse mit sich zurück. Zum wenigsten haben sie den Griechen vortrefflich geschienen.

Man erzählet auf diese Veranlassung Dinge, die man unmöglich zusammen reimen kann. Es heißt zum Beyspiele, die Priester zu Memphis haben Thales in der Meßkunst unterrichtet, und er habe sie gelehret, die Höhe einer Pyramide zu messen, da er ihnen zeigete, daß sich diese Höhe und die Höhe eines Stockes, den er senkrecht in die Erde steckte, gegeneinander verhalten, wie die Länge ihres Schattens. Man behauptet sogar,

der

der Schüler habe seine Lehrmeister sehr in Erstaunen gesetzet.

Die Griechen waren für die Ausländer, welche sich vor ihnen auf die Philosophie verleget hatten, ungemein eingenommen. Gleichwohl hätten sie gern ihnen nichts schuldig bleiben mögen: und diese Denkensart hat sie bewogen zu sagen, es haben ihre Philosophen selbst denjenigen, bey denen sie in die Schule gegangen waren, Unterweisungen gegeben. Dieß ist gewiß, daß Thales der erste die Griechen in der Meßkunst unterrichtet hat, und vielleicht ist er auch ein größerer Meßkünstler geworden, als die Priester zu Memphis waren. Er legte sich auch mit gutem Erfolg auf die Sternkunde: er zeichnete einige Zirkel in der Sphäre aus: er beobachtete zum ersten den kleinen Bären; und von ihm hat Griechenland erfahren, daß man die Finsternisse vorhersagen kann.

Thales versetzte die Erde in den Mittelpunkt der Welt. Er hielt sie für kugelrund. Er hat geglaubet, die Sterne seyn von keiner andern Substanz. Er wußte, daß der Mond nur deßhalben leuchtet, weil er die Sonnenstralen zurückwirft; und er hat die himmlischen Bewegungen an einer Sphäre vorgestellet, die er erfunden hatte.

Nach seiner Meynung ist das Wasser das erste Grundwesen von allen Dingen. Er schrieb ihm die Fähigkeit zu, unendliche Formen an sich zu nehmen, und die Materie der entgegengesetz-

testen

testen Körper zu werden. Vieleicht nannte er sie Weltseele, oder Gott. Zum wenigsten scheint es, er habe keine andere erste Grundursache erkannt. Einige Philosophen in Indien hatten schon eben diesen Einfall gehabt.

Es ist schwer die Meynungen des Thales sicher zu erfahren, weil er nichts geschrieben hat. Mindstens ist keines von seinen Werken bis auf uns gekommen. Im übrigen läßt sich vermuthen, er habe, nach dem Beyspiele der Barbarn, sich einer heimlichen Lehrart bedienet, aus Furcht, er möchte allzu offenbar Meynungen ausbreiten, welche den Griechen misfallen hätten, weil sie nicht mit ihren Fabeln untermengt gewesen wären. Er starb unter den olympischen Spielen, in der acht und fünfzigsten Olympias, von Hitze und Alter entkräftet.

Anaximander, sein Zögling, war auch von Milet her. Er hielt Schule ohne Verheimlichung, und trug seine Lehre in Werken vor, die er selbst bekannt machte.

Nach seiner Meynung ist das Unendliche der Urgrund und das Ende von allen Dingen. Alles entspringt daraus, alles kehret wieder dahin zurück. Welten ohne Zahl entstehen, werden vertilget, und kommen wieder hervor. Also verändert sich alles im Unendlichen: das Unendliche selbsten verändert sich nicht; es ist unwandelbar.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Dieser Philosoph ist der erste unter den Griechen, der Landcharten gezeichnet, und Sonnenuhren verfertiget hat. Man behauptete sogar, er sey der erste gewesen, der die schiefe Stellung der Sonnenstraße gekannt hat; welches aber nicht seyn kann, weil Thales schon Finsternisse vorhergesagt hatte. Die sonderbarste Meynung Anaximanders ist, daß er geglaubet hat, die Menschen seyn ursprünglich mächtig gewesen.

Anaximenes, sein Mitbürger, Freund und Schüler, ist, wie es scheint, nur der Ausleger von dessen Meynungen gewesen. Er hat gesagt, daß man durch das Unendliche, welches der Urgrund von allen Dingen ist, die Luft verstehen müsse; und die Luft sey Gott, oder vielmehr verschiedentliche Götter. Wann sie sehr verdünnert wird, schwingt sie sich in die oberste Himmelsgegend empor, und erzeuget das Feuer; in einer geringern Verdünnerung bleibt sie tiefer herunten, und bringt die Wolken hervor; wann sie noch weniger verdünnert ist, entsteht das Wasser, und endlich die Erde daraus.

Ich möchte es gleichwohl nicht wagen zu versichern, daß dieses seine Meynungen gewesen seyn. Was man ihn von der Physik sagen läßt, ist desto verdächtiger, weil man ihm in der Sternkunde Ungereimtheiten beymißt, die er nicht gesagt haben kann. Er soll geglaubet haben, die Erde sey eine platte Oberfläche, die von der Luft gehalten wird; der Himmel sey ein Gewölb von Kristalle, woran die Sterne geheftet sind; die

Son-

Sonne sey ein großes Rad voll Feuer; das Licht breche durch eine Oeffnung heraus; wann diese sich schließt, so entstehe eine Finsterniß; der Mond sey gleichfalls ein Rad; die mehr oder minder geschlossene Oeffnung daran gebe die verschiedenen Mondsgestalten zu erkennen, und die Sonne, der Mond, und die Gestirne laufen um die Erde herum, ohne unter der Erde durchzukommen. Es ist nicht möglich, daß ein Philosoph von einer Sekte, welche die Finsternisse vorhersagte, diese Ungereimtheiten vertheidiget habe. Aber die Meynungen dieser Sekte sind von den Sekten, die nach ihr gekommen sind, verunstaltet worden.

Anaxagoras von Clazomenen, einer Stadt Joniens, verlegte die Schule des Anaximenes nach Athen. Er hatte dort schon dreyßig Jahre lang Unterricht gegeben, als er sich nach Lampsakus flüchtete, weil er der Gottlosigkeit beschuldigt worden war, und er starb daselbst. Es hätte ihm, wie es scheint, die Freundschaft des Perikles, der sein Schüler gewesen war, zum Schutze dienen sollen. Allein diese war eben die Ursache der Verfolgung, die sich gegen ihn entspann: denn man klagte ihn nur deßhalben an, um die Denkensart des Perikles verdächtig zu machen.

Seine Gottlosigkeit bestand darinnen, daß er von der Gottheit vernünftiger dachte, als alle, die vor ihm gelebet hatten. Aus Ueberzeugung, daß sich die Materie nicht selbst bewegen, oder in die Ordnung richten kann, erkannte er einen

verständigen und durchaus unkörperlichen Geist für das erste Grundwesen. Nichts gieng ihm ab, als die Schöpfung zu entdecken.

Dagegen dachte er, die Materie sey von aller Ewigkeit da, und man behauptet sogar von ihm, daß er gesagt habe, sie enthalte elementarische Theilchen von allen Gattungen: von Golde, Silber, Beine, Fleische, u. s. w. all dieses sey ohne Ordnung, ohne Bewegung und ohne Leben da; Gott habe dieses Chaos in Bewegung gesetzt, und die Elemente haben sich ordentlich in einander gefüget; die Theilchen von gleicher Art seyn zusammengetroffen; und es seyn Körper von verschiedenen Gattungen entstanden, weil es verschiedene Arten der Elemente gab.

Er glaubte, der Mond werde bewohnet; die Schwanzsterne seyn Planeten; und der Regenbogen werde durch das Zurückbrechen der Sonnenstralen gestaltet. Gleichwohl konnten diese zwo letzten Meynungen zu seinen Zeiten noch nichts anders, als Muthmaßungen eines witzigen Kopfes seyn; es scheint nicht, daß man Beobachtungen genug gemacht habe, um dieselben beweisen zu können.

Er hielt die Sonne für größer als den Peloponnesus. Aber es ist nicht zu glauben, daß er gesagt habe, die Sterne seyn Steine, welche die schnelle Bewegung des Aethers auf der Erde weggenommen, und in die Gegend des Feuers übertragen habe. Vieleicht hat er vermuthet, sie seyn schwerere Körper, welche in ihren Kreisen durch die

Kraft

Kraft, die sie darinnen herumtreibt, gehalten werden: und die Sophisten haben etwan eine Meynung, die sie nicht begriffen, lächerlich machen wollen.

Er hatte zween Nachfolger in seiner Schule, und beyde waren seine Zöglinge gewesen: Diogenes von Apollonien, und Archelaus von Milet. Dieser war der letzte von der ionischen Sekte; denn Sokrates, welchen er zu unterweisen die Ehre hatte, machte eine große Veränderung in der Philosophie.

XV. Kapitel.

Von der italiänischen und pythagorischen Sekte.

Pythagoras ist der Urheber von einer Sekte, die man im Anfange nach Italien, wo er Schule hielt, die italiänische, und nachmals die pythagorische geheißen hat. Man weiß weder den eigentlichen Ort, noch die Zeit seiner Geburt. Die wahrscheinlichste Meynung ist, daß er zu Samos zwischen der drey und vierzigsten und zwey und fünfzigsten Olympias, das ist, zwischen 608. und 572. vor Christi Geburt, zur Welt gekommen sey.

Er reisete nach Aegypten, wo ihn Amasis, der die Griechen willig aufnahm, zu den Geheimnissen einweihen ließ: und weil seine Anhänger haben behaupten wollen, er sey nach allen Orten gereiset, wo die Wissenschaften dem Rufe nach

geblühet haben, so hat man wider alle Wahrscheinlichkeit gesaget, er sey zu Babylon gewesen, und habe sich bis nach Indien hinein begeben.

Sey es, wie es immer will, so war doch die Hochachtung, die er durch seine Reisen erworben zu haben glaubte, nicht mit jenem Erfolge begleitet, den er sich verheißen hatte, und die Schule, die er zu Samos anlegte, wurde wenig besuchet. Weil er dann gezwungen war, wieder zu reisen, durchwanderte er Griechenland, und hielt sich sonderbar an jenen Orten auf, wo Orakel waren, und wo er sich allenthalben einweihen ließ. Nachmals nannte er sich keinen Weisen mehr, sondern nur einen Philosophen, das ist, einen Liebhaber der Weisheit. Man will wissen, als er sich bey den olympischen Spielen hatte blicken lassen, sey er von ganz Griechenland bewundert worden; und man habe ihn sogar für einen göttlichen Mann gehalten, weil er einen Schenkel von Golde hatte.

Er kehrte nach Samos zurück, wo ihn der Ruf schon angekündiget hatte; und damit er sein Glück desto sicherer machte, beredete er die Leute, daß er mit den Göttern Umgang pflege. Aus dieser Absicht begab er sich oft in eine Höhle. Gleichwohl muß ihm dieser Betrug wenig gefruchtet haben, weil er seine Schule in das große Griechenland verleget hat. Dort hat er ein besseres Glück erfahren, welches man ohne Zweifel sehr übertrieben hat. Er stellte die Frey-

heit

heit in den Städten wieder her; er brachte den Luxus in Abgang; er verbesserte die Sitten; und die Tyrannen, welche ihm zuhörten, gaben von selbst die Tyranney auf.

Wir haben zwey Leben von Pythagoras: eines hat Porphyr im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, und das andere Jamblichus im vierten, geschrieben. Man weiß nicht, woher sie ihre Nachrichten geschöpfet haben; man sieht allein, daß sie diesen Philosophen dem Herrn Jesus entgegen setzen wollten. Deßhalben legten sie ihm eine große Weisheit, außerordentliche Einsichten, und Wunderthaten bey. Es ist augenscheinlich, daß diese zween Schriftsteller zween Betrieger sind. Den Pythagoräern wäre es zugekommen, uns die Geschichte ihres Stifters zu erhalten: aber sie thaten es nicht, weil diese Sekte, solang sie gewähret hat, nichts geschrieben hatte.

Pherecides von Scyros, welcher zuerst in Prosa geschrieben, und dessen Beyspiel langsam befolget worden ist, war der erste Lehrmeister von Pythagoras gewesen. Gleichwohl hat er keine Sekte gestiftet, und das Wenige, was man von seinen Schriften übrig hat, ist vollkommen räthselhaft.

Was den Pythagoras betrifft, so hatte er nach dem Beyspiele der Aegyptier eine öffentliche und eine geheime Lehre. Die erste hatte die Sittenlehre zum Gegenstande. Er trug sie in den Tempeln, oder in Schulen vor, welche für

Jedermann offen standen. Die zweyte hielt er für Schüler auf, deren Verstand und Gemüthsart er schon ausgeforschet hatte. Erst nachdem sie durch ein Stillschweigen von zwey, drey, vier, fünf Jahren geprüfet waren, entdeckte er ihnen endlich Dinge, die wahrscheinlicher Weise nicht verdienet hatten, so lange Zeit geheim gehalten zu werden.

Die Pythagoräer lebten alle in einem Hause mit ihren Frauen und Kindern beysammen. Das Vermögen gehörte in Gemeinschaft; und wenn einer von ihnen sich absondern wollte, gab man ihm zurück, was er eingebracht hatte, oder auch darüber: aber man sah ihn als verstorben an.

Für jede Stunde des Tages waren die Beschäfftigungen ausgezeichnet. Man mußte sich ziemlich früh aus dem Bette erheben, um die aufgehende Sonne anzubethen, nachdem man zuvor mit sich erforschet hatte, was man den vorigen Tag gesaget, gehört, gesehen, und gethan haben mochte. Ein jeder gieng hernach besonders an abgelegenen Orten spazieren. Nach dieser Verrichtung, die man für nothwendig hielt, um das Gemüth zu versammeln, trat man in den Schulen zusammen, und wann die Zeit des Studirens vorüber war, übte man sich im Ringen, im Laufen, im Tanzen, u. d. g. All dieses dauerte bis zum Mittagessen, welches sehr mäßig war, und wobey man keinen Wein trank.

Der zweyte Theil des Tages wurde mit häuslichen oder auswärtigen Geſchäfften angefangen. Nachmals gieng man je zwey und zwey, oder drey und drey ſpazieren; man begab ſich ins Bad, zum Opfer, zum Nachteſſen, welches vor Sonnenuntergange geendiget war; man las in Gemeinſchaft etwas vor; einer von den Aelteſten hielt eine Anrede: endlich überdachte ein jeder ſeinen ganzen Tag, und man legte ſich zu Bette.

Weil die Pythagoräer die Muſik für ſchicklich anſahen, die Leidenſchaften zu beſſern, machten ſie großen Gebrauch davon. Sie hatten zwo Gattungen von Muſik: eine des Morgens, um das Gemüth aufzuheitern; die zweyte des Abends, um daſſelbe nach den anſtrengenden Betrachtungen des Tages zu erquicken.

Das Vorurtheil der Seelenwanderung machte es ihnen zum Geſetze, ſich des Fleiſches und der Fiſche zu enthalten. Gleichwohl aßen ſie Schlachtopfer, weil ſie ſicher dafür hielten, es befinde ſich keine menſchliche Seele in den Opferthieren.

Dieſe Sekte, welche durch die Verbindung ihrer Glieder ſchon mächtig war, wurde es noch mehr durch das Anſehen, das ſie in den Republiken hatte. Sie mußte dann nothwendiger Weiſe früh oder ſpät freyen Völkern ein Dorn im Auge werden, bey welchen ſie durch das Geheimniß ihrer Lehre, und durch ihren Ehrgeiz, ſich ohne Umſchweife in die Geſchäffte der Regierung zu mengen, ſich verdächtig machte. Sie ward es dann auch. Dieſe Verändrung begab ſich um

die Zeiten Philippens und Alexanders: und zum Beweise, wie sehr die Pythagoräer gefährlich waren, hat ihr Untergang, nachdem sie große Verwirrungen angerichtet hatten, den Untergang verschiedner Städte nach sich gezogen

Da nun die Pythagoräer zerstreut, vertrieben, und sogar bis in die Wüsten Aegyptens sich zu verbergen genöthiget waren, sahen sie, daß ihre Lehre unfehlbar verloren gehen würde, wenn sie auf dem Brauche, nichts zu schreiben, eigensinnig beharren wollten. Sie fiengen dann zu schreiben an; aber auf eine sehr räthselhafte Weise, damit ihre Lehrsätze nicht weiter, als in ihrer Sekte, ausgebreitet werden möchten.

Es hat in dieser Sekte einige berühmte Männer gegeben, worunter Empedokles, ein Dichter, Redner, und Arzt gewesen ist, der 444 Jahre vor Christi Geburt gelebet hat. Er machte sich ein eigenes Studium aus den Gesetzen: und nachdem er ein Vieles beygetragen hatte, die Gleichheit und Freyheit zu Agrigent, seiner Vaterstadt wieder herzustellen, schlug er die Krone aus, die ihm angebothen wurde. Zur Dankbarkeit richteten ihm die Agrigentiner eine Bildsäule auf. Sie thaten auch die gleiche Ehre dem Pythagoräer Epicharmus, einem berühmten Dichter, an, welcher zuerst das Lustspiel in Sicilien eingeführet, und verschiedene Stücke verfertiget hat, aus denen Plautus viel entlehnte.

Ein anderer Philosoph von dieser Sekte war Timäus von Lokris, einer Stadt in Italien. Er

wurde

wurde für sehr gelehrt gehalten: er hatte in seiner Vaterstadt an der Regierung Theil, und schrieb Werke, welche dem Plato, seinem Zeitgenossen, bekannt geworden sind.

Archytas von Tarent wird auch unter die Zahl der Berühmtern gerechnet. Man stellet ihn als eine weise Oberkeitperson, als einen großen Feldherrn vor, und rühmet seine Wissenschaft und seine Sitten über alles. Er hat auch Schriften verfertiget. Aus ihm hat Aristoteles seine Kathegorien gezogen.

Archytas hatte den Philolaus zum Schüler, der verschiedene Werke hinterließ, und der die Bücher der Pythagoräer an Plato verkaufte. Plato schöpfte alles daraus, was er zu errathen glaubte. Aristoteles, Speusipus, und Xenokrates haben sie auch benutzet; und man hat dem Pythagoras nur zugeschrieben, was man hat lächerlich machen können.

Eudoxus von Knidus endlich, der auch ein Zögling von Archytas war, schrieb Gesetze für die Städte Knidus und Milet, und erwarb sich einen großen Namen in Griechenland. Er dörfte gleichwohl für einen Schüler des Plato gelten, weil er seine Schule besuchet hat.

Die Pythagoräer haben die Bewegung der Erde, die Gegenfüßler, den ordentlichen Kreislauf der Schwanzsterne gekannt: sie glaubten, daß die Planeten bewohnet, und die Sterne lauter Sonnen seyn, um welche sich andre Planeten herumdrehen. Man muß im Anfange sich wundern,

daß

daß man in der Kindheit der Philosophie Wahrheiten entdecket, welche nachmals verkannt oder bestritten worden sind. Aber wenn gleich die Philosophie bey den Griechen anfieng, so hatte man doch lange zuvor in Aegypten, wo sie gereiset waren, Beobachtungen angestellet; und es ist wahrscheinlich, daß diese Wahrheiten, die sie aus Aegypten gebracht hatten, für sie nur Meynungen gewesen sind, die sie nicht zu beweisen wußten, weil sie dieselben nicht ihren eigenen Beobachtungen zu verdanken hatten. Wären sie im Stande gewesen, sich durch eignes Beobachten davon zu versichern, so würden sie dieselben niemals vergessen haben.

Von Gott und von der Welt haben sie lauter Ungereimtheiten gesaget, die nicht besser waren, als jene, die ich schon vorgetragen habe.

Obschon sie von Gott als von einem Geiste sprechen, so haben sie doch von einer geistigen Substanz keinen Begriff. Ein Geist ist, nach ihrer Meynung, bloß eine feinere Materie, ein Aether, ein Feuer, das sich überall ausgießt, das alles in Bewegung setzet, und das sie aus dieser Ursache die Seele der Welt nennen. Daraus kömmt, mehr oder weniger unmittelbar, alles her, und folglich giebt es Wesen, die vollkommener sind, als andere. Die Luft ist mit Geistern von mancherley Gattungen angefüllet. Die Gestirne sind lauter Gottheiten. Der höchste Gott wohnet im Firmamente, im Umkreise der Welt, und im ganzen Raume, der über den

Mond

Mond hinaus geht. Dort wirket er allein; und aus diesem Grunde ist alles gut geordnet, und auf eine bestandbare Weise eingerichtet. Aber weiter herab herrschet Unbeständigkeit und Unordnung, weil alles durch Geister, die mehr an der Materie Theil haben, durch Menschen, die weniger an der Gottheit Theil haben, und durch das Schicksal, das ist, durch die blinde Handlung der Körper verrichtet wird.

Es wäre hart zu begreifen, warum die Pythagoräer, da sie doch astronomische Kenntnisse hatten, wie ich eben zuvor gemeldet habe, zwischen jenem, was über dem Monde, und zwischen dem, was unter demselben geschieht, einen so großen Unterschied haben machen können. Dieß machet mich glauben, daß diese Kenntnisse für sie nur Meynungen gewesen sind, wovon sie keinen Beweis angeben konnten. Die Aegyptier hatten dem Pythagoras von ihrem Weltsysteme vorgeschwatzet, und wahrscheinlicher Weise hatten sie ihm die Beobachtungen nicht mitgetheilet, worauf sie dasselbige gründeten.

Fraget man die Pythagoräer, was sie durch Weisheit verstehen, so sagen sie, daß sie die Wissenschaft der Wesen sey; das ist, die Wissenschaft des Unwandelbaren, die Wissenschaft der allfassenden Begriffe. Denn sie glauben, es gebe von den veränderlichen Dingen keine Wissenschaft; die Körper, einzeln betrachtet, seyn keine Wesen; und der Körper, insgemein genommen,

solle der einzige Gegenstand der Betrachtungen des Weisen seyn.

Um sich zu dieser erhabenen Weisheit emporzuschwingen, muß sich die Seele von der Materie losreißen; sie muß zu allem fremden Eindrucke unempfindlich werden; sie muß sich von der Herrschaft der Leidenschaften frey machen, in sich selbst versenket seyn, einzig in sich selbsten leben, und alles, was um sie ist, freywillig entbehren. Dadurch wird sie sich zu unwandelbaren, ewigen, göttlichen Dingen erheben; sie wird sich zu ihrem Grundwesen hinaufschwingen; sie wird den Göttern gleich, ja selbst ein Gott werden.

Man sieht, daß die Pythagoräer bloße Schwärmer waren, und das mußten sie werden. Ihr Stifter, der eine verdorbene Einbildungskraft besaß, hatte nichts vergessen, um Gemüther, die er sonder Zweifel trefflich auszuwählen wußte, in die Hitze zu bringen. Gemeinsame Wohnung, Entsagung von allem Eigenthume, abergläubische Verrichtungen, Stillschweigen, Heimlichkeit, Schmach, die auf jene zurückfiel, welche ihrer Verbindungen überdrüßig wurden: daß waren die Mittel, die er gebrauchet hatte. War es möglich, nachdem man Jahre lang einem Manne zugehöret hatte, der für einen Gott ausgerufen wurde, zu muthmaßen, daß man gleichwohl nichts gelernet habe? Allerdings erkleckte schon, daß einer ein Schwärmer wurde, so mußten es bald alle übrige werden. Er hats gesaget: war auch bey den Pythagoräern der große

Be-

Beweggrund zu glauben. Aber dieses einzige Wort wäre erklecklich, zu beweisen, daß weder die Lehrmeister, noch die Schüler Vernunftschlüsse zu machen wußten. Ich sehe einerseits einen Betrieger, der sich aus Ehrgeize einen Namen machen wollte, und anderseits schwärmerische Blödköpfe.

Es sind zwar aus dieser Schule Männer hervorgekommen, die zur Regierung ihrer Republik die beste Geschicklichkeit hatten; und daraus läßt sich urtheilen, daß Pythagoras in diesem Fache wirklich viel verstanden habe: aber diese Kenntnisse machten keinen Theil seiner geheimen Lehre aus, welche der einzige Gegenstand meines Tadels ist. Im übrigen muß man erkennen, daß der Schwärmgeist, den man in dieser Sekte an sich nahm, große Männer erzeugen konnte, wann er auf nützliche Gegenstände angewendet wurde.

Das Beste, was dieser Philosoph gethan hat, bestand darinnen, daß er, wie Thales, die Lust zur Mathematik ausbreiten half. Aber er misbrauchte diese Wissenschaft, als er durch die Erzeugung der Zahlen die Erzeugung aller Dinge erklären wollte. Die Seele war eine Zahl, die sich von selbst bewegt. Gott war das erste Eins, oder die Einheit, von der alles herkömmt. Mit einem Worte, die Eigenschaften der Zahlen hätten die Eigenschaften der Dinge erklären sollen. Diese ganze Lehre ist überaus dunkel, und mir däucht, man würde nicht mehr wissen, wenn man sie auch verstünde.

Pythagoras machte eine glückliche Anwendung der Zahlen auf die Tonkunst, als er sich derselben bediente, um Verhältnisse unter den Tönen zu bestimmen, welche das Ohr nur unvollkommen bestimmen kann. Er fand Gelegenheit diese Entdeckung zu machen, als er einmal vor der Werkstatt eines Schlossers vorbeygieng, und auf die Zusammentönungen Achtung gab, welche durch die Hammerstreiche auf dem Amboß entstanden. Er gieng hinein, und urtheilte, daß die Verschiedenheit der Töne von der verschiedenen Masse der Hämmer herkomme. Als er nach Hause kam, spannte er Saiten von gleicher Dicke und gleicher Länge aus, hieng an das Ende einer jeden verschiedene Gewichter, und nach etlichen Versuchen drückte er durch die Zahlen die Verschiedenheit der Töne aus.

Weil aber dieser Philosoph außerordentliche Dinge sagen mußte, sann er gleiche Verhältnisse unter den Gestirnen aus. Folglich schloß er, es mache der Himmel durch seine Bewegung eine vollkommene Musik, und versicherte sogar, daß er sie höre. Auf gleiche Art sagte er, daß er sich erinnere, nach und nach Aethalides, ein Sohn Merkurs, Euphorbus, Hermotimus, und Pyrrhus, ein Fischer auf Delos, gewesen zu seyn.

Voll Ueberzeugung, daß man durch wunderbare Dinge sein Glück machen könne, trug er kein Bedenken, die Leichtgläubigkeit des Pöbels zu täuschen. Als er zu Krotona war, schloß er sich in eine unterirdische Gruft ein, und bath sei-

ne Mutter, sie sollte das Gerücht ausbreiten, daß er gestorben sey, und alles genau aufzeichnen, was unter derselben Zeit vorbeygienge. Einige Zeit darauf kam er wieder zum Vorscheine mit einem blassen und entstalteten Gesichte; er rief das Volk zusammen; sagte, daß er in der Hölle gewesen sey; und erzählte alles, was seit seinem vermeynten Tode den Krotonianern begegnet war. Niemand zweifelte daran, daß er wirklich aus jener Welt zurückkomme, weil er wußte, was in dieser geschehen war. Die Krotonianer liefen dann mit einem neuen Eifer zu seiner Schule herbey. Sie führten sogar ihre Weiber mit sich hin; denn Pythagoras nahm gern das Frauenvolk zu Schülerinnen auf: es ist tauglich, den Schwärmgeist anzunehmen, und noch tauglicher, denselben auszubreiten.

Also war Pythagoras beschaffen. Ich habe ihn vorzüglich nach seinem Lebenswandel vorgestellet, weil sein Betragen den Geist seines Zeitalters zu erkennen giebt; und ich habe mich desto kürzer bey seinen Meynungen aufgehalten, weil wir sie bey Philosophen, die nach ihm gekommen sind, wieder antreffen werden.

XVI. Kapitel.

Von der eleatischen Sekte.

Xenophanes ist der Stifter der eleatischen Sekte. Er kam zu Kolophon, 550 Jahre vor Christi Geburt, auf die Welt, bald nach dem Tode Solons, als Pisistratus zum zweytenmal sich zum Tyrannen aufwarf. Um diese Zeit war Anaximander, der Nachfolger des Thales, im Rufe. Er hat beynahe hundert Jahre gelebet.

Er wurde verbannet, weil er in einem Gedichte gesagt hatte, es sey ungereimt, mit den Dichtern, Homer und Hesiodus, zu glauben, daß die Götter gebohren werden, und daß sie sterben, weil es in beyden Fällen gleich wahr ist, daß sie nicht immer da wären. Er gieng nach Sicilien, wo er in der äußersten Dürftigkeit gezwungen war, dem Pöbel seine Verse vorzusagen. Wir haben nur etliche Fragmente von seinen Gedichten übrig.

Seine Sekte wurde die eleatische geheißen, weil sie vorzüglich ihren Ruhm dem Parmenides, dem Zeno, und dem Leucippus zu verdanken hatte, die alle drey von Elea, einer Stadt in Italien, gebürtig waren, welche die Phocenser erbauet hatten, als sie aus ihrem Vaterlande zogen, um der Herrschaft des Cyrus zu entgehen.

Diese Philosophen drückten sich auf eine dunkle und räthselhafte Weise aus, und ihr ganzer

Lehr-

Lehrbegriff ist bloß eine sehr spitzfindige Metaphysik, die sie selber nicht verstanden.

Alles, was man von der Weltschöpfung bis auf Xenophanes ersonnen hatte, konnte auf drey Systeme eingeschränkt werden. In einem bewget und ordnet sich die Materie von selbsten: in dem zweyten giebt es nur ein erstes Grundwesen, von dem alles herkömmt: in dem dritten giebt es zwey Grundwesen, die Materie, welche von sich selbst unthätig ist, und eine allbegreifende Seele, die ihr die Bewegung mittheilet.

Weil Xenophanes sah, daß keines von diesen Systemen die Erzeugung der Dinge erklärte, kam er auf den Einfall zu sagen, es gebe keine Erzeugung.

Aus Nichts kann Nichts entstehen, sagte er mit allen Philosophen. Es hat dann nichts einen Anfang, nichts ein Ende, nichts wird verändert. Es giebt eigentlich keine Geburt, keine Veränderung, keinen Tod. Es giebt keine Bewegung. Die Welt ist nothwendig unwandelbar. Folglich stelien uns die Sinne, welche an ihr eine Veränderung wahrnehmen, lauter außerordentliche Erscheinungen, lauter falsche Scheine vor: sie können die wirkliche Wesenheit der Dinge nicht ergründen; sie sind nur aufgelegt, uns zum Irrthume zu verleiten. Dieß ist das System des Xenophanes. Wir wollen sehen, wie er es hat erklären können.

Wie man immer von heute bis morgen die Ordnung meiner Bücher verändern mag, so kann

ich doch sagen, meine Bibliothek sey die nämliche, so lange man kein Buch dazu setzet, oder keines davon nimmt. Aber da verstehe ich durch Bibliothek nur die Sammlung einer gewissen Anzahl von Büchern, und ich abstrahire von aller Einrichtung derselbigen. Auf gleiche Weise kann ich sagen, die Welt sey unwandelbar, wenn ich von dem abstrahire, was mit einem jeden einzelnen Wesen vorbeygeht, und durch das Wort **Welt** nur die Sammlung von allen Dingen verstehe. Aber diese Sammlung ist kein Wesen: sie ist nur ein abstrakter Gedanke, eine bloße Benennung, welche die ganze Summe der Wesen begreift.

Allein eben diesen abstrakten Gedanken hat sich Xenophanes, und nach ihm Parmenides und Zeno, als wirklich vorgestellet. Folglich sagten sie: die Welt ist einfach, ewig, unendlich, immer sich selbsten gleich, unwandelbar; sie ist Gott, das eigentliche Wesen, das einzige Wesen; und im wahren Verstande sind die einzelnen Dinge keine Wesen. Also haben diese schlechten Metaphysiker den einzigen Dingen, die eine wirkliche Wesenheit haben, das ist, den einzelnen Dingen, die Wirklichkeit abgesprochen, und haben sie ganz einem abstrakten Gedanken zugedacht, der keine wirkliche Wesenheit haben kann. Das ist ohngefähr eben so viel, als wenn ich sagete: meine Bibliothek ist etwas, und meine Bücher sind nichts. Also ist ihre Art, Vernunftschlüsse zu machen, beschaffen gewesen.

Gleich:

Gleichwie sie kein anderes Wesen, als ein allbegreifendes zuließen, also erkannten sie auch keine andern Wahrheiten, als die allbegreifenden. Sie sagten wie die Pythagoräer, weil die einzelnen Dinge sich beständig verändern, so können wir keine Kenntniß davon haben. Aber sie misbrauchten das Wort: Kenntniß, oder vielmehr, sie verbanden keine Begriffe damit. In Wahrheit, nichts ist veränderlicher gewesen, als die Philosophen: und gleichwohl kennen wir sie, wenigst durch die Ungereimtheiten, die sie gesaget haben. Ich will nicht mehr davon sprechen: es giebt Meynungen, die keiner ernsthaften Widerlegung werth sind.

Alle Philosophen waren für die Wahrsagung eingenommen, weil sie den Grundsatz hatten, daß sich die Gottheit durch alle Theile der Welt ergieße. Xenophanes war der erste, der sie verwarf, weil nach seiner Meynung Gott nicht in den Theilen, sondern in dem einzigen und allbegreifenden Wesen befindlich ist.

Was ist dann dieses Wesen? Zeno, welcher ein noch feinerer Klügler als Xenophanes war, giebt die Antwort, daß es weder endlich noch unbeschränkt, weder beweglich noch unbeweglich, weder ein Wesen noch ein Unwesen sey. Wer weiß itzt, was er dadurch habe sagen wollen?

Nach dem Gesichtspunkte, aus welchem die Alten die Physik betrachtet haben, ist es ihnen nicht möglich gewesen, einen Schritt weiter fortzurücken.

ecken. Man begreift die Ursache davon, wenn man beobachtet, wie sie angefangen haben.

Da sie erklären wollten, wie alles hervorkömmt, haben sie den Grundsatz festgesetzt, daß nichts aus Nichts entstehen könne. Folglich haben sie alsogleich schließen müssen, alles sey von Ewigkeit da, oder alle Dinge befinden sich in einem Dinge, von welchem sie ausgegangen sind, oder sie seyn alle in einem Chaos vermenget gelegen, welches sich, entweder von selbst, oder durch die Wirkung einer allbegreifenden Seele, entwickelt hat, oder endlich, es komme nichts hervor. Auf dieses schränken sich die Meynungen der alten Philosophen ein. Man sieht, daß sie zu allem Anfange einen Knoten gemacht haben, den sie unmöglich auflösen konnten.

Wenn sie, anstatt die Entstehung der Dinge erklären zu wollen, sich begnüget hätten zu beobachten, was die Dinge sind, so hätten sie Entdeckungen machen können. Aber sie waren zu einem so vernünftigen Betragen nicht fähig. Ja, es scheint, daß die eleatische Sekte Vorsorge dagegen gebraucht habe, um nicht so vernünftig zu verfahren. Fürwahr, es kann dem Verstande nicht einfallen, Beobachtungen anzustellen, wenn man zum Satze nimmt, die Sinne seyn nur aufgelegt zum Irrthume zu verleiten, und die einzelnen Dinge können der Gegenstand unserer Kenntnisse nicht seyn. So ungereimte Grundsätze mochten nicht anders, als durch Ungereimtheiten, vertheidiget werden.

Man

Man wurde dann dieser Philosophie recht überdrüßig, und Leucippus, ein Schüler des Zeno, führte eine ganz unterschiedene ein. Er hatte Demokritus von Abdera zum Nachfolger, von welchem Protagoras, auch von Abdera, und Diagoras von Melos Zöglinge waren.

Anstatt eines einzigen Wesens ließen diese Philosophen eine unendliche Menge zu, welche sie für die Bestandtheile der Dinge ansahen, und Atomen nannten.

Von aller Ewigkeit her befinden sich diese Atomen in Bewegung in einem unermessenen Raume, wo sie Lücken unter sich lassen. Sie stoßen aneinander an, prellen zurück, hängen sich an, und fügen sich auf unendliche Arten zusammen. Daraus entsteht eine unendliche Anzahl von Welten. Dort fangen sie an, hier werden sie zerstöret: einige wachsen, andere nehmen ab: es giebt welche, die einander ähnlich sind, und andere die sich nicht gleichen; und die Dinge sind nach der Ordnung, Lage, und Gestalt der Atomen unterschieden.

Deßhalben, sagte Demokritus, giebt es eigentlich keine Wirklichkeit, als in den Atomen und im leeren Raume; und die fühlbaren Dinge sind keine Wesen, sandern nur Sammlungen. Gleichwohl erkennen wir nur die fühlbaren Dinge, und erkennen die Atomen nicht: wir erkennen also die Wirklichkeit der Dinge nicht. Es giebt also keine Wahrheit für uns: und um dieses auszudrücken, sagte er, die Wahrheit liege in einem tiefen

Brunnen vergraben. Dieser Philosoph würde sehr verlegen gewesen seyn, wenn man ihm zu verstehen gegeben hätte, daß seine Atomen, mit aller ihrer Untheilbarkeit, die er an ihnen vermuthete, selbst nur Sammlungen seyn. Denn wo würde er hernach die Wirklichkeit der Dinge gesuchet haben?

Protagoras, sein Schüler, machte andere Vernunftschlüsse. Der Grund des Eindruckes, den die Dinge auf uns machen, sagte er, liegt in der Materie selbsten. Folglich sind die Dinge das, was sie uns scheinen. Was ein jeder von uns wahrnimmt, ist etwas; was Niemand wahrnimmt, ist nichts. Unsre Sinne sind also die Richtschnur der Wahrheit. Ja, wir sind alle zugleich berechtiget, entgegengesetzte Meynungen zu behaupten, und zu schließen, daß die Dinge so oft sich verändern, als wir anders gesonnen sind. Denn, setzte er bey, die Materie befindet sich beständig in einer Bewegung, und die Lage der Atomen bleibt nicht zween Augenblicke gleich. Es giebt also keine Wirklichkeit und keine Wahrheit, als in unsern sinnlichen Empfindungen.

Es ist bewiesen, daß wir die Natur der Wesen nicht erkennen: aber es ist eben so gut ausgemacht, daß wir verschiedene Verhältnisse derselbigen kennen, die sie gegen uns haben. Wenn die Alten diese Unterscheidung hätten zu machen gewußt, so würden sie sich viele schlechte Vernunftschlüsse erspart haben: zum wenigsten hätten sie gewußt,

was

was der Gegenstand ihrer Untersuchungen seyn sollte.

Das System der Atomen ist älter, als man glauben möchte: denn im Grunde beziehen sich alle übrige darauf. In allen trifft man Atomen an, welche Grundursachen oder Bestandtheile von allen Dingen sind.

Es waren auch in der That alle diese Philosophen gezwungen, sich eine Materie zu denken, die vor der Welt da gewesen ist, weil alle den Satz annahmen, aus Nichts könne nichts entstehen. Einige halten diese Materie für ein einziges Grundwesen; andere behaupten, sie enthalten zwey, oder mehr, oder auch unendlich viele Grundwesen.

Obschon jene, die nur ein Grundwesen zulassen, dasselbe Gott nennen; so ist doch dieser Gott nichts anders, als eine sehr feine Materie, ein sehr reines Feuer. Allein die Theilchen dieses Feuers sind gewißlich kleine Körperchen oder Atomen; und folglich ist das Feuer nicht so viel ein Grundwesen, als ein Element, dessen Theile, die nach ihrer Natur gleich sind, alle Dinge hervorbringen, wann sie andere Gestalten annehmen, und sich auf unendliche Arten zusammenfügen.

Es gab ein System, welches der Einbildungskraft des großen Haufens besser angemessen war, und aus dieser Ursache allgemeiner wurde: nämlich, von einer unförmigen Materie, welche durch ein Feuer, das sich in alle ihre Theile ausgießt, in Bewegung gesetzet wird. In diesem Systeme

sind dem ersten Scheine nach, zwey Grundwesen enthalten, das Chaos und Gott; aber eigentlich ist doch nur eines darinnen, das die Materie ist. Wenn die Materie plump ist, so kann sie sich selbst nicht bewegen; ist sie verdünnert, so bewegt sie sich von ihrer Natur, sie theilet die Bewegung mit, und ihre Theilchen, welche Bestandtheile von allen Dingen sind, können eigentlich Atomen heißen.

Anstatt des Feuers hat Thales das Wasser, und seine Schüler die Luft, gesetzet. Es gab andere, welche vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser, und Erde, zugaben; und wir haben gesehen, daß Anaxagoras eben so viele Gattungen annahm, als viele Körper von verschiedenen Gattungen er gewahr wurde.

Man trifft also die Atomen in allen Systemen an, weil man in allen grundwesentliche Körperchen findet. Aber vor Leucippus hatte man den Atomen Eigenschaften beygeleget, welche mit den Eigenschaften der Dinge übereinskamen, wo dagegen dieser Philosoph ihnen nur die Bewegung und verschiedene Gestalten zugedacht hat. Sein System war auch dadurch von andern unterschieden, weil er einen leeren Raum gelten ließ, welcher von Thales an aus der Philosophie verbannet zu seyn schien.

Alle diese Philosophen haben nur mit einer Materie zu thun gehabt, die vor der Welt da gewesen war, und welcher sie verschiedene Namen beygelegt haben. Ein jeder hatte Ursache, mit dem,

was vor ihm gesagt worden war, misvergnügt zu seyn; und gleichwohl hat keiner was bessers dafür angegeben: das ist die Frucht ihres Eigensinnes gewesen, mit welchem sie die ersten Grundursachen der Dinge haben erklären wollen.

Da keine von diesen Meynungen überzeugend und deutlich war, so konnte man sich unmöglich allezeit genau an die Sekte halten, welcher man zugethan war. Man hatte Lust, Neuerungen aufzubringen, und man glaubte die Wahrheit zu finden, so oft man an den früher gemachten Systemen etwas veränderte. Deßhalben giebt es Philosophen, welche, wie es scheint, zu keiner Sekte gehöret haben. Von dieser Art ist, unter andern, Heraklitus, von welchem man saget, er habe sich durch eigene bloße Betrachtung unterrichtet; und er hatte gleichwohl die Schulen des Xenophanes und des Hypasus, eines Pythagoräers, besuchet. Es scheint, er habe die Meynung des Pythagoras vorgezogen: er hat sich an die nämliche Dunkelheit gewöhnet, und das Feuer als das Grundwesen von allen Dingen angesehen. Er schrieb in Prosa: und ich merke dieses an, weil der Gebrauch davon noch nicht allgemein war. Er wurde 500 Jahre vor Christi Geburt bekannt.

Heraklitus war zu Ephesus gebohren. Er hätte in seiner Vaterstadt ein Ansehen spielen können; aber er schlug die oberkeitlichen Stellen aus: und als ihn die Ephesier einmal antrafen, da er mit Knöchlein spielte, sprach er zu ihnen, er wol-

le lieber sich mit Kindern unterhalten, als schlecht gesittete Bürger regieren. Er nahm sich durch den Haß und die Verachtung gegen das menschliche Geschlecht sonderbar aus; und begab sich auf Berge, um weit von aller Gesellschaft entfernet zu leben. Man wollte wissen, daß er immer geweinet habe, wie Demokritus unaufhörlich lachte: die Veranlassung zu diesen Mährchen ist gewesen, daß, weil beyde die Menschen gleich sehr verachteten, dieser die nämlichen Dinge zum Spasse nahm, über welche sich jener erzörnte.

Nachdem Demokritus an der Regierung Theil gehabt hatte, entzog er sich frühzeitig den Geschäfften. Er reisete nach allen Orten hin, wo man Kenntnisse zu finden glaubte, und nachmals lebte er einsam, damit er sich ganz auf die Philosophie verlegen könnte. Man hat sogar erzählet, er habe sich die Augen ausgestochen, um alle Zerstreuung zu vermeiden: allein dieses kann nicht wahr seyn, weil die Zergliederungskunst eine von seinen vornehmsten Beschäfftigungen gewesen ist. Er war ein Zeitgenoß von Anaxagoras, Archelaus, Sokrates, Parmenides, Zeno, und Protagoras. Man glaubet, er habe mehr als hundert Jahre gelebet.

Protagoras, ein Schüler des Demokritus, hat sich mehr auf die Wohlredenheit als auf die Philosophie verleget. Obschon er sehr spitzfindig und nicht gründlich dachte, hat er doch die Ehre gehabt, für die Thurienser Gesetze zu schreiben. Er

ist

ist der erste Philosoph gewesen, der für Bezahlung Schule gehalten hat.

Anaxarchus endlich, den man unter die Philosophen von der eleatischen Sekte zählet, ist nur daher bekannt, weil er Alexandern nachgezogen ist. Er war der Mann, der die Unbescheidenheit hatte, diesem Kriegshelden zu sagen: **Weißt du nicht, daß die Handlungen der Könige allezeit billig sind?**

XVII. Kapitel.

Von Sokrates.

In der sieben und siebenzigsten Olympias, 469 Jahre vor Christi Geburt, wurde zu Athen Sokrates gebohren, der gelehrteste, tugendhafteste, und bescheidenste unter den Griechen. Sein Vater war Sophroniskus ein Bildhauer, und seine Mutter Phenerete eine Hebamme gewesen. Er war also von keinem ansehnlichen Herkommen. Sein Name gieng nicht auf die vergangnen Jahrhunderte zurück; aber er wurde durch die zukünftigen Zeiten berühmt. Das ist der Unterschied zwischen einem großen Manne, und einem großen Herrn.

Sokrates besuchte die Schule des Anaxagoras, und nach dem Tode dieses Philosophen die Schule des Archelaus, und einiger andrer, die im Rufe waren. Ich habe schon gemeldet, daß

er

er sich auch unter den Schülern Aspasiens befand. Im übrigen that er keine Reise außer Griechenland. Er erkannte bey Zeiten, wie unnützlich es sey, Kenntnisse von Barbarn zu erbetteln. Er sah, was andere mit sich zurückgebracht hatten, und suchte die Philosophie in sich selbsten. Die besten Kunstrichter des Alterthums haben ihn für den Mann erkannt, der zu seinen Zeiten die meisten Einsichten in jedem Fache, die meiste Beredtsamkeit, die richtigste Beurtheilung, den besten Forschgeist, die größte Billigkeit besaß. Er war Rathsherr in einem hohen Alter, als Athen unter dem Joche von Tyrannen seufzte, und ließ alle Unerschrockenheit eines tugendhaften Bürgers, der den Tod nicht scheuet, an sich blicken. In seiner Jugend hatte er Beweise einer seltenen Tapferkeit abgeleget. Mit einem Wort: er war mit allen Eigenschaften begabet, wodurch er seinem Vaterlande hätte nützlich werden können; aber er lebte eben in einem Zeitalter, wo das Verdienst, wie wir gesehen haben, von den Amtswürden der Republik abgewiesen war; und Athen, wo er geleuchtet hat, ist nicht so glücklich gewesen, daß es von ihm regieret wurde.

Da er durch die Umstände veranlasset wurde, sich ganz auf die Philosophie zu verwenden, brachte er darinnen eine Veränderung zu Stande, die ich Willens bin, hier bekannt zu machen. Zu diesem Ende ist es erfoderlich, im Anfange den Zustand zu schildern, worinnen sich die Wissenschaften befanden, wenn es doch erlaubet ist,

den

den Meynungen, in welche die Griechen sich theilten, diesen Namen beyzulegen.

Die Griechen hatten zwo Quellen, aus denen sie Kenntnisse schöpften: die Dichter und die Barbarn. Weil sie die Religion, die Gesetze, die nothwendigsten Künste, die Buchstabenschrift, die Sternkunde, die Meßkunst, oder zum wenigsten einen Anfang zu allen diesen Dingen, von den Dichtern und von den Barbarn, erhalten hatten; so schloß man aus dem, was man von ihnen erlernet hatte, daß man alles durch sie erlernen könnte: und man ließ das Studium der Natur außer Acht.

Die Zeit, die alles zerstöret, geht langsam darein, die Vorurtheile zu zerstören. Die Griechen konnten niemals das Ansehen ihrer ersten Lehrmeister vergessen, und ihr erfindsamer, schöpfrischer Geist artete in nichtsbedeutende Spitzfindigkeiten aus. Wie weit würden sie nicht gekommen seyn, wenn die Umstände sie gezwungen hätten, die Natur mehr zu beobachten, als zu errathen!

Die Sophisten, welche zum Anfange von Pisistratus unterstützet wurden, vermehrten sich nachmals unter Perikles, so wie die Dichter, Tonkünstler, und Schauspieler. Dieser ehrgeizige Bürger sah es gern, daß sich die Athenienser mit Schauspielen und Meynungen beschäfftigten.

Weil die Aufmerksamkeit des Publikums die Sophisten in Ansehen brachte, und den Fra-

gen,

gen, welche sie behandelten, ein Gewicht gab, so entspann die Eifersucht alle Tage neue Zänkereyen, und Athen war der eigentliche Schauplatz für dergleichen Spielwerke. Dieses Volk hatte beständig den vorigen Geist, und die vorige Seele; aber die Umstände hatten sich verändert, und es war Zeit, daß es leichtfertiger als die übrigen wurde, weil es allezeit in allen Dingen mehr als andere Völker gewesen war.

Unter den Sophisten war ein jeder sehr schwach zur Vertheidigung; und folglich war ein jeder unter ihnen sehr stark im Angriffe. Von Ruhmbegierde entzündet, beflissen sich einige, Meynungen zu vertheidigen, welche dem Volke die angenehmsten waren; andere wagten sich die allgemeinsten Begriffe streitig zu machen: zwey Mittel, welche gleich geschickt waren, Beyfall zu erwerben.

Eine Folge davon war, daß bald alles zweifelhaft schien; daß ein beredtsamer Mann, ohne sich zu bekümmern, was gut oder böse, billig oder unbillig sey, sich im Stande zu seyn glaubte, die Natur der Dinge umzukehren; daß seine Kunst nicht so viel darinnen bestand, die Wahrheit zu zeigen, als den Streit zu gewinnen; und daß es endlich artig schien, ohne Unterschied Ja und Nein zu behaupten. Es ist augenscheinlich, daß alle diese Gesinnungen in den Gang kommen mußten; und sie kamen auch wirklich auf.

In diesen Umständen kam Zeno nach Athen. Er las bey den panatheniensischen Spielen Gespräche vor, wo er zween Sophisten miteinander streiten ließ; und diese neue Art, die nach dem Geschmacke derselben Zeiten war, wurde außerordentlich gutheißen. Man nannte sie die eristische Kunst, und diese Kunst wurde zur Hauptneigung der Griechen.

Dieser Versuch vermehrte den Trieb zu nichtsbedeutenden Studien, und feuerte diejenigen, welche sich für Meister in der Redekunst ausgaben, und nur die Sprache zu misbrauchen wußten, zu einer neuen Wetteiferung an. Kommet zu mir, sagte Protagoras: ich lehre die Staatskunst, die Sittenlehre, und die Naturkunde. Ich gebe in allen Wissenschaften Unterricht. Kommet, verlasset alles, ziehet von euern Aeltern, von euern Freunden weg. Schon am ersten Tage werdet ihr geschickt werden: am zweyten noch geschickter; und auf jeden Unterricht werdet ihr fühlen, wie schnell euer Fortgang seyn wird.

Kein Sophist machte mehr Aufsehen, als Gorgias, welchen die Leontiner, seine Landsleute, nach Athen gesendet hatten, um gegen die Syrakusaner Beystand zu erhalten: er setzte ganz Griechenland in Erstaunen, das bey den olympischen Spielen versammelt war. Sonderbar die Athenienser sahen ihn für den Gott der Wohlredenheit an, und gaben sich alle Mühe, um diesen Gott in ihrer Stadt zu behalten. Gorgias

schlug ein so schmäuchelhaftes Anerbiethen von einem Volke nicht aus, welches den besten Geschmack besaß. Einige Zeit darauf, als man eben die Feyer des Bacchus begieng, zeigte er sich auf der Schaubühne von Athen, und both sich an, von irgend einem Gegenstande, den man ihm aufgeben wollte, zu sprechen. Jedermann klatschte ihm Beyfall zu.

Man drängte sich zu der Schule dieses Sophisten, und seine Wohlredenheit wurde zu einer Modesache. Gleichwohl bestand sie nur in einem Misbrauche von Gegensätzen, von gleichlautenden Fällen, und von gekünstelten Wendungen. Allein man muß es zur Ehre der Athenienser sagen, daß sie endlich den Werken des Gorgias ihren richtigen Werth bestimmten, und nur deßhalben seiner noch gedachten, um seine Schreibart zu verwerfen. Isokrates, der auf ihn folgte, war verständiger, ohne von den nämlichen Fehlern ganz frey zu seyn. Da er in der That ein Wohlredner war, erwarb er sich einen dauerhaftern Ruhm. Er ist der Lehrmeister des Demosthenes gewesen.

Die berühmten Sophisten mußten sich durch die Menge der Schüler, die ihre Schulen besuchten, nothwendiger Weise Reichthümer sammeln. Ueberdas theilte Athen Kronen an sie aus: es richtete ihnen Bildsäulen auf, überließ ihnen die Verwaltung der Geschäffte, und beehrte sie, mit einem Worte, mit der größten Hochachtung.

Alles

Alles munterte dann zu dieser Art von Studien auf.

Gleichwohl war ihre Kunst sehr verächtlich. Sie rühmten sich zweyer Dinge: daß sie über alle mögliche Gegenstände ohne Vorbereitung sprechen, und auf gleiche Weise den Satz oder den Gegensatz vertheidigen können.

Um das erste zu erlangen, hatte Protagoras den Einfall gehabt, alles, was ein Ding betrifft, wovon man zu sprechen Gelegenheit haben kann, auf verschiedene allgemeine Begriffe zu beziehen; wie die Ursache, die Wirkung, u. s. w. Das hieß man die Gemeinplätzchen. Durch dieses Mittel kam ein Sophist niemals in Verlegenheit. Er gieng die Gemeinplätzchen durch: er hielt sich bey denen auf, welche Begriffe in ihm hervorbrachten. Bey der Ursache, zum Beyspiele, sagte er alles, was man von irgend einer Ursache sagen kann. Nachmals kehrte er durch einen Verbindungssatz auf seinen Inhalt zurück, oder er unterließ auch dieses. Da er zufrieden war, wenn ihm nur etwas zu reden einfiel, so kannte er nur die Kunst, unbestimmte Dinge herzuplaudern, und seine Zuhörer foderten nicht mehr von ihm. Es schien, als ob von einer Sache zu sprechen nichts anders hieße, als auf Veranlassung einer Sache zu sprechen, und Niemand machte einen Unterschied dazwischen. Eben das geschieht auch noch zuweilen heut zu Tage. Durch einen eben so plumpen Kunstgriff vertheidig-

digte man wechselsweise die widersprechendsten Meynungen.

Es giebt in der Sittenlehre, in der Staatskunst, in der Naturkunde, und allenthalben Worte, die verschiedentlicher Deutungen fähig sind. Deßhalben sind die Sätze, wo sie gebrauchet werden, obschon sie einen gleichen Laut haben, dennoch dem Versiande nach unterschieden, den ihnen ein jeder beylegen will. Es ist nicht leicht diesem Misbrauche abzuhelfen. Im Gegentheile, da die meisten Menschen den eigentlichen Werth der Ausdrücke nur beyläufig einsehen, so ist es ihnen weit natürlicher, wider ihr Wissen die Bedeutung der Ausdrücke anders anzunehmen, als dieselbe immer unverändert zu behalten. Man konnte dann mit Beyhülfe einer Zweydeutigkeit allerley Grundsätze behaupten, allerley Folgen herausziehen: ja, man hatte nur eine Vergleichung, eine Metapher vonnöthen, um einen Beweis zu führen. Dadurch hintergieng man seine Zuhörer, und man hintergieng sich selbsten. Man hat so viele Mühe, den Punkt einer Frage zu bestimmen, wenn man auch redlich zu Werke geht, daß es kein Wunder ist, wenn die Sophisten alles verwirret haben, weil sie nur zu verwirren suchten. Was soll man also von Karneades denken, welcher nach seinem Gefallen den Satz und den Gegensatz behauptete, und niemals eine Meynung vertheidigte, ohne sie zu beweisen, niemals eine Meynung bestritt, ohne sie umzustürzen? was soll man von Cicero den-

denken, der ihm deßhalben Lob spricht? Man hat zu allen Zeiten schlechte Vernunftschlüsse gemacht.

Jene, die sich auf Vergleichungen, Metaphern, und Zweydeutigkeiten gründen, würden sehr verlegen seyn, wenn sie deutlich erklären müßten, was sie denken. Ihr ganzer Kunstgriff kann mit zwoen oder dreyen Fragen vereitelt werden. Sokrates warf Fragen auf, und dadurch zwang er die Sophisten, die Bedeutung der Worte zu bestimmen; er führte sie mit Gewalt auf die Sache zurück, die behandelt wurde, oder nöthigte sie, in handgreifliche Widersprüche zu verfallen. Ich weiß nichts, sagte er oft. Erkläret mir dieses Wort; entwickelt mir diesen Grundsatz. Eine Antwort bahnte zu einer neuen Frage den Weg. Man antwortete wieder. Endlich wann der Satz und die Gesinnung der Sophisten hell am Tage lag, zog Sokrates einen Schluß daraus, den man ihm zugab: er zog einen andern wieder, den man nicht verneinen konnte; und da kam eine Ungereimtheit heraus.

Die Lehrart des Sokrates mit seinen Schülern war eben so einfach, als die Art, nach welcher er den Sophisten begegnete. Er trug ihnen auch Fragen vor, und da er sie von dem, was sie wußten, auf das, was sie noch nicht wußten, leitete, zwang er sie zu beobachten und nachzudenken; er zeigte ihnen den Weg selbst zu suchen, was sie von ihm lernen wollten, und er verschaffte ihnen das Vergnügen, daß sie es gefunden

hatten. Ich bin, sagte er hierüber, eben so wenig fruchtbar als meine Mutter, aber ich helfe wie sie, denen zur Geburt, die fruchtbarer sind, als ich bin.

Er ließ sich gern öffentlich sehen, und fand sich besonders an jenen Orten ein, wo er Gelegenheit hatte, den jungen Leuten Unterricht zu geben. Am Tische, beym Spazierengehen, bey den Spielen trug er seine Lehren vor. Er machte dabey kein Gepränge mit Grundsätzen. Es schien, als ob er nur schwatzte. Wir wollen nicht für die Schule philosophiren, sagte er, sondern für das bürgerliche Leben: es ist nicht so viel daran gelegen, gelehrt zu werden, als daß man zu leben wisse.

Da er in der Kunst, die Wahrheit zu zeigen, und das Irrthum zu zerstören, so vorzüglich erfahren war, hatte er ohne Zweifel viel nachgedacht, wie der menschliche Verstand beschaffen sey, und was der Gegenstand unsrer Untersuchungen seyn solle. Er wußte, was für Studien man unterlassen, was für welche man unternehmen, und wie man sich dabey verhalten müsse. Der Nutz war seine allgemeine Richtschnur, und ohne die Wissenschaften zu verwerfen, wollte er alle Prahlerey und Eitelkeit davon verbannet wissen.

Da er geschaffen war, ihren Werth zu bestimmen, gab er sich Mühe, die Gränzen auszuzeichnen, über welche wir uns nicht hinauswagen sollen. Er verlangte, daß man in der Sternkunde, Meßkunst, Naturkunde, mit einem Wort, in

allen

allen Wissenschaften bewandert sey; aber er wollte auch, daß man sich Einhalt zu thun wisse, und er bedaurete, daß man mit unnützlichen Untersuchungen die Zeit und den Verstand verderbte. Sonderbar tadelte er die Thorheit jener Philosophen, welche den Ursprung und die Erzeugung aller Dinge zu entdecken glaubten.

Die Sittenlehre war sein Lieblingsstudium: sie schien unter ihm erst auf die Welt zu kommen. Man hatte bisher nur etliche zerstreute Grundsätze davon bey Philosophen gesehen, welche sie bald wieder aufgegeben hatten, um sich in die Systeme, die ich vorgetragen habe, zu vertiefen. Dem Sokrates war es vorbehalten, auf ihren Grund zu kommen, und sie bekannt und beliebt zu machen. Er besaß alles, was dazu erfoderlich war: eine lebhafte Menschenliebe, welche auf alles, was zur Glückseligkeit der Menschen beyhelfen konnte, ihre Augen richtete; eine scharfe Beurtheilung, die alles nach seinem Werthe schätzte, und nichts unbemerkt vorbeygehen ließ; ein glückliches Gedächtniß, welches ihm alles erhielt, was er gelernet hatte, und welches in die entferntsten Zeiten zurückgieng; eine so schnelle, so richtige Erwägung der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit, daß man oft Lust hatte zu glauben, ein Gott lasse ihn in die Zukunft hineinblicken; endlich die Kunst, daß er in andern die Eigenschaften finden ließ, die er ihnen selbsten gab: also, daß jene, die mit ihm umgiengen, sich für verständiger und tugendhafter hielten, und folglich die Lehre und den Lehr-

meister nothwendig lieben mußten, durch welche sie in ihren eigenen Augen schätzbarer wurden. Er ist dann der erste gewesen, der die Menschen von der Untersuchung nnnützlicher und unbegreiflicher Dinge abgezogen, und zur Betrachtung der nützlichen und unserm Verstande angemessenen Dinge geleitet hat. Aus diesem Grunde hat man gesaget, er habe die Philosophie von dem Himmel auf die Erde herunter gebracht. Er ist ein wahrer Prometheus gewesen.

Zwey Mährchen, die nach dem Tode dieses Philosophen ausgestreuet worden sind, mögen zu erkennen geben, was für eine Meynung man von ihm gehabt habe. Das erste ist ein Orakelspruch, welcher Phenereten die Weisheit ihres Sohnes vorgesagt hatte; daß zweyte, daß ein Geist über ihn gewachet, und ihm alles angedeutet habe, was ihm begegnen mochte.

Mir däucht, es hätte ihn dieser Geist warnen sollen, sich nicht mit Xanthippen zu verehlichen, die ein Weib war, welches dem Manne das Leben sauer machte, und die Sokrates, wie er selbsten sagte, nur deßhalben in seinem Hause behielt, damit er leiden lernte. Die Warnungen seines Geistes waren von einer andern Art: er sagte ihm zum Beyspiele, daß er durch eine Gasse nicht gehen sollte, weil er einen Trupp Schweine darinnen antreffen würde. Man erzählet freylich auch nützlichere Dinge von ihm, welche man für höhere Beleuchtungen angiebt, als die Vernunft einsehen kann. Nachdem die Athenienser eine

Schlacht

Schlacht verloren hatten, sollen einige auf einen Scheideweg gekommen seyn, wobey den Sokrates sein Geist warnete, nicht rechterhand zu gehen, weil er den Feinden in die Hände fallen würde. Als nun dieser Philosoph sich auf die linke Seite schlug, gab er allen übrigen den Rath, ihm zu folgen: aber viele wollten ihm nicht glauben, und mußten es nachmals bereuen. Wenn diese Offenbarung nicht später erdacht worden wäre, so kann doch die Kenntniß des Landes und anderer Umstände natürlicher Weise errathen lassen, woher die Feinde etwa kommen mögen.

Sokrates war zu keinem Betruge fähig. Man hat ihm niemals eine Rede beygemessen, die auf einen solchen Verdacht verleiten könnte: man hat niemals gesaget, daß er von diesem sogenannten Geiste ernstlich gesprochen habe. Dieses Wort war dann in seinem Munde nichts weiter, als eine Metapher, um die Klugheit auszudrücken, die ihn vor einigen Gefahren bewahret hatte: er hat es gebrauchet, wie wir es heut zu Tage brauchen würden. Man hat von diesem Geiste auf eine so ausdrückliche Art geredet; man hat so viel geschrieben, ob er ein guter oder böser Geist, oder sonst etwas gewesen sey, daß ich geglaubt habe, ich dörfe ihn nicht mit Stillschweigen übergehen.

Dieser Philosoph hat nichts geschrieben. Seine Lehre haben wir durch den Plato, der nicht allzu genau scheint, und durch Xenophon erhal-

ten. Ich will hier einige von seinen Grundsätzen vortragen.

„ Alles, was man insgemein Güter nennet, „ ist eitel und nichtswürdig. Darinnen muß „ man die Glückseligkeit nicht suchen; sie besteht „ in der Wissenschaft, und jeder Unwissender ist „ unglücklich ". Fürwahr, nach der Meynung des Sokrates hieß gelehrt seyn so viel, als nützliche Kenntnisse besitzen, alles wissen, was uns, nach eines jeden Stande, der Gesellschaft liebenswürdig, und mit sich selbst zufrieden machen kann.

„ Aus der Wissenschaft entspringt die Gesundheit der Seele, das ist, die Gerechtigkeit, „ Weisheit, und Tugend, welche die Quelle der „ angenehmsten Empfindungen sind.

„ Wer weiß, was er thun soll, und thut es „ nicht, ist ein Thor, der sich unzählbare Plagen vorbereitet. Wer es nicht weiß, und „ glaubt es zu wissen, der ist ein Blödkopf. Wer „ seine Unwissenheit bekennt, der ist auf dem Wege zu Kenntnissen und zur Glückseligkeit. Der „ Hauptpunkt ist, daß man anfange sich selbst zu „ kennen.

„ Ein wahrer Freund, der das Herz hat, uns „ unsre Fehler zu entdecken, ist das größte Geschenk der Götter. Die Schmäuchler sind un„ sre größten Feinde.

„ Der Tod ist besser als ein schimpfliches Leben. „ Man lebe tugendhaft, so hat man weder Ge„ brechen, noch Krankheiten, noch den Tod zu

„ fürch-

„ fürchten. Man sehe den Uebeln, ehe sie kom-
„ men, herzhaft entgegen, so werden sie, bey
„ ihrer Ankunft, leichter zu übertragen schei-
„ nen.

„ Gleichwohl muß man für die Gesundheit
„ des Leibes besorget seyn; aber nur durch
„ Nüchternheit und Mäßigung. Im übrigen
„ bitte man Gott, und überlasse ihm die Sorge, uns
„ das Bedürfniß zu geben: er kennet es besser,
„ als wir.

„ Man ist nicht durch den Thron, sondern durch
„ die Gerechtigkeit König.

„ Ein geiziger Fürst thut Niemanden Gutes:
„ ein verschwendrischer Fürst erweist insgemein
„ nur den Bösewichtern Wohlthaten.

„ Ein König herrschet nicht unter seinen Höf-
„ lingen, oder im Pomp und Gepränge, das er
„ um sich hat; sondern in seinem Volke.

„ Dort ist der Staat am blühendsten, wo
„ es die meisten tugendhaften Bürger giebt; und
„ diese sind dort zu finden, wo der Regent tugend-
„ haft ist “.

Sokrates gründete seine ganze Sittenlehre auf die Erkenntniß eines Gottes, der die Guten belohnen, und die Bösen strafen wird. Er hielt ihn für unermeßlich, unendlich verständig, allmächtig, vollkommen gerecht: und er hatte sich diesen Begriff von ihm gebildet, da er betrachtete, daß die Welt ein Werk seiner Hände ist. Unterdessen erkannte er auch Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen. Er ließ sie den verschiedenen Thei-

len

len der Schöpfung vorstehen; sagte, man müsse sie, als Verwalter der Gottheit verehren, und glaubte folglich auch an die Wahrsagung: so hart ist es, sich von allen Vorurtheilen seines Zeitalters loszumachen.

Er sagte oft: **Daß weiß ich allein, daß ich nichts weiß**; und er konnte nichts bescheideners und schicklichers sagen, um die Sophisten, von denen Griechenland überschwemmet war, zu Schanden zu machen. Und was weiß auch der Mensch wenn wir bedenken, wie viel er doch nicht weiß?

So viele Talente und Tugenden hätten bey einem abgöttischen Volke Anbethung verdienet. Allein sie galten für Verbrechen in den Augen von Bürgern, welche sich zu Tyrannen aufwarfen, oder aufwerfen wollten, und in den Augen der Sophisten, welche die Zahl ihrer Schüler, ihre Reichthümer, und ihr Ansehen abnehmen sahen. Je mehr Athen leichtfertig und verderbet war, desto mehr Feinde standen wider Sokrates auf. Anfangs streute man heimliche Verleumdungen aus; nachmals wagte man es, ihn auf der Schaubühne öffentlich vorzustellen; endlich legte man ihm die lächerlichen Fehler der Sophisten bey. Fürwahr, die erste Regung der Athenienser war, daß sie sich über die Verleumdungen ärgerten. Gleichwohl hörten sie dieselben an: sie begannen über die Spöttereyen des Aristophanes zu lachen, und gaben endlich ihren Beyfall dazu. Dieser Augenblick schien günstig zu seyn.

So-

Sokrates wurde beschuldiget, daß er ein ein gottloser Mann sey, welcher die Religion und die Gesetze umstürzen wollte; und in den Augen des blinden und abergläubischen Volkes schien die bloße Beschuldigung schon ein bewiesnes Verbrechen. Man dachte nur die Sache der Götter zu rächen. Gleichwohl erlaubte Sokrates keinem von seinen Freunden, ihn zu vertheidigen, weil er sein Leben für die beste Rechtfertigung hielt.

Als man ihm hinterbrachte, daß ihn die Athenienser zum Tode verdammten, gab dieser weise Philosoph zur Antwort: Die Natur verdammet auch sie dazu; und da ihm seine Freunde riethen, er sollte die Flucht nehmen, fragte er sie, ob sie außer dem athenienſischen Gebiethe einen Ort wüßten, wo man nicht stürbe. Er trank also den Giftbecher, und sah dem Tode kaltblütig entgegen, wobey er noch seine Frau, seine Freunde tröstete, und mit ihnen von der Unsterblichkeit der Seele sprach. Er war dortmals siebenzig Jahre alt.

Auf die Nachricht von diesem Tode wurde ganz Griechenland wider Athen aufgebracht. Die jungen Leute traurten über ihren Lehrmeister; die Hausväter beweinten den Mann, der ihre Söhne unterrichtet hatte, oder hätte unterrichten sollen. Wer immer ein Gefühl der Tugend hatte, vergoß Thränen über ihn; und während dieser allgemeinen Bestürzung wagten es die Verleumder dieses großen Mannes nicht, sich blicken zu lassen. Die Athenienser erkannten dann ihr Ver-

brechen. Sie verurtheilten Anitus und Melitus, die Urheber der Beschuldigung, zum Tode: sie bestraften alle, die einen Antheil daran genommen hatten: sie richteten dem Sokrates eine Bildsäule auf, und riefen alle seine Freunde zurück, welche sich freywillig aus Athen verbannet hatten.

XVIII. Kapitel.

Von einigen Sekten, welche durch die Schüler des Sokrates aufgebracht worden sind.

Gleichwie ein Regent, der allein durch die Ueberlegenheit seines Geistes mächtig ist, schwache Staaten und schwache Nachfolger nach sich zurückläßt; also ist es auf gewisse Weise mit Sokrates ergangen. Die Sittenlehre, die er vorgetragen hatte, schien all ihren Glanz und ihre Kraft zu verlieren; und die Sophisten wurden in ihre Schulen und in ihr voriges Ansehen wieder eingesetzt.

Sein Name lebte noch. Dieser Name war erklecklich, um den Schülern, welche den großen Mann besuchet hatten, Ruhm zu verschaffen. Unter dem Schutze desselbigen hatten sie den Stolz, neue Sekten aufzubringen. Sie verunstalteten die Lehre des Sokrates; sie übertrieben seine Sittenlehre; und dieser weise Philosoph wurde oft in ihrem Munde selbst ein Sophist. Also kamen nach seinem Tode die Misbräuche, die er bestrit-

ten

ten hatte, und die er, wie es schien, hätte vertilgen sollen, auf ein Neues zum Vorscheine, und vermehrten sich mehr als jemals.

Unter allen diesen neuen Urhebern von Sekten ist Phädon der einzige, welcher die Lehre des Sokrates getreu erklärt zu haben scheint. Er stammte aus einem adelichen Geschlechte von Elis, einer Landschaft auf Peloponnesus, und war von Seeräubern in die Sklaverey entführet worden, als Sokrates, der eine vortheilhafte Meynung von ihm gefaßt hatte, Kriton und Alcibiades bewog, ihn loszukaufen. Seine Sekte wurde, von seinem Vaterlande her, die eläische geheißen, und er hatte den Plisthenes zum Nachfolger, von welchem man nichts weiß, als daß Menedemus von Eretrien sein Schüler gewesen ist. Dieser, nachdem er verschiedne Schulen besuchet hatte, hielt sich hauptsächlich an die Lehre des Plisthenes, die er nach Eretrien übertrug, daher sie den Namen der eretriensischen Schule an sich nahm. Menedemus, der mehr durch seine Staatskunst, als von seiner Philosophie bekannt ist, leistete seinem Vaterlande große Dienste. Das ist ohngefähr alles, was man von dieser Sekte weiß, welche zwar etwas von der Verachtung des Sokrates gegen die Sophisten, aber nichts von seinen Talenten ererbet hatte. Sie verfiel bald in die Vergessenheit.

Aristippus schlug einen andern Weg ein. Er behielt die Sittenlehre des Sokrates bey; aber er versuchte es, sie nach den Sitten derselben Zeit

und

und nach seinem Charaktere zu lenken. Seine Sekte hieß die cyrenäische von Cyrenen, einer Stadt in Afrika, wo er gebohren war.

Er hatte von Athen entweichen müssen, um dem Neide seiner Mitschüler zu entgehen, welche einem Barbarn nicht vergeben wollten, daß er einigen Vorzug vor ihnen besaß. Er fand sich gleichwohl bey dem Tode seines Lehrmeisters daselbst wieder ein; und nach einiger Zeit gieng er an den Hof des jungen Dyonisius, Tyrannen von Syrakus, wo er besser sein Glück machte, als Diogenes und Plato: denn anstatt einen philosophischen Stolz an sich zu nehmen, wandte er die schicklichsten Mittel an, um das Gemüth eines Fürsten, der alle Tage wildartiger wurde, wieder menschlich zu machen. Obschon dieser glückliche Erfolg einmal die Misgunst gegen ihn erwecket hatte, kam er gleichwohl nach Athen zurück, wo er seine Schule aufschlug. Es scheint, er habe viel von der Verleumdung gelitten. Wir besitzen keine von seinen Schriften mehr.

Er glaubte, daß man die Wissenschaft mehr durch die Auswahl, als durch die Menge des Lesens erlangen könne. Er räumte ihr vor allen Dingen den Vorzug ein; aber er wollte sie nur auf brauchbare Gegenstände eingeschränkt wissen. Er gab den Weisen den Rath, ihre Kenntnisse einander mitzutheilen, die Reichen zu besuchen, wie die Aerzte ihre Kranken besuchen, und die jungen Leute zu lehren, das zu seyn, was sie mit der Zeit werden sollen. Endlich war es einer von

seinen Grundsätzen, der Philosoph sollte die Gerechtigkeit suchen, und ihr nachkommen, wenn es auch keine Gesetze gäbe.

Nach dieser Denkensart läßt sich urtheilen, daß seine Sittenlehre von der Sittenlehre des Sokrates nicht weit unterschieden war; und wenn er, wie man ihm den Vorwurf machet, den Endzweck der Philosophie in der Wohllust gesuchet hat, so ist mit Grunde zu vermuthen, daß seine Absicht nicht gewesen sey, dieses Wort zu misbrauchen.

Er war der erste, der von den Sinnen richtig gesprochen hat. Er sah, daß sie uns nur alsdann betriegen, wenn wir unser Urtheil nach ihren Empfindungen einrichten; daß sie tauglich sind, uns die Dinge nach ihrem Scheine und nach ihren Verhältnissen mit uns vorzustellen; aber daß sie uns nicht entdecken können, was die Dinge in sich selbsten sind; und daß endlich die Ursachen unsrer sinnlichen Empfindungen also beschaffen sind, daß sie uns immerhin verborgen bleiben werden. Ich hätte Lust zu glauben, er habe diese Grundsätze vom Sokrates erfahren, welcher das Irrthum der Systeme entwickelt, und vermuthlich diese Wahrheiten eingesehen hat.

Aristippus hatte an seiner Tochter Arete eine berühmte Schülerinn. Sie nahm sich unter dem gelehrten Frauenzimmer aus. Ja, sie zählte sogar verschiedene Schüler, worunter ihr eigener Sohn war, den sie Aristippus nannte. Gleichwohl währte diese Sekte kaum über hundert Jah-

re, und vertheilte sich noch in mehrerley andere, die gleich in ihrer Geburt erloschen sind.

Man konnte die Sittenlehre des Sokrates übertreiben, und man übertrieb sie auch. Um tugendhaft zu werden, kamen die Cyniker auf den Einfall, alle Bequemlichkeiten des Lebens aufzugeben. Sie giengen in Lumpen eingehüllet; ihr ganzes Geräthe bestand in einem Stocke und einem Quersacke; sie nährten sich mit den schlechtesten Speisen; sie hatten keine Wohnung, schliefen auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen, am nächsten besten Orte, wo sie die Nacht überfiel, und rühmten sich, daß sie alles entbehren könnten, was man sich zum Bedürfnisse machte.

Aus diesem Grunde verwarfen sie alle Künste, weil sie entweder unnützlich, oder gefährlich wären; sie eiferten wider alles Studiren, und sagten: Der Weise darf nichts mehr lernen: weil er tugendhaft ist, so weiß er alles, was man zu wissen hat: es mangelt ihm nichts, weil er nichts verlanget: er hängt vom Glücke nicht ab, weil er sich niemals darauf verläßt: er darf sich keine Vorwürfe machen, weil er keine Fehler begeht. Da er allein der Hochschätzung und Liebe würdig ist, so kann er Niemanden hochschätzen oder lieben, der ihm nicht gleichet: die Tugend ist sein einziges Absehen.

Wenn man betrachtet, was für Laster in Griechenland im Schwange giengen, und wie sehr man dort die Wissenschaften misbrauchte, so möchten wohl diese Ausschweifungen Entschuldigung

zu

zu verdienen scheinen. Ich thue zu viel, sagte Diogenes, damit jene, die mir folgen wollen, genug thun. Unterdessen waren die Cyniker lauter Schwärmer.

Dieser Schwärmgeist von Tugend schien ihnen das Recht einzuräumen, wider die Laster zu eifern: und sie bedienten sich dieses Rechtes mit desto mehr Freyheit, weil sie nichts zu erwarten, und nichts zu verlieren hatten. Spottreden, Sticheleyen, Scheltworte waren ihre Waffen, und sie verschonten Niemanden.

Das war der eigentliche Geist, den alle Cyniker gemein hatten. Im übrigen begehrte der Lehrmeister nicht, daß der Schüler allezeit wie er denken sollte, und der Schüler band sich auch nicht daran, allezeit wie sein Lehrmeister zu denken: es stand einem jeden frey, Leute, welche er für die weisesten erkannte, zu seinem Vorbilde zu nehmen.

Sie mußten ihre Bewunderer und ihre Feinde haben; sie erhielten Beyfall, und wurden auch gehasset. Aber ob man sie gleich lächerlich machen wollte, so verloren sie doch ihren Muth nicht. Sie wurden alle Tage mürrischer und unbedachtsamer; sie fuhren fort, Gebräuche, Künste, Wissenschaften, Götter, und Opferdienst unter die Füße zu treten.

Alles wird verderbet, und sonderbar die Tugenden, wenn sie bis zum Uebermaaße getrieben werden. Im übrigen, weil es leichter ist, Scheintugenden an sich zu nehmen, schien diese Sekte

alle diejenigen einzuladen, welche ohne Verdienst den Ehrgeiz hatten, sich einen Namen zu erwerben. Die Cyniker schritten also von der Verachtung des Lasters zur Verachtung der Sitten und des Wohlstandes. Sie wurden unverschämt: sie suchten die Weisheit darinnen, sich keiner Sache zu schämen: sie waren lasterhaft, und waren es ohne zu erröthen. Gleichwohl muß man diese Cyniker mit jenen nicht vermengen, von welchen ich itzt reden will.

Antisthenes, ein Athenienser, ist der Stifter dieser Sekte gewesen. Als er der Lehren des Gorgias überdrüßig geworden, war er in die Schule des Sokrates getreten, und hatte den größten Theil der Schüler seines vorigen Lehrmeisters nach sich gezogen. Von derselben Zeit an rüstete er sich, das Vorhaben auszuführen, mit welchem er umgieng: er zeichnete sich durch einen elenden Anzug aus, und schien sogar zu befürchten, man möchte nicht wahrnehmen, daß Fetzen von seinen Kleidern abhiengen. Was brauchet es dieses Prahlen bey uns? sagte einst Sokrates zu ihm.

Die bescheidene Weisheit des Lehrmeisters hielt den Schüler zurück. Aber kaum war Sokrates gestorben, so ließ Antisthenes seinen Bart wachsen, legte sein altes Kleid ab, um sich in einen noch ältern Mantel einzuhüllen, nahm einen Quersack, einen Stock, und zog also herum, die Tugend zwar mit Beredtsamkeit zu predigen, aber in einem Anzuge, welcher keinen Muth machte, ihr zu folgen. Fürwahr es kam Niemand

zu

zu ihm. Er ärgerte sich dann über das Verderbniß der Sitten, und beschloß keinen Schüler anzunehmen.

In diesen Umständen stellte sich Diogenes bey ihm ein, und wurde zurückgewiesen: er drang sich heftiger zu; Antisthenes drohte ihm, und hub den Stock gegen ihn auf. Schlag zu, sagte Diogenes: aber unterrichte mich.

Diogenes, dessen Einbildungskraft noch hitziger, und, wenn es möglich ist, noch mehr zum Schwärmgeiste aufgelegt war, vervollkommnete den Cynismus; das ist, er trieb die Ausschweifungen seines Lehrmeisters noch weiter. Er fand es zu erst, daß eine Wohnung allzu viel ist, und daß es einem Weisen nicht ansteht, anderswo als auf der Straße zu schlafen. Er war der thörichte Sokrates, wie ihn Plato nannte: aber Plato war vieleicht ein Thor von einer andern Art, und dabey kein Sokrates.

Diongenes genoß unter den Athenienſern des Ansehens, das man durch Verdienst und Sonderlingheiten erwirbt, als er auf einer Reise, die er nach Aegina gethan hatte, von Seeräubern gefangen und nach Kreta geführet ward, wo er verkauft werden sollte. Man fragte ihn, was er könne. Ich kann befehlen, sagte er: man soll mich an Jemanden, der einen Lehrmeister vonnöthen hat, an diesen Mann da, verkaufen; wobey er auf Xeniades einen Korinthier wies. Xeniades kaufte ihn, nahm ihn mit sich nach Korinth, übergab ihm die Verwaltung seiner Ge-

schäffte, die Besorgung seines Hauswesens, die Erziehung seiner Kinder, und seine eigene.

Diogenes war eben um dieselbe Zeit zu Korinth, wo er sich zu Athen mit Alexandern besprochen haben sollte. Es wäre zu wünschen, daß man keine andern Fabeln von ihm erdichtet hätte: denn die Verleumdung, die ihn hat verschreyt machen wollen, warf ihm Schwelgereyen vor, denen seine Lehre und sein Lebenswandel widersprechen.

Man saget, als ein Sohn des Onesikritus nach Athen gekommen war, habe er nicht mehr nach Aeginen zurückkehren wollen, weil er sich nicht entschließen konnte, einen Ort zu verlassen, wo er das Vergnügen hatte, die Unterweisungen des Diogenes zu hören. Der Vater schickte einen andern Sohn dahin, welcher sich durch die nämlichen Reizungen zurückhalten ließ. Endlich wollte er sie selbsten abholen, und blieb wie seine Söhne, zu Athen. So viel ist gewiß, daß die Schule dieses Philosophen von Männern besuchet wurde, die ihm Ehre machen konnten. Aus dieser Zahl ist unter andern Phocion gewesen. Aber unter allen seinen Schülern ist Krates der berühmteste.

Er war zu Thebe von sehr bemittelten Aeltern gebohren: aber er ließ sein Vermögen zurück, um dem Cynismus anzuhangen. Als einige Zeit darauf Hipparchia, welche Ansehen und Reichthum besaß, ihm ihre Hand anboth, bestrebte er sich, im Verständnisse mit ihren Befreundten, sie von dieser Heurath abwendig zu machen. Er stellte seine Armuth vor: er wies seinen Buckel; denn

er

er war ungestalt: aber sie beharrte darauf, und sagte, sie wisse Niemanden, der in ihren Augen reicher oder schöner wäre. Ihr Vater gab ihr dann einen Mantel, einen Quersack, einen Stock; und darmit hatte er eine Tochter ausgestattet. Sie ist nachmals sehr berühmt geworden.

Man meynet, die Cyniker haben im Anfang ihren Namen von Cynosarges, das ist, von dem Tempel des weißen Hundes, angenommen, wo Antisthenes Schule gehalten hatte. Sie behielten ihn nachmals bey, weil man sie mit Hunden verglich, die bellen und beißen. Sie hielten sich durch diese Vergleichung selbst nicht beleidiget.

Wir haben gesehen, wie die Lehre des Sokrates von Phädon erhalten, von Aristippus den Sitten seiner Zeit angepasset, und von Antisthenes übertrieben worden ist. Nichts fehlet mehr, als eine Sekte Sophisten zu sehen, die eben aus dieser Schule hervorgegangen sind.

Euklides von Megara kam nach Athen, wohin die Begierde den Sokrates zu hören ihn getrieben hatte, als bald darauf die Athenienser ein Todesurtheil über alle Megarenser ausgehen ließen, die man im athenienſischen Gebieth erblicken würde. Weil er sich nicht entschließen konnte, einen Unterricht zu vermissen, wovon er den ganzen Werth erkannte, kam Euklides auf den Einfall, sich in ein Weibsbild zu verkleiden, und gieng allezeit beym Einbruche der Nacht in die Stadt, und vor dem Anbruche des Tages wieder heraus. Zum Unglücke hatte er die Bücher des

Parmenides stark gelesen. Er war also von den Grundsätzen der eleatischen Sekte eingenommen, und zog wenig Nutzen aus denen Unterweisungen, die er mit Gefahr seines Lebens erkaufte. Sokrates machte ihm oft Vorwürfe darüber. Du hältst es weit mehr mit den Sophisten, als mit mir: sagte er zu ihm. Man sieht daraus, wie stark die ersten Meynungen sich einprägen.

Und in der That, noch bey Lebzeiten des Sokrates, stiftete Euklides die megarische Schule, in welcher er mehr die Kunst, über alles zu streiten, als die Philosophie lehrete. Seine Art war, im Anfang etliche Grundsätze auszumachen, dann eilfertig vielerley Folgen daraus zu ziehen, und seine Gegner dadurch in die Enge zu treiben und aus der Fassung zu bringen. Er hatte diesen schwachen Vortheil einer aufgeweckten und brausenden Einbildungskraft zu verdanken, die ihm vermuthlich nicht verstattete, richtig zu denken. Es hatte jedoch diese Thorheit keinen Einfluß auf seine Gemüthsart. Er war sanftmüthig und bescheiden: davon gab er sonderbar Beweise, als Plato und andere Philosophen nach dem Tode des Sokrates sich nach Megara flüchteten.

Eubulides, der auf ihn folgte, machte sich einen großen Namen, weil er Trugschlüsse erfand, und sie in verschiedene Klassen eintheilte. Nichts ist unbedeutender. Gleichwohl muß ich Beyspiele davon anführen, damit man sehe, daß in einem Zeitalter, wo es Witz genug gab, diese Gattung von Witze hätte verborgen bleiben dörfen.

Alle

Alle Zeitalter verdienen mehr oder weniger den nämlichen Vorwurf.

Kennest du deinen Gebiether? Ja. Kennest du diese Person, die einen Flor übers Gesicht hat? Nein. Du kennst also deinen Gebiether nicht: denn er hat den Flor übers Gesicht. Dieser Fangschluß wurde der Verhüllte geheißen.

Wenn ich zu Einem Körnchen ein zweytes lege, so wirst du sagen, es sey noch kein Hauffe. Wenn ich aber ein drittes, viertes, und so weiter hinzulege, so wird es endlich doch nach einem letzten hinzugelegten Körnchen heißen: es ist ein Hauffe. Ein Körnchen macht also einen Haufen aus. Dieser Fangschluß hieß Sorites oder Anhäufung, und den folgenden nannte man den gehörnten: Was du nicht verloren hast, das hast du. Nun aber, Hörner hast du nicht verloren. Folglich hast du Hörner.

Als Sokrates nicht mehr lebte, fieng man also an, noch unvernünftiger zu schließen. Sein Tod, welcher den Sophisten die Freyheit wieder zugestand, Ungereimtheiten zu sagen, war der Zeitpunkt, wo die Schulen sich mehr als jemals vermehrten. Ein Mann suchte sich etwa Trugschlüsse zusammen, brachte sie in eine Sammlung, setzte sich irgendwo fest, und sagte: **Da gebe ich Unterricht**; und alsobald liefen ihm Schüler zu. So unsinnig dachte man im ganzen Griechenlande.

XIX. Kapitel.

Von Plato.

Plato stammte von väterlicher Seite aus Kodrus, und von seiner Mutter aus Solon ab: weil man aber diese Abkunft nicht für schön genug hielt, machte man einen Sohn des Apollo aus ihm. Er kam zwischen 425 und 430 vor Christi Geburt auf die Welt. Bald nach seiner Geburt flog ein Bienenschwarm um dieses göttliche Kind herum, und ließ Honig auf seine Lippen fallen, welches eine Vordeutung der Wohlredenheit war, womit er begabet werden sollte. Man saget auch, Sokrates habe erzählet, daß er im Traume einen Schwan gesehen habe, der sich auf seinen Schooß gesetzt hatte, und als man ihm eben, da er davon redete, den Plato vorführte, soll er gesagt haben: Das ist der Schwan, den ich sah. Die Griechen, welche gern Wunderdinge sahen, wollten, daß an einem Manne, den sie wegen seiner Wohlredenheit bewunderten, alles außerordentlich zugehen sollte. Man glaubte dortmals, daß die Schwäne eine sehr wohllautende Stimme haben.

Plato hatte sich auf die Malerey und sonderbar auf die Dichtkunst verwendet, als er in seinem zwanzigjährigen Alter den Sokrates zum erstenmal sprechen hörte. Von demselben Augenblicke beschloß er, sich ganz auf die Philosophie zu verlegen, und warf verschiedene Schauspiele

und Heldengedichte ins Feuer, die er weit geringer als Homers Gedichte achtete. So viel Bescheidenheit an einem Sohne des Apollo war von einer guten Vorbedeutung.

Nichtsdestoweniger war sein Gedanke nicht, sich bloß mit der Wissenschaft des Sokrates zu beschäfftigen. Da er mehr nach Meynungen, als nach Kenntnissen begierig war, hatte er schon die Philosophie des Heraklitus unter Kratilus, und die Philosophie des Parmenides unter Hermogenes studiret. Nach dem Tode des Sokrates gieng er bey Euklides in die Schule, um die Kunst zu streiten zu erlernen, welche man damals Dialektik nannte, und er nahm verschiedene Reisen vor.

Seine erste gieng nach dem großen Griechenlande, wo die italiänische Sekte noch blühete. Er hatte einigen Zutritt bey den Pythagoräern. Von dort aus kam er nach Cyrenen, wo er unter Theodoren die Meßkunst lernete. Er durchwanderte nachmals Aegypten, und da ihn der Krieg verhindert hatte, nach Persien und Indien zu kommen, gieng er nach Italien zurück, wo sich die Pythagoräer mehr vor ihm zu entdecken schienen, als sie das erstemal gethan hatten. Nach einigen Jahren kaufte er ihre Schriften auf. Aus diesen hat er viele Meynungen schöpfen können. Was seine Reise nach Aegypten betrifft, so hat sie ihm wahrscheinlicher Weise nichts genützet: denn er ist nirgends eingeweihet worden.

Als Plato nach Athen zurückkam, waren die Umstände günstiger für ihn. Unter allen Schulen, welche die Schüler des Sokrates eröffnet hatten, war jene von Aristippus die einzige, die ein Ansehen hatte; aber Aristippen stand seine Eigenschaft eines Fremden im Wege: denn die Athenienser, welche ihm verziehen hätten, wenn er in Afrika gelehrt gewesen wäre, schienen ihm nicht zu verzeihen, daß er gelehrt in Griechenland war.

Es war außer den Mauern Athens ein Ort, den man Akademie hieß, weil er einem Manne mit Namen Akademius oder Aekademius zugehöret hatte. Er war mit Bäumen bepflanzet, und mit Altären geziert, welche der Liebe, den Musen, der Minerva, u. s. w. geweihet waren: dort standen auch verschiedene Denkmäler, die man zu Ehren der berühmten Athenienser errichtet hatte. An diesem Orte, mitten unter den Göttern und den Bildsäulen der größten Männer, richtete Plato in einem Hause, das er von seinen Vorältern ererbet hatte, seine Schule auf: und daher haben seine Anhänger den Namen Akademiker erhalten.

Er unterbrach seine Unterweisungen, um drey Reisen nach Sicilien vorzunehmen. Auf der ersten, die er that, um das Feuer im Berge Aetna zu beobachten, wurde er an den Hof des alten Dionysius, Königs von Syrakus, geführet. Dio, sein Schüler, stellte ihn vor: er hatte sicher gehoffet, daß eine Wohlredenheit, welche das Herz rühren und überzeugen könnte, alles ausrichten würde, und er zweifelte nicht, es werde

sich die Gemüthsart des Tyrannen dadurch bes-
sern lassen. Plato redete dann, oder vielmehr,
er zog wider die Tyrannen los, und sagte sehr un-
bedachtsam wichtige Wahrheiten.

Er mußte bald aus Sicilien weichen, weil er
sich in diesem Lande nicht mehr sicher wußte.
Aber die Rache des Tyrannen verfolgte ihn: er
wurde auf der Insel Aegina verkauft. Anniceris
ein Schüler Aristippens, eilte ihn loszukaufen,
und wollte von seinen Befreundten das Geld nicht
wieder zurückzunehmen, weil er sagte, sie seyn
nicht die einzigen, denen dieser Philosoph ange-
hörte. Als Plato wieder zu seiner Schule ge-
kehret war, erhielt er Briefe von Dionysen. Die-
ser Fürst wollte sich wegen einer Treulosigkeit, die ihm
zur Schande gereichte, rechtfertigen; aber der Philo-
soph antwortete ihm, seine Beschäfftigungen gestat-
ten ihm nicht, an einen König v. Syrakus zu denken.

Dionys starb. Der junge Dionys, sein Sohn
und Nachfolger, durch den Zuspruch des Dio er-
muntert, lud den Plato zu sich ein, und both
ihm eine Stadt zum Geschenke an, um einen
neuen Plan von einer Republik auszuführen. Der
Philosoph, der so herrliche Anerbiethungen nicht
ausschlagen wollte, machte sich auf den Weg,
und wurde vortrefflich aufgenommen: man ent-
richtete sogar für seine Ankunft den Göttern
Dankopfer. Aber bald gewann es ein anderes
Aussehen. Dio wurde verbannet, und Plato
sah sich von Leuten umzingelt, die unter dem
Vorwande, seinem Verdienste zu huldigen, all

sein Betragen und seine Reden beobachteten. Gleichwohl, nachdem er eine Weile in diesem Zustand ausgehalten hatte, erhielt er die Erlaubniß, sich zu entfernen: man ließ ihn sogar hoffen, er werde mit der Zeit den Dio nach Syrakus zurückbringen dörfen.

Da diese Abreise dem Ruhme des Dionysius hätte schaden können, berief dieser Regent in Eile die berühmtesten Philosophen, Aristippen, Diogenes, u. a. an seinen Hof. Sie kamen. Endlich aber, weil er doch glaubte, es fehlte ihm Plato noch, schrieb er an ihn: er ließ auch die Frau und Schwester des Dio, und die Pythagoräer, die sich zu Syrakus befanden, an ihn schreiben. Alle drangen in ihn; alle leisteten ihm für den Tyrannen Bürgschaft; und Plato kam das drittemal nach Sicilien zurück. Aristippus glaubte, es würde mit dieser Reise, wie mit den zwoen vorigen, ergehen; und er hatte sich nicht geirret.

Plato und Dionys trugen gleiches Verlangen zu einander: beyde fürchteten sich, und beyde waren zurückhaltend. Der Tyrann, um allen Argwahn zu vermeiden, that sich Zwang an, und überhäufte den Philosophen mit Ehrbezeugungen: und der Philosoph, um seine Besorgniß zu verbergen, that sich Zwang an, und setzte alles Vertrauen auf den Tyrannen. Es fehlte nichts mehr, als daß ein Umstand beyde aus einer Lage brachte, die ihnen so unbequem war. Dieser Umstand both sich auch wirklich an, oder vielmehr, Plato

hatte die Unbescheidenheit, ihn herbeyzuholen: er sprach einem Menschen das Wort, der als Urheber eines Aufruhrs angeklagt war. Dionys hielt sich alsdann nicht mehr zurück: Plato wurde vom Hofe weggejaget, und den Beschimpfungen seiner Feinde Preis gegeben.

Als aber die Pythagoräer Vorstellungen gemacht hatten, daß er auf ihre Bürgschaft gekommen sey, wurde er zurückgerufen, und sie erhielten die Erlaubniß, ihn wegzubegleiten. Dionys selbsten mußte den Ruhm eines Mannes, der ihm verhaßt war, in Ehren halten, und glaubte, er dörfe sich nicht von ihm scheiden, ohne daß er ihm ansehnliche Beweise seiner Hochschätzung und Freundschft gegeben hätte. Er schenkte ihm dann achtzig Talente.

Plato widmete sein übriges Leben der Philosophie und seiner Schule. Nach seinem Tode richtete man ihm ein Grabmaal in der Akademie, eine Bildsäule, und einen Altar auf: sein Bildniß wurde auf die Münzen geschlagen; und seine Anhänger begiengen lange Zeit seinen Geburtstag. Er soll mit 81 Jahren am nämlichen Tage, da er gebohren war, gestorben seyn. Man kann eben die Zeit seiner Geburt nicht sicher bestimmen: aber man hielt es für ein Wunder, daß ein Mann gerade neunmal neun Jahre gelebet habe.

Die Hauptumstände des Lebens von Plato geben uns seinen Charakter zu erkennen, und zeigen uns, daß die Quellen, aus denen er geschöpfet hat, Heraklitus, Parmenides, Sokrates, Euklides, Theodor, und Pythagoras gewesen sind. Diesen letzten zog er allen vor, weil er weniger bekannt war, als die übrigen; aber er borgte auch etwas den andern ab, und machte aus mehrern Systemen eines, welches er mit seiner Schreibart auszierte. Er besaß die Gabe, Gegenstände malerisch vorzustellen, ohne sie deßhalben deutlicher aufzuklären: zwo Sachen, welche widersprechend scheinen, und die dennoch zusammen bestehen können, wenn man eine gute Einbildungskraft hat, und ein schlechter Metaphysiker ist.

Da die Griechen voll Ehrerbietung für das Andenken des Sokrates, und zugleich begierig nach Neuerungen waren, so gab es zweyerley Mittel, sich einen Ruhm zu erwerben: entweder, wenn man sich für einen Schüler dieses Philosophen ausgab, oder eine neue Philosophie in den Gang brachte. Plato verband diese beyden Mittel mit einander, da er aus dem Munde des Sokrates den Pythagoras sprechen ließ; und er erwarb sich einen Namen, weil er einem beylegte, was er dem andern entwandte. Noch bey Lebzeiten des Sokrates wagte er es, einen solchen Kunstgriff zu gebrauchen. **Wie viele Lügen streuet der junge Mann unter meinen Namen aus? sagte dieser weise Philosoph von ihm.**

Sei-

Seine Meynungen scheinen bloßer Unsinn zu seyn, der nicht verdienet, daß wir uns damit beschäfftigen: aber weil dieser Unsinn lange gedauret hat, muß man ihn nothwendiger Weise bekannt machen. Es wäre nicht möglich, den philosophischen Geist in spätern Zeiten zu beobachten, wenn man nicht vorher den Plato studirte, als einen Philosophen, dessen Einbildungskraft verderbet und ansteckend seyn mußte. Aus diesem Gesichtspunkte will ich ihn betrachten. Die Geschichte beschäfftiget sich mit denen, die den Fortgang der Vernunft verhinderten, wie mit denjenigen, die ihn befördert haben.

Seine ganze Philosophie ist in Gesprächen enthalten. Diese Art wäre sehr geschickt gewesen, die Gesinnungen des Sokrates, sowohl als seine Stärke und Fertigkeit, womit er die Sophisten bekämpfte, kennbar zu machen. Man dorfte nur die Unterredungen dieses Philosophen zu Papiere bringen, um dieselben getreu und reizend vorzustellen. Aber Plato fand andere Vortheile in dieser Gesprächart: er konnte von allen Dingen sprechen, ohne etwas gründlich zu untersuchen; er konnte ohne Ordnung von einer Frage zur andern schreiten; und endlich konnte er seine Meynungen also verbergen, daß man hart errathen mochte, ob er die Meynungen seiner redenden Personen, oder die seinigen vortrage. Es giebt Dinge, sagte er, worüber es nicht möglich und nicht erlaubet ist, alles zu sagen, was man denket.

Das ist freylich wahr: aber man muß deutlich seyn, wenn man es seyn darf; und dieß ist allezeit möglich, wenn man sich selbst versteht.

Eine Aufschrift, die er an die Thüre seiner Schule aufgehängt hatte, schloß alle aus, welche die Meßkunst nicht verstanden. Er hatte von den Pythagoräern diese Wissenschaft schätzen gelernet; aber er schätzte dieselbige, wie sie, ohne ihren Werth zu erkennen. Keiner von jenen Philosophen wußte sie auf die Natur anzuwenden: es fiel ihnen nicht einmal ein, daß sie darauf anzuwenden wäre. Die Meßkunst war für sie beynahe nur eine abstrakte Wissenschaft, welche das Gemüth zu andern Abstraktionen vorbereitete. Sie hielten sich selbst für Naturkündige, wenn sie Verbindungen und Verhältnisse ausgedacht hatten, die nicht in der Natur waren, und aus mittelmäßigen Meßkünstlern wurden sie schlechte Metaphysiker. Unterdessen, da die Meßkunst dortmals in Griechenland wenig bekannt war, faßte man eben deßhalben von der Gelehrsamkeit des Plato eine desto höhere Meynung, weil der große Haufe um ihrentwillen von seiner Schule ausgeschlossen war.

Plato unterscheidet in der Philosophie drey Theile: die Naturkunde, die Vernunftlehre, und die Sittenlehre. Ich will nicht anführen, was er von einer jeden saget; man würde schwerlich richtig erklärte Wahrheiten darunter antreffen. Seine Schlußart ist die einzige Sache, welche noch merkwürdig und lehrsam ist.

Seine

Seine Naturkunde handelt eigentlich von dem Ursprung und der Erzeugung aller Dinge, da er vorausseßet, daß nichts aus Nichts entstehen könne; und die Begriffe, die er sich über diesen Gegenstand machet, sind der Grund seiner Vernunft- und Sittenlehre. Muß man sich nicht über die Thorheit wundern, welche den menschlichen Verstand so lange Zeit mit Untersuchungen aufhielt, wo es unmöglich war, Entdeckungen zu machen? Gleichwohl hat diese Thorheit bis auf uns fortgedauret.

Um von der Philosophie des Plato eine Erläuterung zu geben, muß ich anführen, was vor ihm gesagt worden ist, und vor allem muß ich Dinge weitläufiger entwickeln, über die ich zuvor schnell weggegleitet bin, um Widerholungen zu vermeiden, zu denen ich hier um des Plato willen verleitet worden ware.

Ein Fluß bleibt niemals zween Augenblicke sich selbsten gleich: auf die nämliche Art fließt alle Materie gewisser Weise, und verändert sich jedes Augenblicks. Das Wasser, das ich itzt sehe, ist nicht mehr dasjenige, das ich gesehen habe: es verfließt eben in dem Augenblicke, da ich davon rede, und ich sehe schon ein anders, das itzt auch verflossen ist. Dieß ist das Bild des sichtbaren Weltalls: es ist, wie die Zeit; es ist Nichts. Was ist in der That die Zeit, jener unermeßliche Strom, der alles einschlingt, und mit sich fortreißt? Die vergangne Zeit ist nicht mehr; die

zukünftige ist noch nicht; und die gegenwärtige entwischet.

Dieser Gedanke hat den Alten so einleuchtend geschienen, daß alle beynahe gesagt haben: **Es giebt von veränderlichen Dingen keine Wissenschaft, und folglich sind veränderliche Dinge nichts.** Wo ist dann die Wirklichkeit? Hier haben sie von der Meßkunst einen verwunderlichen Gebrauch gemacht.

Die Gegenstände dieser Wissenschaft sind dauerhaft und unwandelbar, weil sie allgemeine und abstrakte Begriffe sind. Wenn auch alles veränderlich ist, so bleiben doch die Begriffe der Verhältniß allezeit unveränderlich. Das, sagte man, das sind die Wesen. Die Körper haben eigentlich keine wirkliche Wesenheit. Sie haben nur eine entlehnte Wesenheit, nur so viel, als sie an dem, was unveränderlich ist, Theil haben. Es giebt also Wesenheiten, die allezeit unveränderlich bleiben, und die, aus diesem Grunde, allein der Gegenstand der Philosophie sind.

Pythagoras, der nach diesen Begriffen schloß, konnte schwerlich ohne Zweifel ein erstes immerdaurendes Grundwesen finden. Was that er also? Er verfeinerte die Materie; er dachte ein Feuer aus, das nicht in die Sinne fällt; und weil man die Verändrungen eines Feuers von solcher Art nicht beobachten kann, glaubte er ein unwandelbares Wesen gefunden zu haben.

Dieses Feuer war Gott. Aus ihm entsprin-gen die Wesenheiten, welche unwandelbar sind, wie er; und aus diesen Wesenheiten kommen die veränderlichen Dinge, das ist, die Körper her.

Dieses Feuer ist ein Geist, welcher unsichtbar, verständig, von der Materie ganz unterschieden ist. Er setzet alles in Bewegung: er gießt sich in alle Theile der Schöpfung aus: von ihm ha-ben unsre Seelen, und Geister von jeder Art ih-ren Ursprung.

In diesem Systeme sah Heraklitus mit Grun-de nichts als Materie. Er gab mit Pythago-ras zu, daß das Feuer die Grundursache aller Din-ge ist: aber er schloß, daß nichts unwandelbar sey. Alles verändert sich beständig, nach seiner Meynung: die Körper, die Geister, und Gott selbsten ist veränderlich. Es giebt bloß einen im-merwährenden Kreislauf, in welchem alles ent-steht um zu vergehen, und vergeht um wieder zu entstehen. Diese Art zu schließen ist wenigstens nicht so widersprechend. Dennoch glaubte dieser Philosoph man könne nichts, das veränderlich ist, in eine Wissenschaft bringen. Was hatte er dann für eine Richtschnur, um etwas sicher zu erfahren? Das läßt sich unmöglich errathen: man nimmt bloß große Ungereimtheiten wahr, und es ist nicht vonnöthen, dieselben zu untersu-chen.

Die Eleatiker, wie man gesehen hat, suchten die wirkliche Wesenheit theils in einem allbegrei-

fenden und abstrakten Grundwesen, theils in den Atomen, und theils sogar in unsern sinnlichen Empfindungen.

Sokrates sah alle diese Meynungen für unsinnige Einfälle von Leuten an, deren Thorheit darinnen bestand, daß sie sich für weise hielten: er sagte, oder konnte zum mindsten sagen: „Es giebt einen Gott. Alles in der Natur kündet ihn an; alles ruft seinen Namen. Er ist ewig, unermessen, unendlich, allverständig, allmächtig: er ist von der Materie ganz unterschieden. Ich weiß nicht mehr von ihm: ja, ich glaube, daß es vernünftig wäre, sich damit zu begnügen, nicht mehr wissen zu wollen, als ich, und vielmehr die Verhältnisse der Dinge auf uns zu beobachten, als zu untersuchen, was sie sind, oder wie sie entstanden sind.“

Hätte man diesem Rathe gefolget, so würde man den Weg zu Entdeckungen gefunden haben. Aber man fuhr fort, auf dem alten Gleiße zu wandeln; und nach den nämlichen Grundsätzen wiederholte man die nämlichen Ungereimtheiten, weil man keine andern zu sagen wußte. Plato ist ein Beyspiel davon. Der ganze Inhalt seines Systemes ist in den Systemen enthalten, die ich eben vorgetragen habe. Er borgte nur diesem und jenem ab. Wenn es etwa widersprechende Begriffe waren, so merkte er es entweder nicht, oder er versuchte sie zu vereinigen.

Er dachte nach Sokrates, Gott sey eine erste und einzige Grundursache des Weltalls; er sey unendlich gütig, unendlich mächtig, unendlich verständig. Er redete herrlich von ihm: er erkannte seine Freyheit, Unveränderlichkeit, und Vorsehung: er nannte ihn sogar unkörperlich, und von der Materie ganz unterschieden.

Unterdessen träumte er auch, nach Pythagoras und Heraklitus, daß eben dieser Gott ein bloßes Feuer sey; und er sah, wie jener, in der verfeinerten Materie keine Materie mehr.

Das System, welches vor ihm zum allgemeinsten angenommen war, ließ zwey gleich ewige, gleich nothwendige Grundwesen zu, die von einer ganz entgegengesetzten Natur, aber doch also miteinander vermengt und vereiniget waren, daß sie nur ein Ganzes ausmachten, wovon eines die Seele, und das andere der Körper war. Die Welt war die nothwendige Wirkung dieser Vereinigung. Gott konnte nicht unthätig bleiben, und er konnte nur auf die Materie wirken, in welcher er wohnte, und welche dadurch nothwendiger Weise in die Ordnung gebracht wurde.

Anaxagoras veränderte zuerst dieses System, oder verbesserte es vielmehr. Er sah diese zwey Grundwesen nicht für ein Ganzes an: er sonderte sie von einander ab: er legte ihnen verschiedene Eigenschaften bey. Die Materie war nur ein Chaos, eine unförmige Masse ohne Bewegung und Leben. Gott hatte nichts gemein mit ihr: er war nicht ihre Seele, sondern der Künst-

ler, der sie zum Werkzeuge brauchte. Sie bewegt sich, weil er sie bewegen will; sie richtet sich in Ordnung, weil er sie anordnet; und die Welt geht aus dem Chaos hervor. Dieser Gedanke ist schön: er stellet uns zum wenigsten ein verständiges, mächtiges, und freyes Wesen vor.

Plato wollte ihn zum Theile anwenden: und obschon sein Gott ein pures Feuer, und folglich von dem Gotte des Anaxagoras weit unterschieden war; sonderte er ihn doch von der Materie ab, und stellte ihn mit allen Eigenschaften der Gottheit vor. Aber er verwarf jenes Chaos, wo alles in einer vollkommenen Unthätigkeit gewesen seyn soll, und nahm dafür ein anderes an, wo die Bewegung nicht aufhöret, aber immer die Unordnung unterhält. Er dachte sich dann eine Materie, die sich von Ewigkeit her ohne Ordnung bewegt, die sich ins Unendliche theilet, und keinen Bestand, keine Form, keine Qualität, keine Eigenschaft hat. Er dachte sie so, damit er sagen könnte, sie verändere sich immer; man könne sie also nicht erkennen, weil es von veränderlichen Dingen keine Wissenschaft giebt.

Eine solche Materie, die aller ihrer Modificationen beraubet wäre, ist nur ein abstrakter Gedanke. Allein, es wäre eine große Thorheit, wenn man die fühlbaren Dinge aus einem Begriffe entstehen ließe, der nur in unserer Begreifungsart sein Daseyn hätte. Und gleichwohl läßt sie Plato daraus entstehen. Nach seiner Meynung er-

erschaffet Gott nichts, er setzet nichts in Bewegung; er bringt nur, so gut er kann, die Bewegung, welche die Materie von selbsten schon hat, in eine Ordnung. Ich sage: so gut er kann; denn die Materie, die von Ewigkeit her nothwendiger Weise in Bewegung ist, widersetzet sich mehr oder weniger der Thätigkeit Gottes: und dieß ist die Ursache der Unvollkommenheiten, die man in der Welt gewahr wird.

Die Ordnung wird also hergestellt, und obschon sie unvollkommen ist, bringt sie doch die Formen, die Gestalten, die Qualitäten hervor; und das fühlbare Weltall entsteht aus jener Materie, die nicht in die Sinne fällt.

Man fängt an zu erkennen, wie Plato, der für den Urheber eines neuen Systemes gehalten seyn wollte, von allen etwas nimmt, ohne ein ganzes System gelten zu lassen. Gleich dem Gotte, den er sich denket, wirket er an einer Materie, die schon vor ihm da ist, und bringt sie, so gut er kann, in Ordnung.

Die Materie ist veränderlich, sagt dieser Philosoph, da er nach dem Pythagoras schließt. Sie kann also der Gegenstand der Wissenschaft nicht seyn. Es verdienen dann die fühlbaren Dinge den Namen eines Wesens nicht; und die Wirklichkeit von allen Dingen besteht in den ewigen, unwandelbaren, nothwendigen Wesenheiten.

Diese Wesenheiten heißen Begriffe. Ihr Daseyn besteht in dem göttlichen Verstande, als in ihrer Quelle. Sie fließen daraus, und jede

hat für sich ihr sonderheitliches Daseyn: sie sind lauter Wesen: ja sie sind lauter Götter; denn alles, was in Gott ist, ist Gott.

Sie nehmen auch, nach den Verhältnissen, unter denen man sie betrachtet, verschiedene Benennungen an. In Verhältniß auf Gott sind sie die Vernunft selbsten. In Verhältniß auf uns sind sie alles das, was eigentlich verständlich ist; denn nichts ist verständlich, was nicht unwandelbar ist. In Verhältniß auf die Materie sind sie das, was ihnen verschiedene Formen beyleget. In Verhältniß auf die körperliche Welt sind sie das Vorbild, das Gott vor Augen gehabt hat, als er sie hat hervorbringen wollen: sie sind eine verständliche Welt. In sich selbsten endlich sind sie Wesen; sie sind Götter.

Was aus Gotte fließt, ist Gott, nach der Meynung des Plato. Was für eine Reihe von Ausflüssen giebt es dann, wodurch die Gottheit sich bis in die Materie herabläßt, ohne daß die Theile der Materie lauter Götter werden? Man vernehme nur, was dieser Philosoph ausdenket.

Jene Vernunft, jenes Vorbild, wovon wir eben zuvor gesprochen haben, ist eine Substanz, die unmittelbar aus Gott fließt. Sie muß ihm dann vollkommen ähnlich seyn. Was aber durch einen zweyten Ausfluß von ihm herabkömmt, ist schon weiter entfernet, und muß folglich minder vollkommen seyn. Man darf also nur eine Seele annehmen, die von jenem Vorbilde, von jener

Vernunft entspringt: so wird sie an Gotte Theil haben, weil sie aus ihm fließt; und sie wird an der Materie Theil haben, weil sie mit ihr vereiniget ist.

Es stellet sich also Plato diese Seele als ein Mittelwesen vor. Sie ist ein drittes Grundwesen, daß er neben Gott und der Materie annimmt. Sie ist ein Mittel, ein Werkzeug, wodurch Gott die körperliche Welt hervorbringt. Sie ist eine Art von Kanale, durch welche die göttliche Quelle ihr Wasser fließen läßt, und allen Dingen das Leben giebt, die sie befeuchtet. Sie ist ein Vorbild, welches auf gewisse Weise zugleich in Gott und außer Gott ist, gleichwie der Grundriß eines Gebäudes zugleich im Verstande des Baumeisters, und auf dem Papiere ist, wo er gezeichnet steht.

Man sieht, daß dieser Philosoph desto unverständlicher wird, je mehr er Ausdrücke brauchet. Bloß läßt sich errathen, daß er das System der Ausflüsse erklären will. Laßt uns weiter fortfahren.

Jene Seele ist erst alsdann hervorgebracht worden, da Gott die Welt hat erschaffen wollen. Sie hat die Bewegung eingerichtet, und da, wo zuvor nichts als Unordnung war, eine Ordnung gestiftet: sie ist in alle Theile der Materie eingedrungen, und hat sie vorbereitet, die göttlichen Wesenheiten zu empfangen.

Von diesen Wesenheiten erhält die Welt alle ihre Eigenschaften. Sie ist dann das Ebenbild der

Gott-

Gottheit; sie ist der Sohn Gottes, und ihre Hauptheile, die Sonne, der Mond, die Erde, u. s. w. sind selbsten Götter. Aber diese Götter sind nicht so vollkommen, als der höchste Gott; denn sie fließen nicht unmittelbar aus seiner Substanz, sondern aus jener Seele, aus jenem Mittelwesen, durch welches die Gottheit sich ausgießt und mittheilet.

Jene Seele ist allenthalben: es giebt dann allenthalben Götter. Diese Götter, die sich unendlich vervielfältigen, sind eigentlich das, was man Dämonen nennt. Man vernehme, wie der höchste Gott mit ihnen redet.

„Ihr, die ihr sterblich seyd, weil ihr seyd hervorgebracht worden, ihr sollet unsterblich werden: ich will es, und mein Wille macht euer Daseyn immerwährend. Lebet und ahmet mir nach. Erschaffet und vermehret die Thiere. Es geziemet sich nicht für mich, daß ich noch etwas hervorbringe: ich würde lauter Götter machen. Aber hier habet ihr einen göttlichen Samen: ich gebe ihn euch: er soll eure Werke beleben. Von euch soll alles entstehen, was vergänglich ist. Gehet hin; ich übergebe euch die Welt zu besorgen.„

Es giebt also zweyerley Götter: ewige, welche die Begriffe oder Wesenheiten sind; und erschaffene, die aber nicht sterben werden, und welche die Dämonen sind. Diese sind von einer Mittelgattung, und werden in verschiedene Klassen eingetheilet. Sie stellen Mittler vor, welche das Gebeth der Menschen den Göttern, und die Befehle

fehle der Götter den Menschen vortragen. Daher hat die Wahrsagerey, der Götzendienst, und alle Aberglauben des Heydenthums ihren Ursprung.

Jener Same, der den Dämonen gegeben worden ist, fließt aus der Seele der Welt her, und enthält in sich alle Seelen, welche für die verschiednen Gattungen der Thiere bestimmet sind; das ist, alle geistige Wesen von der letzten Klasse, und folglich die unvollkommensten Wesen. Gleichwohl vermuthet Plato, die Seelen der Helden, welche vornehmer als anderer Leute Seelen sind, seyn Dämonen; und deßhalben richtet man ihnen nach seiner Meynung Altare auf.

Die Seelen wählen sich die Körper nicht, in welche sie kommen. Sie werden von den Dämonen darein genöthiget, welchen der höchste Gott das Geschäfft aufgetragen hat, den Menschen zu gestalten: und sie kommen wider ihren Willen in die Körper, weil dieselben Gefängnisse sind, in welchen die Fakultäten, die sie von der Göttlichkeit haben, gehemmet werden, und nur mit Beschwerniß wirken können.

Wir mögen also unsre Seelen in der Seele der Welt, wo sie gewesen sind, oder in den Körpern, wo sie wirklich sind, betrachten. In der Seele der Welt hatten sie an den göttlichen Vollkommenheiten Antheil, und folglich sahen sie die Wesenheiten. In den Körpern haben sie an den Unvollkommenheiten der Materie Antheil; und folglich sehen sie die Wesenheiten nicht mehr:

sie sind unwissend, und ihre Unwissenheit ist Schuld an dem sittlichen Uebel.

Unterdessen sind sie doch nicht nothwendiger Weise unwissend. Sie können sich von der Materie losmachen; sie können sich bis zu den Wesenheiten emporschwingen; und dann werden sie unterrichtet, oder vielmehr, dann scheinen sie unterrichtet zu werden. Denn eigentlich lernen sie nur wieder, was sie schon gewußt haben: die ganze Wissenschaft des Menschen besteht in einer bloßen Wiedererinnerung.

Wenn man in einem Zimmer zum Schattenspiel eingeschlossen ist, sieht man nur das Bild der Gegenstände; und man sieht die Gegenstände selbst, wenn man aus diesem Zimmer hinauskömmt. Also sieht die Seele, so lang sie im Körper verschlossen ist, nur die Bilder der Gegenstände; und die Gegenstände selbst sieht sie erst, wenn sie den Körper verlassen hat, und zu ihrem Grundwesen, zur Seele der Welt zurückgekehret ist. Dann wird sie von der Materie völlig frey, und erkennt auf das Neue alle Wesenheiten. Und dieses ist die höchste Glückseligkeit.

Allein damit sie sich zu diesem glückseligen Stande emporschwingen könne, muß sie gereiniget werden; sie muß, also zu reden alles verzehren, was materialisch an ihr ist; sie muß sich gewöhnen, der unordentlichen Bewegung der Materie zu widerstehen, und nur der geordneten Bewegung, die Gott mittheilet, zu gehorchen.

Sie

Sie kann, nach der Meynung des Plato, schon in diesem Leben sich mehr oder weniger dieser Glückseligkeit nähern; aber sie erreicht sie nicht eher ganz, als sie nach verschiednen Verändrungen vollkommen gereiniget worden ist: und aus dieser Folge läßt Plato die Seelenwanderung zu. Allein die Seelen in seinem Systeme wandern nicht, wie im Systeme des Pythagoras, bis zu Gott selbsten, sondern nur bis zur Seele der Welt fort. Und auch dieser Vorzug ist nur dem vernünftigen oder göttlichen Theile der Seele vorbehalten; und der zornmüthige und der begierliche Theil sind sterblich. Plato glaubte diese drey Theile in der Seele ausdrücklich wahrzunehmen.

Auf diese Glückseligkeit gründete er seine Ethik, das ist, seine Sittenlehre und seine Staatsklugheit. Man sieht, daß seine Grundsätze die Absicht hatten, nachdenkende Grübler zu machen, welche glauben würden sich mit Gott zu vereinigen, wenn sie sich in abstrakte Gedanken vertieften. Sie haben auch in der That diese Wirkungen hervorgebracht. Die Geschichte hat mehr als ein Beyspiel davon aufgewiesen.

XX. Kapitel.

Von den Akademikern.

Plato hinterließ seine Schule dem Speusippus, seinem Neffen, welcher acht Jahre darauf, als er von einer Lähmung berührt worden war, dieselbe wieder an Xenokrates, einen andern Schüler von Plato, abtrat. Beyde hatten diesen Philosophen auf seiner letzten Reise nach Sicilien begleitet.

Jener hat verschiedene Werke geschrieben, welche man hochschätzte, und Aristoteles wird beschuldiget, daß er sie unterdrücket habe. Im übrigen hat man seine Sitten eben so sehr getadelt, als man seinen Verstand gerühmet hat.

Xenokrates war in Chalcidonien gebohren. Da er eine harte Begreifungskraft hatte, bewies er, daß die ungelenkesten Anlagen durch eine anhaltende Arbeitsamkeit ersetzet werden können. Er hat verschiedene Werke geschrieben, von denen keines bis auf unsre Zeiten gekommen ist: aber seine Sitten sind uns bekannt, und alle Alte legen von seiner Tugend das einmüthige Zeugniß ab. Er war arm, weil er es seyn wollte, und er ist unter den athenienfischen Abgesandten der einzige gewesen, den Philippus nicht bestechen konnte: er bewies die nämliche Uneigennützigkeit bey einer andern Gesandtschaft zum Antipater: und als ihm Alexander fünfzig Talente schickte, behielt er diejenigen zum Nachtessen bey sich, die

das Geld überbrachten, wobey er ihnen an dem Mahle, das er ihnen vorsetzte, zu verstehen gab, wie wenig ihm die Reichthümer nützen. Gleichwohl nahm er dreyßig Minen an, damit es nicht scheinen möchte, als ob er aus Verachtung die Wohlthaten dieses Monarchen ausschlüge. Der Ruf von seiner Rechtschaffenheit war so gut gegründet, daß ihn die Athenienser der Pflicht entließen, seine Aussage eidlich zu bekräftigen. Er starb, nachdem er achtzig Jahre gelebet, und fünf und zwanzig Jahre lang Schule gehalten hatte.

Palemon, ein Athenienser, folgte auf ihn. Er war dem Schwelgen ergeben gewesen: ja, er kam das erstemal betrunken in die Akademie; und er war nur in der Absicht hineingegangen, um lächerlich zu machen, was er darinnen hören würde. Aber er wurde durch eine Rede über die Mäßigkeit gerühret, schämte sich seiner schlechten Sitten, und wurde alsobald ein Schüler des Xenokrates und der Tugend. Er hatte Krantorn zum Mitschüler, und Krates zu seinem Nachfolger; und sie sind alle drey in Ruf gekommen. Dieß waren die berühmtesten Männer aus der alten Akademie. Es scheint, daß sie von den Meynungen ihres Stifters nicht gewichen sind.

Arcesilas von Pitane in Aeolien war der Urheber der mittlern Akademie. Er war in jedem Fache der Gelehrsamkeit bewandert; er hatte eine lebhafte und eindringliche Beredtsamkeit, eine sittsame Aussprache, eine großmüthige Seele; und

mit diesen Vorzügen verband er auch die Vorzüge der äußerlichen Gestalt. Diese Eigenschaften zogen ihm viele Schüler und viele Feinde zu.

Er war aus der Schule des Aristoteles ausgetreten, und Krantor sein Freund hatte ihn zu Polemon geführet. Unterdessen, nachdem er der Lehre der Akademiker beygetreten war, glaubte er sie öffentlich nicht lehren zu dörfen; und obschon er im Grunde wie sie dachte, so drückte er sich doch anders aus. Die Umstände, in denen er sich befand, bewogen ihn zu diesem Betragen.

Da die erste Akademie in ihrer Blühte war, sah sie verschiedene Sekten entstehen, gegen welche sie sich vertheidigen mußte. Die vier vorzüglichsten haben Aristoteles, Zeno, Epikur, und Pyrrho an ihrer Spitze gehabt. Dieser letztere zweifelte an allem, und stritt wider alle Lehren. Die drey übrigen ließen in den Wissenschaften das Zeugniß der Sinne gelten, und waren aus dieser Ursache der Akademie vollkommen entgegen. Zeno sonderbar, obschon er ein Schüler Polemons war, erklärte sich gegen die Akademiker, und bekämpfte sie hitzig.

Es gab dortmals noch eine Menge Schulen, wo man die Dialektik lehrete. Eigentlich waren es nur Sophisten, die durch den Misbrauch der Ausdrücke alle Begriffe verdunkelten. Ob sie gleich keine Kenntnisse besaßen, setzten sie sich dennoch allen entgegen, die im Rufe waren, Kenntnisse zu besitzen; und die Akademie war ihrem

Tadel

Tadel mehr ausgesetzt, weil sie einen größern Ruhm erworben hatte.

Arcesilas, der von so vielen Widersachern angefallen wurde, dachte nicht so viel sich zu vertheidigen, als ihnen zu entwischen; und da er merkte, wie schwer es für ihn wäre, seine Lehrsätze vor allem Tadel sicher zu stellen, versuchte er es, dieselben zu verbergen, und kam auf den Einfall, selbst diejenigen anzugreifen, die ihn bekämpfen wollten.

Die Philosophie des Plato lief auf zween Grundsätze hinaus: der erste war, daß nur die Verstandskraft aufgelegt sey, die Dinge wahrzunehmen, die sich immerdar gleich bleiben; das ist, die Wesenheiten, welche allein der Gegenstand der wahren Wissenschaften sind: der zweyte, der aus dem ersten folget, war, daß die Sinne, da sie aus sich selbsten unfähig sind, die Wesenheiten wahrzunehmen, auch unfähig seyn, uns wahre Kenntnisse zu verschaffen.

Arcesilas schien den ersten dieser Grundsätze aufzugeben: zum wenigsten brachte er ihn nicht mehr auf die Bahne, und da er sich mit dem zweyten begnügte, welcher das Zeugniß der Sinne verwirft, sagte er: Ich weiß nichts: ja, ich weiß nicht einmal, wie Sokrates, daß ich nichts weiß. Alles ist über den Bezirk der Sinne, und selbst der Vernunft hinaus; alles ist unbegreiflich. Es giebt keine Wissenschaft. Man kann behaupten, was die Philosophen verneinen, und

man kann verneinen, was sie behaupten: man hat auf beyden Seiten gleichen Grund dazu.

Durch dieses Verfahren setzte dieser Philosoph die Akademie vor den Spottreden und Schwierigkeiten der übrigen Sekten frey. Er dorfte keinen Satz mehr behaupten; und da er, anstatt sich zu vertheidigen, selbst Angriffe machte, war er des Sieges gewiß. Er konnte leichtlich die Verirrungen der Sinne übertreiben: er konnte eben so leicht die Systeme der übrigen Philosophen umstürzen, und wann ihm dieses gelungen war, konnte er seine Schüler auf die verständlichen Begriffe des Plato, auf das was er die wahre Weisheit nannte, zurückleiten. Fürwahr, er bekannte die Unfaßlichkeit aller Dinge nur vor den Augen derjenigen, die er bestreiten wollte, und hielt seine Lehrsätze für Schüler zurück, die sattsam geprüfet waren. Er brachte also den Gebrauch der zweyfachen Lehrart wieder in den Gang.

Er erhielt den größesten Beyfall: aber da er so allgemein die Unfaßlichkeit aller Dinge zu behaupten schien, wurde er beschuldiget, daß er die Grundfesten der Sittenlehre und der Religion über den Haufen stürze. Worüber Kleanthes, ob er gleich ein Stoiker war, zu jenen, die ihm diesen Vorwurf machten, sagte: **Haltet ein; was er durch seine Reden umstürzet, das bestätiget er durch seine Sitten.** Dieses Zeugniß gereicht beyden zur Ehre.

Lacydes folgte auf Arcesilas, Evander auf Lacydes, Hagesimus auf Evandern, und Karneades auf Hegesimus. Die drey ersten haben sich wenig Ruhm erworben, und der letzte ist der Stifter der neuen Akademie gewesen. Er stammte von Cyrene in Afrika her.

Karneades brauchte die nämliche Lehre und den nämlichen Kunstgriff, wie Arcesilas; aber er führte eine etwas verschiedene Sprache, weil er sich den nämlichen Beschuldigungen nicht aussetzen wollte.

Arcesilas hatte gesaget, es sey nichts in sich wahr. Allein, man dorfte nur diesen Satz nach dem Buchstaben nehmen, um einen ganz ungereimten Grundsatz herauszubringen. Die Widersacher der Akademie nahmen ihn freylich nicht anders; und Karneades war genöthiget, sich behutsamer auszudrücken. Er unterschied also das, was in sich wahr ist, von dem, was im Verhältniß auf uns wahr wäre; und da er erkannte, daß es Wahrheiten giebt, sagte er nur, wir seyn nicht aufgelegt, sie zu erkennen.

Nachdem er diese Vorsorge gebrauchet hatte, sagte er, das Wahre und Falsche seyn so vermenget unter einander, daß es uns niemals möglich ist, dieselben zu unterscheiden. Er verlangte dann, daß der Philosoph seinen Beyfall immer zurückhalten sollte. Wenn man ihm einwarf, zum Beyspiele, daß zwey Dinge, die einem dritten gleich sind, auch unter einander gleich sind, so verneinte er diesen Satz nicht, wie man es

ihm Schuld gegeben hat; sondern er gab zur Antwort, dieser Satz könne nicht gebrauchet werden, weil man niemals versichert werden kann, daß zwey Dinge einem dritten gleich seyn. Mit einem Wort, er verwarf alle Wissenschaft. Aber damit man ihn nicht beschuldigte, als ob er die Sittenlehre umstürzte, so gestand er ein, daß wir die Wahrheiten, welche sich auf die Sitten beziehen, erkennen mögen, und daß wir folglich Vorschriften haben, nach denen wir unsern Wandel einrichten müssen: und er hieß die Kenntniß dieser Vorschriften Meynung. Er erlaubte also dem Weisen nichts mehr als Meynungen zu haben.

Unterdessen würde man hart begreifen, was das Wot Meynung in seinem Munde hieß. Verstand er etwa durch Meynung Urtheile, die sich auf Vorurtheile, auf einen Hang, von dem man sich keinen Grund angeben kann, oder auf Begriffe gründeten, die man für wahr hält, weil man nicht weiß, warum sie falsch seyn sollten? Solche Urtheile dörfte man sich nicht anders erlauben, als wo von gleichgültigen Dingen die Rede ist: und in der Sittenlehre wird eine grössere Gewißheit erfodert.

Es läßt sich also vermuthen, Karneades habe durch Meynungen wahrscheinliche Utheile verstanden. Allein, wenn dieses ist, so hat ein jeder das Recht zu glauben, was er wirklich glaubet: denn wenn man eine Meynung annimmt, so hält man sie zum wenigsten für wahrscheinlich. Man hätte dann Regeln der Wahrscheinlichkeit

vor-

vorschreiben müssen, und dieses konnte Karneades nach seinen Grundsätzen nicht thun. Denn was zum allergewissesten ist, daß wäre nach seinem Sinne nur wahrscheinlich, und die Regeln, die er vorgeschrieben hätte, wären auch nur wahrscheinlich gewesen. Man hätte dann das Recht gehabt, andere Regeln von ihm zu begehren, um von der Wahrscheinlichkeit derer, die er Anfangs vorgeschrieben hätte, versichert zu werden: und also ins Unendliche fort. Wenn es also für uns keine Wahrheiten im eigentlichen Verstande giebt, wie es Karneades behauptete, so sieht man nicht ab, mit welchem Grunde wahrscheinliche Urtheile Statt finden könnten.

Neben vieler Spitzfindigkeit, einem großen Reichthume von Worten, und einer sehr starken Stimme, besaß Karneades die leichtfertige Gabe, einerley Sätze wechselsweise zu vertheidigen und umzustürzen: und ob er gleich ein Fremdling war, so schien er doch den Athenienfern so beredtsam zu seyn, daß sie ihn, nebst Diogenes dem Stoiker und Kritolaus einem Peripatetiker, als Abgesandten nach Rom erwählten. Als Kato der Censor den Zulauf der römischen Jugend um diese drey Männer sah, rief er auf: „ Laßt uns doch eilends ihnen ihr Gesuch bewilligen, und sie zurückschicken. Sie „ möchten unter uns die Lust zu diesen eiteln „ Zänkereyen verbreiten: es ist besser, daß sie „ dieselbe unter den Athenienfern erhalten.„

Die Verändrungen, welche Karnades an der Lehre des Arcesilas gemacht hatte, wurden mit so großem Beyfall aufgenommen, daß man über der neuen Akademie die zwo vorigen vergaß. Dann bedeutete der Name eines Akademikers nichts weiter mehr, als einen Mann, der über alles streitet, der sein Urtheil immer zurückhält, der nichts wissen will, und der ohne Unterschied Ja oder Nein behauptet; das ist, einen Mann, der nichts zu studiren hat, und der nur Worte und Scheingründe brauchet. Diese Art zu philosophiren war allzu bequem, um nicht viele Anhänger zu finden.

Klitomachus, der Schüler und Nachfolger des Karneades, hinterließ die Schule dem Philo, von welchem Cicero rühmlich spricht, und den einige für den Stifter einer vierten Akademie halten. Gleichwohl sagte er selbsten, daß niemals mehr als eine gewesen sey, und es scheint, er habe sich der alten wieder genähert.

Bey ihm hat eigentlich die Akademie aufgehöret. Denn Antiochus von Askalon, sein Schüler, band sich nicht ängstlich an die Meynungen dieser Sekte. Er versuchte vielmehr, die Peripatetiker, Stoiker, und Akademiker zu vereinigen, da er versicherte, sie seyn nur in der Art des Vortrages unterschieden. Dieses war vielleicht richtiger, als er dachte: denn wenn alle diese Philosophen nur Worte gesagt haben, so konnten sie nur in Worten voneinander abgehen.

Weil

Weil Antiochus ein Schüler des Philo gewesen war, so hat man ihn für einen Akademiker gehalten; und weil er nicht wie seine Vorgänger dachte, so hielt man ihn für den Urheber einer fünften Akademie. Zum wenigsten ist diese die letzte gewesen: denn da die Unruhen in Griechenland die Akademiker zerstreuet hatten, so hielten sie keine Schule mehr.

XXI. Kapitel.

Von Aristoteles, dem Stifter der peripatetischen Sekte.

Aristoteles kam zu Stagira, einer Stadt in Macedonien, 384. Jahre vor Christi Geburt auf die Welt. Er stammte von Aeskulapen ab, und Nikomachus, sein Vater, trieb die Arzneykunst an dem Hofe des Amintas, Vaters von Philippen. Als Nikomachus gestorben war, blieb Aristoteles unter der Vormundschaft des Proxenus, der an seiner Erziehung nichts ermangeln ließ. Voll Erkenntlichkeit, vergaß Aristoteles niemals, was er seinem Vormunde zu verdanken hatte: er stellte ihm Bildsäulen auf; er nahm seinen Sohn Nikanor an Kindsstatt auf, und vertrat Vaterstelle an ihm.

Schon in seinem siebenzehnten Jahre fieng er an, die Akademie zu besuchen. Weil er sich aber mit den Studien die man in dieser Schule

trieb, nicht begnügen konnte, suchte er alle Bücher auf, aus denen er Kenntnisse zu schöpfen hoffete, und erwarb sich bey Zeiten eine große Gelehrsamkeit. Plato nannte ihn den Geist, den Verstand, und verglich ihn einem schnell laufenden Pferde, dessen Hitze durch ein Gebiß eingehalten werden muß.

Nach dem Tode des Plato begab sich Aristoteles zu seinem Freunde und Mitschüler Hermias, der zu Atarne in Mysien herrschete. Drey Jahre darauf wurde dieser Regent von Memnon auf Rhodus besieget, und dem Ochus ausgeliefert, der ihn ums Leben bringen ließ. Es blieb von ihm eine liebenswürdige und tugendhafte Nichte, Pythia, ohne Vermögen zurück, welche er zu seiner Nachfolgerinn bestimmet hatte. Aristoteles richtete seinem Freunde in dem Tempel zu Delphi eine Bildsäule auf; besang sein Andenken in Versen; und da er mit dem Unglücke und den Tugenden des Hermias und der Pythia Mitleid trug, nahm er die Nichte zur Ehe. Bald hernach wurde er an den Hof von Macedonien berufen. Er war dortmals ein und vierzig Jahre alt.

Er hatte an dem Vertrauen Philippens und der Olympias großen Antheil. Ich will ihm eben darüber kein Lob sprechen; sondern es bloß als eine Thatsache erzählen. Vieleicht würde man von diesem Philosophen nicht die vortheilhafteste Meynung fassen, wenn ich nicht beysetzte, daß er sich seines Ansehens nur zum Wohlthun bedien-

te. Er erwies allen allen denjenigen große Dienste, die sich seiner Unterstützung würdig machten. Er war ein Wohlthäter des Volkes, und verhinderte die Bedrückungen, so viel es ihm möglich war. Seinem Vaterlande sonderbar kam sein Fürwort zu Statten. Stagira war verheeret worden; man baute es auf seine Vermittlung wieder auf; man verlieh dieser Stadt vorzügliche Freyheiten; ja man erlaubte dem Aristoteles, derselben Gesetze vorzuschreiben. Hier war der Fall mit Aristippen zu sagen, die Philosophen seyn bestimmet, bey den Großen das zu thun, was die Aerzte bey den Kranken verrichten.

Nachdem er acht Jahre auf die Erziehung Alexanders verwendet hatte, kam er nach Athen, als dieser Kriegsheld nach Asien zog, und unterhielt einen Briefwechsel mit seinem Zöglinge.

Da dieser Fürst unter ihm den Geschmack zu den Wissenschaften, und die Begierde angenommen hatte, ihren Fortgang zu befördern, so schienen dieselbigen die erste Frucht seiner Erobrungen zu seyn: denn er bestrebte sich, seinem Lehrmeister die Mittel an die Hand zu schaffen, um die Geschichte der Thiere zu bearbeiten. Jäger und Fischer bey Tausenden wurden in die Provinzen seines Gebiethes ausgeschicket; und er gab acht hundert Talente her, um die Kosten dieser Unternehmung zu bestreiten. Dieses Werk wurde vollkommen gut zu Stande gebracht. Unerachtet der Entdeckungen, die man später gemachet hat,

wird es noch für eines der besten gehalten, die wir in diesem Fache haben.

Die kleinen Funken von Tugend, die man im Anfang an Alexandern flinken sah, sind die Wirkung der Lehren des Aristoteles gewesen. Dortmals sagte dieser Fürst: „Ich habe das Leben „meinem Vater zu verdanken; aber meinem „Lehrmeister weiß ich Dank, daß ich zu leben „weiß: und wenn ich mit einigem Ruhme herr„sche, so bin ich ihm ganz allein dafür verpflich„tet". Zum Unglücke hatte dieser Philosoph seinen Samen in eine Seele geworfen, wo die Laster tiefe Wurzeln geschlagen hatten, und wo die Tugenden, sobald sie aufkeimten, wieder erstickt werden mußten. Man denke sich seinen Verdruß, als er die Ausschweifungen und Grausamkeiten seines Zöglings vernahm.

Hatte er nicht zu besorgen, daß die Schande, womit er ihn beladen sah, mit der Zeit auf ihn zurückfallen würde? Aber Alexander hat ihn von allem Vorwurfe freygesprochen. Je mehr sich dieser Held den Ausschweifungen Preis gab, destomehr entfernte er sich von Aristoteles; und nachdem er den Kallisthenes aus der Welt geschaffet hatte, hub er endlich allen Umgang mit dem einzigen Manne auf, der ihn zu seinen Pflichten hätte zurückleiten können. Dieses Betragen entehret vollends den großen Eroberer.

Aristoteles hielt seine Schule im Lyceum mit vielen Talenten, mit vielem Ansehen, das er durch

durch die Gunst des Alexanders erhielt, und folglich auch mit vielen Feinden. Die Eifersucht die es noch nicht gewaget hatte, sich blicken zu lassen, brach nach dem Tode des Monarchen wider ihn los, und Aristoteles, den man der Gottlosigkeit beschuldigte, flüchtete sich nach Chalcis auf Euböa, und sagte, er wolle nicht Gelegenheit geben, daß die Athenienser sich abermal an der Philosophie vergriffen. Er hatte zwölf Jahre lang im Lyceum Schule gehalten, und starb bald darauf im drey und sechszigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde nach Stagira gebracht, wo man ihm ein Grabmaal, einen Altar, und sogar einen Tempel errichtete; und ein Tag im Jahre wurde seinem Andenken gewidmet.

Man giebt diesem Philosophen Alexanders unmäßigen Ehrgeiz Schuld. Aber stand es in seiner Macht, an einem Hofe, wie der macedonische war, seinem Zöglinge jene Gesinnungen, die er wollte, beyzubringen? Und muß man alle Handlungen eines Fürsten bey der Nachwelt verantworten, weil man seine Erziehung hat zu besorgen gehabt? Den Griechen, den Asiaten selbst muß man den Ehrgeiz Alexanders beymessen, weil am Ende alle Nationen thöricht genug sind, den Kriegshelden lauten Beyfall zu geben.

Aristoteles ist der berühmteste unter den Philosophen aus dem Alterthume. Von keinem hat man mehr Gutes, und mehr Böses gesaget. Aber jene, die versuchet haben seine Person zu verschreyen, sind seine offenbaren Feinde gewesen, und ihre

Ver-

Verleumdungen haben die Denkmäler nicht auslöschen können, welche von der edeln Denkensart seiner Seele zeugen. Was seine Philosophie betrifft, so ist sie beynahe allemal, entweder zu viel gelobet, oder zu viel getadelt worden.

Dunkelheit ist hauptsächlich der Fehler, den man ihm vorwerfen kann. Unterdessen wird man ihn gelinder beurtheilen, wenn man sich in die Zeiten zurückdenket, in denen er gelebet hat. Gewißlich, es wäre dortmals für einen Philosophen nicht klug gehandelt gewesen, wenn er allezeit an den Tag gelegt hätte, wie er dachte. Aristoteles scheint auch sich zu einer großen Kürze zu zwingen, da er über die Zwischenbegriffe hinweggeht, den Sinn der Worte selten bestimmet, sie unter verschiedenen Deutungen annimmt, sich manchesmal zu widersprechen scheint, und sogar nicht jederzeit sich die Mühe giebt, anzudeuten, ob er in seinem Namen redet, oder ob er die Meynung eines andern vorträgt. Alexander, der aus einer kindischen Eitelkeit gern allein hätte mögen in den Wissenschaften unterrichtet seyn, hatte es ihm verwiesen, daß er einige Werke öffentlich herausgegeben hatte: aber Aristoteles gab ihm zur Antwort, es sey ohngefähr eben so viel, als hätte er sie nicht herausgegeben, weil sie nur von jenen verstanden werden könnten, denen er die Erklärung mittheilen wollte.

Er war also ein Liebhaber von der zweyfachen Lehrart. Am Morgen trug er den verborgenen Theil seiner Philosophie einer kleinen Anzahl aus-

erlesener Schüler vor. Abends hielt er seine Schule für Jedermann offen, und unterwies in der Redekunst, in der Dichtkunst, in der Sittenlehre, u. s. w.

Ein Zufall hat auch zu der Dunkelheit seiner Schriften beygeholfen. So lang Aristoteles gelebet hat, gestattete er selten, daß seine Werke unter dem Publikum ausgebreitet wurden. Bey seinem Tode hinterließ er sie mit seinem Büchervorrathe Theophrasten, den er zu seinem Nachfolger ausersah. Dieser vermachte sie dem Neleus von Scepsis in Mysien. Man meynet, es habe dortmals Ptolomäus Philadelpus einige aufgekauft, die mit seinem Bücherssale zu Alexandrien verbrannt worden sind. Die übrigen verblieben den Erben des Neleus, welche sie in eine Gruft vergruben, weil sie fürchteten, von dem Könige von Pergamus derselben beraubet zu werden. Sie kamen erst nach mehr als einem Jahrhunderte aus ihrer Gruft wieder hervor. Sie waren also sehr verstümmelt, und sind noch mehr von Herausgebern verunstaltet worden, welche den Versuch machten, dieselben auszubessern, ohne sie zu verstehen.

Diese Philosophie, die man so wenig kannte, ist Jahrhunderte lang gelehret worden; und je mehr sie gelehret wurde, destomehr wurde sie verdunkelt. Ein Schwarm von Auslegern ist zwischen Aristoteles und uns eingetreten. Seine Stellen sind auf tausenderley Arten erkläret worden. Die Ordnung seiner Bücher wurde unter

über

über sich gekehret; und man kann den Weg nicht mehr finden, dem er gefolget ist.

Jene endlich, die ihn lasen, sehen ihn bald für einen Gottlosen, bald für einen Rechtgläubigen an, der von der Offenbarung beleuchtet wäre; und einige hielten ihn für einen Dummkopf, dem man beynahe den gesunden Verstand absprechen möchte. Mit einem Worte: es sind allezeit Männer gewesen, die für oder gegen Aristoteles allzu sehr eingenommen waren, welche seine Meynungen haben erläutern wollen. Durch diesen Weg ist seine Lehre auf uns gekommen.

Man erkennt an diesem Philosophen eine große Gelehrsamkeit, einen weitaussehenden Geist, und nach den Werken, wo man ihn versteht, muß man beklagen, daß man ihn nicht in allen gleich gut versteht. Obschon mehrere verloren gegangen sind, so hat man doch noch viele von seinen Schriften, und wenn man bedenkte, daß er von einer schwächlichen Gesundheit war, daß er etliche Jahre seines Lebens mitten im Getümmel eines unruhigen Hofes zugebracht, und nachmals alle Tage mehrere Stunden seinen Schülern geschenket hat; so kann man kaum begreifen, wie er so viele Arbeiten habe zu Stande bringen können.

Die vortrefflichen Gaben des Aristoteles liegen sonderbar in jenen Schriften an dem Tage, wo er seine Gedanken ohne Geheimniß hat vortragen dörfen. Von dieser Art sind seine Redekunst und seine Dichtkunst. Man muthmaßet, er habe sie

zum

zum Unterrichte für Alexandern verfertiget. Er zeiget darinnen jene feine Beurtheilung, welche das Kennzeichen eines aufgeklärten Geschmacks ist. Die Grundsätze, die er vorträgt, sind überhaupt wahr, und sind von den besten Geistern angenommen worden.

Seine Vernunftlehre ist lange so gut nicht. Man nimmt zwar eine große Spitzfindigkeit darinnen wahr: aber man sieht mit Verdruße, daß er sich mehr bey dem Mechanismus der Vernunftschlüsse, als mit den Vernunftschlüssen selbsten aufhält.

Seine Naturkunde, wenn man die Geschichte der Thiere ausnimmt, ist das unvollkommenste von seinen Werken. Er hätte ein guter Beobachter seyn können, und er wäre es gewesen, wenn ihn der Gebrauch nicht verdammet hätte, wie alle übrige Philosophen, nur auf die Natur zu rathen. Er machte dann ein System. Freylich mochte dieser Theil seiner Philosophie vieleicht minder mangelhaft gewesen seyn, als er es heut zu Tage scheint: denn dieser Theil ist zum allermeisten verunstaltet worden.

Was ihm zum größten Nachtheile gereichet, ist die Untreue, mit welcher er die Meynungen von andern vorgetragen hat, um sie desto leichter zu widerlegen. Es wäre für ihn nicht unmöglich gewesen, getreuer zu seyn, und dennoch streng zu beurtheilen. Allein er kam auf den Einfall, alle Philosophen zu bestreiten, nur deßhalben, damit es scheinen möchte, als ob er was besseres sag-

te, ob er gleich nichts besseres zu sagen wußte. Aus Ehrgeiz, eine Sekte zu stiften, die alle übrige in die Vergessenheit bringen sollte, war er, wie Bacon saget, jenen ottomanischen Fürsten gleich, die nicht eher sicher zu regieren glauben, als sie alle ihre Brüder aus dem Wege geschaffet haben.

Er verwarf mit Rechte die verständlichen Begriffe des Plato, die Zahlen des Pythagoras, die Elemente des Anaxagoras, die Atomen des Leucippus. Gleichwohl brachte er an die Stelle unbestimmter und abstrakter Gedanken nichts anders, als unbestimmte und abstrakte Gedanken wieder.

Ich bin nicht Vorhabens, alle seine Meynungen vorzutragen: ich will nur davon sprechen, um seine Art Vernunftschlüsse zu machen an den Tag zu legen, und um den Leser in den Stand zu setzen, den Einfluß derselbigen auf den sogenannten philosophischen Geist der spätern Zeiten zu beobachten. Bloß unter diesem Gesichtpunkte, wie wir schon angemerket haben, kann die Untersuchung der alten Systeme reizend und nützlich seyn.

Die Grundwesen, saget Aristoteles, sind das, was zum allerersten da ist; das, wodurch alle Sachen ihr Daseyn haben. Sie kommen also nicht erst aus einander, oder aus etwas, das man vor ihnen vermuthen kann, hervor.

Es muß dergleichen Grundwesen geben, weil etwas da ist, und es muß entgegengesetzte Grund-

wesen

wesen geben, weil die Dinge erzeuget werden, und zu Grunde gehen.

Aber wie viele giebt es? Es wäre beschwerlich, eine unendliche Menge von Grundwesen zuzulassen. Es wäre aber auch nicht erklecklich, wenn man nur zwey zugäbe. Da sie einander entgegengesetzt wären, so würden sie nichts hervorbringen: sie würden im Gegentheil einander zu Grunde richten. Es giebt also drey Grundwesen, welche die Materie, die Form, und die Beraubung ist.

Die Materie ist ein Ding, welches weder ein Quantum, noch irgend etwas ist, wodurch das Wesen bestimmet wird: das heißt, die Materie ist nichts in sich selbsten. Sie ist nur ein unbestimmtes Subjekt, das etwas werden kann. Dieses Subjekt ist kein Körper, weil es weder eine Quantität, noch eine Qualität von irgend einer Art an sich hat: aber es wird ein Körper, sobald es mit einer Quantität und Qualität begabet ist.

Man sieht, daß diese unkörperliche Materie des Aristoteles nichts anders ist, als der Körper selbsten, wenn man ihn mit Abstrahirung von den Qualitäten, die ihm eigen sind, betrachtet. Gleichwohl weiß sich dieser Philosoph groß mit seiner Entdeckung, und wendet alles an, um zu beweisen, daß die unkörperliche Materie das Grundwesen der Körper ist.

Die Formen sind wieder abstrakte Begriffe, die er sich auch als Wirklichkeiten vorstellet. Sie sind nichts anders, als die Qualitäten, die er den Körpern genommen hat, als er Abstraktionen machte. Er vernichtete die Körper, als er ihnen diese Formen nahm, und es blieb allein eine unkörperliche Materie übrig: da er die Formen der Materie zurückgiebt, wird sie wieder körperlich, und die Körper werden wieder hervorgebracht. Das ist die Erzeugung der Dinge. Sie ist ein bloßes Werk der Einbildungskraft, welche wieder entstehen läßt, was sie vernichtet hatte.

Die Formen werden erzeuget und nehmen ihr Ende. Was zum Beyspiele schwarz ist, wird nur deßhalben weiß, weil die schwarze Form vertilget ist, wann die weiße Form hervorgebracht wird. Also entstehen die entgegengesetzten Dinge aus ihren Gegensätzen; und das ist, so viel man begreifen kann, das ganze Geheimniß des dritten Grundwesens, welches Aristoteles die Berauhung heißt.

Aus dem, daß die Körper durch die Vereinigung der Form mit der Materie hervorgebracht werden, fließt die Folge, daß die Natur der körperlichen Substanzen aus diesen zweyen vereinigten Grundwesen entsteht. Dieß saget auch Aristoteles: und er behauptet, daß sich diese Natur mehr in der Form als in der Materie befinde, weil in der That die Körper nur durch die Formen, das ist, durch ihre Qualitäten fühlbar sind. Es ist augenscheinlich, daß wir aus diesem Geschwa-

ke, wenn wir es recht betrachten, nichts lernen. Wir wollen zu andern Grundsätzen dieses Philosophen fortschreiten.

Die Körper sind in Bewegung. Folglich schließt er mit Rechte, giebt es einen ersten unbeweglichen Bewegungsgrund: denn sonst müßte man eine Fortdauer von Ursachen ins Unendliche zugeben. Gleichwohl begreift er nicht, wie die Bewegung habe anfangen können: ja, er beweist, daß der erste Bewegungsgrund ewig sey, nur daraus, weil er sich nicht einbilden kann, warum die Bewegung selbst nicht ewig seyn sollte: und er folgert daraus, daß die Welt allezeit gewesen sey, und allezeit verbleiben werden, wie sie wirklich ist. Heißt dieses nicht eine Fortdauer ins Unendliche erkennen?

Sobald der erste Bewegungsgrund unbeweglich ist, so ist er auch unmaterialisch. Wie kann er dann die Materie bewegen? Wie die Seele ihren Körper bewegt: und dieser Vergleichung setzet Aristoteles Erklärungen bey, die man nicht versteht.

Nachdem er von der Bewegung eine sehr dunkle Bestimmung angegeben hat, unterscheidet er sie in zweyerley Gattungen: eine in gerade Linie, die andre in gebogner Linie. Die erste kömmt den irdischen Dingen zu, welche schwer oder leicht sind, weil sie sich dem Mittelpunkte nähern oder sich davon entfernen. Die zweyte kömmt den himmlischen Dingen zu, die weder schwer noch leicht sind, weil sie sich immer in einer gleichen

chen Entfernung vom Mittelpunkte bewegen.

Nach diesen Grundsätzen, die es vergeblich wäre zu widerlegen, bestimmet er die Anzahl der Elemente, aus denen die irdischen Dinge gestaltet seyn sollen. Die Erde ist ein schweres, das Feuer ein leichtes Element. Zwischen diesen zwoen Gattungen hätte er eine Menge anderer unterscheiden können, und er hält sich nur an zwey: an das Wasser, welches etwas von der Leichtigkeit des Feuers, aber mehr von der Schwere der Erde hat; und an die Luft, die etwas von der Schwere der Erde, aber mehr von der Leichtigkeit des Feuers hat. Es giebt also nur vier Elemente der irdischen Dinge: die Erde, das Wasser, die Luft, und das Feuer.

Allein die himmlischen Körper sind nach seiner Meynung weder schwer, noch leicht. Sie können also aus diesen vier Elementen nicht bestehen: und er findet für die himmlischen Dinge ein fünftes Element aus, das er Quintessenz nennet.

Sobald es über dem Monde nicht mehr als ein Element giebt, so kann dorten kein Streit unter den Elementen Statt haben. Die himmlischen Dinge werden dann niemals durch entgegengesetzte Grundwesen verändert. Sie sind also keiner Erzeugung, keiner Verderbniß, keines Wachsthumes, keiner Abnahme fähig. Die himmlischen Körper sind dann unvergänglich.

Der erste Bewegungsgrund, den Aristoteles Gott nennet, beschäfftiget sich nur mit unvergänglichen oder himmlischen Dingen. Er ist in dem Himmel eingesperret, und giebt den Elementen und dem Schicksale die irdischen Dinge Preis. Er selbsten giebt diesen Dingen keine Bewegung, und sie bewegen sich nur durch eine Art von Sympathie mit den himmlischen Dingen.

Die Seele ist eine Entelechie, das ist, so viel man muthmaßen kann, die thätige Grundursache von allem, was in uns vorbeygeht. Nun aber, da wir zunehmen, empfinden, und vernünfteln, hat Aristoteles in dieser Entelechie drey Fakultäten, die zunehmende, die empfindsame, und die vernünftige, unterschieden.

Obschon diese drey Fakultäten, nach seiner Meynung, nur eine einzige Seele ausmachen, so glaubet er doch, daß die zwo ersten bey der Trennung des Leibes und der Seele sterben: und in der dritten unterscheidet er zween Theile: einen leidenden Verstand, welcher die Formen der Gegenstände wahrnimmt, und sterblich ist; und einen thätigen Verstand, welcher Begriffe hat, und unsterblich ist.

Er erkläret sich nicht deutlich von dem Ursprunge dieser Theile der Seele. Nach seinen Grundsätzen, kann der thätige Verstand weder von Gott, noch von der Seele der Welt herkommen; und er scheinet einen ewigen Geist zu vermuthen, der in dem ganzen Geschlechte der Menschen ist. Dieser Geist ist das Grundwesen, aus welchem er

den unsterblichen Theil einer jeden Seele hernimmt, und zu welchem er sie nach dem Tode zurückkehren läßt.

Ich gehe schnell über diese Meynungen weg. Es genüget mir, voraus zu sagen, daß die Formen des Aristoteles, seine Materie, seine vier Elemente, seine Quintessenz, seine zunehmenden, seine empfindsamen, und vernünftigen Seelen, viele Jahrhunderte alles gewesen sind, was man in der Philosophie für das beste gehalten hat.

Theophrast von Erissa, einer Stadt auf der Insel Lesbos, hielt nach dem Tode des Aristoteles im Lyceum Schule. Da er in jedem Fache der Gelehrsamkeit bewandert war, sprach er eben so beredtsam als deutlich. Er hatte bis auf zwey tausend Schüler, worunter man Demetrius von Phaleren rechnet. Er wurde allgemein hochgeschätzet, und sonderbar von den Athenienfern ungemein geliebet. Wir haben wenige von seinen Werken übrig, obschon er vieles geschrieben hat. Es scheint, er sey den Meynungen des Aristoteles nicht knechtisch angehangen. Er ist im fünf und achtzigsten Jahre seines Alters, 286. Jahre vor Christi Geburt, gestorben.

Nach ihm zählet man im Lyceum nicht mehr als fünf Philosophen noch, die in der Ordnung Schule gehalten haben. Der erste und berühmteste ist Straton, von dem wir kein Werk übrig haben. Die übrigen sind in dieser Ordnung auf einander gefolget: Lykon, Ariston, Kritolaus, Diodor. Es ist bekannt, daß die Anhänger des

Aristo-

Aristoteles Peripatetiker geheißen worden sind, weil sie gemeiniglich ihre Fragen im Spazierengehen abhandelten.

XXII. Kapitel.

Von den Pyrrhoniern oder Sceptikern.

Indessen daß Aristoteles zum Peripatismus den Grund legte, stand Pyrrho von Elis wider alle Sekten auf, und glaubte die Seelenruhe in der Gleichgültigkeit zu finden, welche der Scepticismus oder ein allgemeiner Zweifelgeist, wie es schien, verschaffen sollte.

Wenn wir jene Menge Sekten betrachten, die sich einander bestritten haben, ohne etwas auszumachen, so werden wir begreifen, daß der Scepticismus nothwendiger Weise Statt finden mußte. Fürwahr, zu einer Zeit, wo man die Art Vernunftschlüsse zu machen schlecht erkannte, war es natürlich, daß man die Schwäche des menschlichen Verstandes zu bemerken anfieng, welche man nachmals übertrieb, und endlich hieß es, man könne nichts wissen. Um diese irrige Meynung zu vermeiden, hätte man über die Fakultäten der Begreifungskraft, und über die Dinge, die wir fassen können, viel nachgedacht haben müssen; und dieses hatte man nicht gethan.

Da Pyrrho in seiner Jugend Gelegenheit gehabt hatte, die Werke des Demokritus zu lesen, fand er an diesem Philosophen so vielen Geschmack, daß er nachmals allezeit mit großen Lobsprüchen von ihm redete. Er glaubte von ihm zu erfahren, daß wir die wahren Eigenschaften der Dinge nicht zu erkennen vermögen, daß alles nur Schein ist, was wir für Wirklichkeit halten, und daß es nur in unserer Art zu empfinden eine Wirklichkeit gebe. Vermuthlich nach diesen Grundsätzen hat er den Entschluß gefaßt, alle Dogmatisten anzugreifen, und den Satz zu behaupten, man könne von keiner Wahrheit versichert werden.

Da er nachmals ein Schüler Drisons, eines Sohns von Stilpon, geworden, und von diesem Lehrmeister in der eristischen Kunst unterwiesen worden war, auf welche sich die Sekte von Megara verlegte, wurde er in seinem vorigen Entschlusse bestärket, weil er sich besser im Stande fühlte, denselben auszuführen.

Endlich kam er an die Quelle der eristischen Kunst: denn Anaxarch, der auch sein Lehrmeister war, unterrichtete ihn in den Meynungen des Xenophanes, Parmenides, und Zeno von Elea. Allein die Lehre dieser Philosophen war eine von denen, die dem Scepticismus den besten Vorschub thaten, weil sie das Zeugniß der Sinne verwarfen, und weil sie unter allen Sophisten die geschicktesten waren, den Satz und den Gegensatz auf gleiche Art zu beweisen.

Pyrrho

Pyrrho begleitete Anaxarchen nach Indien, und es läßt sich vermuthen, daß die Unterredungen, die er mit den Gymnosophisten pflag, beygeholfen haben, ihn in seiner Zweifelsucht zu bestärken. Je mehr verschiedene Sekten er sah, desto weniger war es ihm möglich, eine herauszuwählen. Im übrigen ist es sehr wahrscheinlich, daß er nur gereiset sey, um sich auf dem Entschlusse, den er gefasset hatte, zu bestätigen.

Er hatte von Natur einen richtigen Verstand: zum wenigsten war er richtig genug, um die Falschheit der Meynungen von andern einzusehen, und er bekämpfte sie mit vieler Deutlichkeit. Er schien desto deutlicher zu seyn, je weniger es die Dogmatisten waren; und um verstanden zu werden, dorfte er nur zeigen, daß sie einander selbst nicht verstanden. Da er keine Meynung hatte, dorfte er nichts beweisen; und die Meynungen von allen Sekten schienen auf seine Zweifel zurückzuleiten. Man muß gestehen, daß es minder unvernünftig war, mit ihm an allem zu zweifeln, als mit den übrigen Philosophen seines Zeitalters etwas zu glauben.

Die Pyrrhonier verwarfen nicht schlechterdings das Zeugniß der Sinne, oder der Vernunft, obschon es die Dogmatisten ihnen Schuld gegeben haben: sie betrachteten dieselbigen als Wegweiser, denen wir unterdessen folgen sollen, bis wir die Gewißheit erlangen, zu welcher sie uns niemals führen werden. Sie sagten dann, es sey nicht möglich durch ihre Hülfe gewisse und sichere Wahrheiten

heiten zu erreichen. Sie trugen die verschiedenen Meynungen vor, die man in den Schulen lehrete. Sie hielten Sekte mit Sekte, Vernunftschlüsse mit Vernunftschlüssen gegen einander; und folgerten daraus, daß man nichts wisse. Ihr gemeinester Schluß hieß: eine Sache ist nicht wahrhafter, als die andere.

Die Mittel, die man bis dahin ersonnen hatte, um die Untersuchung der Wahrheit anzustellen; die Regeln, die man von der Vernunftlehre gegeben; die Zergliederung, die man mit den Syllogismen angefangen hatte, u. d. g. bothen den Sceptikern Vortheile an, die sie zu benutzen wußten. Nichts war auch in der That unbedeutender, als alle diese Methoden. Keine führte zur Wahrheit, weil keine bis zum Ursprunge und zur Erzeugung der Begriffe zurückgieng.

Die Sceptiker, welche die Schwachheit davon einsahen, zogen allezeit ihren Schluß daraus: man könne nichts wissen. Es wäre freylich vernünftiger gewesen, wenn sie gesaget hätten: Man kann nach den alten Methoden nichts wissen; aber wäre es etwa nicht möglich, eine bessere sich auszufinden? und sollte man nicht eben derselben nachforschen?

Gleichwohl verleitete die allgemeine Zweifelsucht zu Ungereimtheiten, und die Pyrrhonier mußten desto ungereimter werden, weil sie allezeit die gleiche Sprache führten. Sie sagten zum Beyspiele, sie wissen nicht, ob es etwas Gutes oder Böses gebe: denn man kann in der That von keinem aus

beyden

beyden gewiß seyn, wenn man lediglich an allem zweifeln will. Allein diese Denkensart richtet alle Gesellschaft zu Grunde: man weiß nicht mehr, ob es Tugenden, ob es Laster gebe, und alles wird endlich gleichgültig geachtet. So ungereimt diese Folgerung immer seyn mag, so haben sie doch die Pyrrhonier nicht allein angenommen, sondern sie wollten auch, daß sie ein Beweis der Vorzüge seyn sollte, welche sie an dem Scepticismus zu entdecken glaubten.

Jene, sagten sie, die da glauben, es gebe Dinge, die von ihrer Natur gut oder böse sind, werden durch die Begierde nach den guten Dingen und durch die Furcht vor den bösen Dingen geplaget. Sind sie glücklich, so fürchten sie unglücklich zu werden: sind sie unglücklich, so glauben sie oft, daß noch größere Unglücke auf sie warten. Aber wir, fuhren sie fort, da wir nicht wissen, ob es etwas Gutes oder etwas Böses gebe, wir kennen weder Furcht noch Begierden, und genießen einer vollkommenen Gemüthsruhe.

Es scheint, daß diese Philosophen auf den Gedanken gerathen sind, man dörfe nur sagen, es gebe weder etwas Gutes, noch etwas Böses, um gegen beyde unempfindlich zu werden. Unterdessen bemühten sie sich vergebens zu beweisen, man wisse nicht, ob die Dinge in sich selbst gut oder böse seyn: sie mußten doch wissen, daß dieselben in Absicht auf sie gut oder böse waren. Da sie diese zwo Arten, die Dinge zu betrachten, mit einander vermengten, haben sie wunderliche Sä-

ße auf die Bahne gebracht, welche durch die Empfindung und durch wenig Nachdenken widerleget werden.

Weil sie sich weder durch die Ungereimtheit, noch durch die gefährlichen Folgen ihrer Sätze, irre machen ließen, versuchten sie sogar das Daseyn der Gottheit selbsten zweifelhaft zu machen. Sie sagten zwar, man sey als Bürger verbunden, die Götter seines Vaterlands zu erkennen und anzubethen: aber sie behaupteten, man könne als Philosoph nicht versichern, ob sie da seyn, oder nicht da seyn; und auch hier dörfe man sagen: **ich weiß es nicht**, wie bey allen übrigen Fragen. Sie beriefen sich auf die falschen Begriffe, die der Aberglaube ausgebreitet hatte; auf die Unwissenheit der Gesetzgeber, welche diese Begriffe nicht abgeschafft hatten; und auf die schlechte Uebereinstimmung der Dogmatisten, von denen sich ein jeder Gott nach seiner Art vorstellte. Das hieß an einer Wahrheit zweifeln, weil Völker, Gesetzgeber, und Philosophen irrig geschlossen hatten.

Anfangs erhielten die Pyrrhonier vielen Beyfall: aber man widersetzte sich ihnen, als man die Folgerungen ihres Zweifelns einsah; und ihre Gemüthsruhe schien gestöret zu werden. Alsdann suchten sie sich hinter die berühmtesten Namen zu verschanzen; und sie, die nichts gewiß wußten, getrauten sich, gewiß zu versichern, daß alle große Männer Sceptiker gewesen seyn. Homer, die sieben Weisen, Archilochus, Euripi-

des,

des, Xenophanes, Heraklit, Demokrit, Sokrates, Zeno von Elea, Plato selbst, und alle Dialektiker waren aus dieser Anzahl. Aber ob man gleich in allen diesen Philosophen Grundsätze antrifft, die zum zweifeln verleiten; so ist es doch ausgemacht, daß keiner von ihnen ein wahrer Sceptiker gewesen ist.

Nach den Verändrungen, welche Arcesilas, und sonderbar Karneades an der Akademie gemacht hatten, wurde sie eine Freystätte für die Sceptiker. Weil sie ihre Gesinnungen verbergen mußten, nannten sie sich Akademiker, und diese zwo Sekten schmolzen in eine zusammen. Pyrrho starb ohngefähr 287. Jahre vor Christi Geburt.

XXIII. Kapitel.

Von Zeno, oder von den Stoikern.

Seitdem Sokrates gestorben war, wurde die Verwirrung immer größer in Griechenland. Es war ein Schauplatz, der für alle Gattungen des Ehrgeizes offen stand, und man konnte sogar nicht leicht ohne Schaden einen Zuschauer abgeben. Die Nachfolger dieses Philosophen eiferten um das Reich des Verstandes, und waren noch im Streite begriffen, als die Nachfolger Alexanders das Reich der Waffen sich einander wechselsweise aus den Händen rissen. Das Land wur-

de

de zugleich von Rednern, Sophisten, Philosophen, und Soldaten beunruhiget.

Es gab kein Vaterland war. Die Zeit war verstrichen, wo man auf der Bahne der Miltiades, Themistokles, Aristides, u. s. w. der Glückseligkeit nachgieng. Man wollte sie erhaschen, ohne Bürger zu seyn, und alle Schulen bothen sich an, den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen.

Unterdessen suchten die besten Geister die Gemüthsruhe in einem verborgenen Leben, nachdem sie sich der Geschäffte entschlagen hatten, um Meynungen zu studiren: denn sie waren überzeuget, daß man sich eben so wenig in die Sekten, als in die Spaltungen der Republiken einmischen mußte. Fürwahr, gleichwie sie bedaurten, daß sie keine Bürger seyn konnten, so hatten sie auch zu befürchten, Philosophen zu werden.

Eine vollkommene Ruhe schien also der glücklichste Zustand zu seyn: und selbst diese Denkensart war ein Unglück, worein man durch die Umstände verleitet worden war. Aber die Philosophen, die sich im Denken nach ihrem Zeitalter richten, auch alsdann, wann sie sich schmäucheln, dasselbe aufzuklären, glaubten an dieser Ruhe den Grund der Glückseligkeit zu sehen, und sprachen viel von den Mitteln, sich dieselbe zu verschaffen.

Die Philosophie nahm dann eine neue Gestalt an, und hatte gleichwohl nichts neues zu sagen. Im Grunde waren es immer die alten Begriffe;

sie

sie bezogen sich bloß auf eine Glückseligkeit, die man sicherer versprach, und weniger als jemals erreichte. Dieß war der Grund jener Veränderung, die ich noch zu entdecken habe. Der Schwärmgeist einer falschen Weisheit, eine Maske von Tugend, ein Bart, und ein Stab waren alles, was in dem Zeitalter, von welchem ich reden will, eben jene Augen an sich zog, die sich ehemals auf Aristides und Themistokles geheftet hatten.

Die geringste Betrachtung über die Fakultäten des Menschen ist erklecklich, um jenes Schattenbild von Glückseligkeit zu vernichten, welche die Philosophen in einer vollkommenen Gemüthsruhe zu finden glaubten. Wir haben Bedürfnisse. Aus diesen Bedürfnissen entstehen nothwendiger Weise Furcht und Begierden. Aus der Furcht und den Begierden entsteht auf gleiche Art die Nothwendigkeit zu handeln: und wir sind glückselig, wenn unsre Handlungen nach unsern Pflichten geordnet sind; unglückselig, wenn sie davon abweichen. Unsre Furcht und unsre Begierden uns rauben, wie Pyrrho that, heißt uns vernichten. Deßhalben sagte auch dieser richtigschließende Philosoph, Leben und Tod sey einerley Sache; und wann man ihn fragte, warum er nicht stürbe, gab er zur Antwort: eben deßhalben, weil Leben und Tod einerley Sache sind. Seine Antwort war witzig; und das ließ man für Philosophie gelten.

Zween andere Philosophen wagten es auch, den Weg zur Glückseligkeit zu zeigen, und waren eben so schlechte Wegweiser als Pyrrho. Sie wurden zu gleicher Zeit, wie dieser, der älter war als sie, dreyhundert Jahre vor Christi Geburt berühmet. Ihre Gemüthsart war ganz entgegengesetzt, und sie suchten eine vollkommene Gemüthsruhe durch ganz unterschiedene Mittel. Zeno von Citium, einer Stadt auf Cypern, hatte eine schwermüthige Laune und eine starke Einbildungskraft, und dachte sich erhabene, aber traurige und strenge Grundsätze aus; indessen daß Epikur, ein sanftmüthiger und gesellschaftlicher Mann, lauter wohllüstige Lehren zu geben schien. Dieser richtete sich nach den Sitten seiner Zeit, und mußte aus diesem Grunde Beyfall finden; jener stritt offenbar dagegen, und mußte auch Erstaunen und Beyfall erwecken. Beyde erwarben sich eine große Menge von Anhängern, und stifteten zwo Sekten, die beständig gegeneinander eifersüchtig und im Streite waren.

Zeno hatte Krates den Cyniker, Stilpon und Diodor Kronus von der megarischen Sekte, Xenokrates und Polemon aus der Akademie zu Lehrmeistern. Er verlegte sich Anfangs auf die Dialektik, weil sie dortmals das Lieblingsstudium der Griechen war. Nachmals unternahm er es ein System aufzustellen, welches einer Sittenlehre zum Grunde dienen sollte, wovon ihm die Cyniker die ersten Sätze beygebracht hatten. Er sah sich zu diesem Ende in allen Sekten um, und

schöpfte vorzüglich aus Heraklitus und Plato. Man darf noch sagen, er habe viel dem Epikur zu verdanken gehabt: denn man wird Meynungen gewahr, die er, wie es scheint, nur deßhalben angenommen hat, weil er ihn bestreiten wollte. Er hielt in einer Halle zu Athen seine Schule, und daher haben seine Anhänger den Namen Stoiker erhalten.

Vor allen Dingen, sagte Zeno, war das Chaos da, und die Welt ist nichts anders, als das entwickelte Chaos. Es besteht aus zweyen Grundwesen, von denen eines wirksam, das andere leidend ist. Jenes ist eine Seele, die in ihm wirket, und es in Bewegung setzt; dieses ist die Materie, die in sich selbst zu allen mannigfaltigen Formen gleichgültig ist. Aus diesen zweyen Grundwesen entsteht ein einziges Ganzes, welches die Allgemeinheit der Dinge enthält, und in einem unermeßlichen Raume dahinschwimmt. Es ist ein Thier, das aus einem Körper und einer Seele besteht, und dieses Thier ist im eigentlichen Verstande Gott.

Die Seele dieses Ganzen ist der Aether, jenes Feuer, das in der obersten Himmelsgegend, im Umkreise der Himmel wohnet, und von da aus sich in die ganze Natur ergießt. Der Körper ist jene rohe Materie, welche unfähig ist die Bewegung mitzutheilen, aber fähig, dieselbe anzunehmen.

Diese Seele ist nicht außer ihrem Leibe; sie ist nicht außer der Welt. Sie ist in allem, was

wir sehen, und in allem, was wir nicht sehen. Sie ist ein erstes, ewiges, und unverwesliches Grundwesen, weil nichts aus Nichts entsteht, und nichts in Nichts verkehret wird. Sie ist aller Orte: sie erkennet alles: sie ordnet alles. Da sie die einzige Quelle aller Wirksamkeit und aller Vollkommenheit ist, so ist sie auch unendlich vollkommen.

Sie war erstlich im Chaos eingehüllet, und sie hat dasselbe nicht aus einer freyen Handlung ihres Willens entwickelt. Aber da sie aus ihrer Natur immer wirksam ist, so hat sie endlich den Widerstand der Materie überwunden, und diese Welt ist nur das Resultat von der Wirksamkeit des thätigen Grundwesens auf das leidende Grundwesen.

Da diese Seele nothwendiger Weise immer ihre gleiche Wirksamkeit hat, unterhält sie dadurch die Ordnung, die sie einmal festgestellt hatte: durch sie allein wird alles erhalten.

Sie wirkte von Ewigkeit her, und das Chaos fieng an sich zu entwickeln. Sie fuhr zu wirken fort, und das Chaos entwickelte sich besser; und weil ihre Wirksamkeit immer gleich war, kam endlich die Welt völlig zu Stande.

Ihre Wirksamkeit hat allezeit ein Verhältniß mit dem Zustande der Dinge. Was in einem Augenblicke hervorgebracht wird, wurde schon durch jenes vorbereitet, das im vorhergehenden Augenblicke hervorgebracht worden ist; und also

weiterfort, bis auf die erste Entwicklung des Chaos zurück.

Es giebt also in der Welt eine Kettenreihe von Ursachen und Wirkungen: folglich sind die Dinge in jedem Augenblicke das, was sie seyn sollen; sie könnten nicht anders seyn, als wie sie sind. Diese Kettenreihe ist das Schicksal, dem alles unterworfen ist, nicht allein die Materie, sondern auch jene Seele, welche das wirksame Grundwesen von allen Dingen ist. Denn Gott kann nichts thun, als was aus dem folget, was er schon gethan hat.

Die Welt oder Gott, wie wir gesagt haben, begreift alles in sich, was in dem Raume da ist. Es giebt also nichts außer ihm, was die Macht hätte, ihn zu nöthigen. Er handelt allein aus seiner Natur: er nöthiget sich selbsten und deßhalben ist er frey.

Diese Freyheit erstrecket sich auf alle Theile der Welt, und folglich auf den Menschen. Denn gleichwie das Schicksal jenen, der sich widersetzet, mit Gewalt dahinreißt, also leitet es nur denjenigen, der ihm willig folget. Der Mensch gehorchet wie ein Thier, welches an einer Schnur, woran es gebunden ist, folget, weil es gern folgen will; welches aber gleichwohl folgen müßte, wenn es auch nicht wollte.

Die Materie ist ewig. Sie nimmt weder zu, noch ab, weil nichts aus Nichts entsteht, und nichts in Nichts verkehret wird. Sie ist unwandelbar in ihrem Ganzen, in ihrer Wesenheit, und

verändert sich jeden Augenblick in jedem Theile. Sie ist beschränket, weil sie von einem unermeßlichen Leeren umgeben ist: aber ihre kleinsten Theilchen sind theilbar bis ins Unendliche, und folglich sind sie fähig, eine unendliche Zahl verschiedener Formen anzunehmen.

Aus dieser Lage oder Veränderung entstehen alle Dinge. Alles kömmt von Gott, als von einem Samen her, der alles in sich begreift. Er ist eine erzeugende Ursache, welche die vier Elemente, die Erde, das Wasser, die Luft, und das Feuer hervorbringt.

Diese Elemente vermischen und verwechseln sich auf unendlich viele Arten. Was in einem Körper sich nicht mehr befindet, ist in einen andern übergegangen. Da geht ein beständiger Umlauf vor; aber indessen das jede Sache aufhöret, das zu seyn, was sie gewesen ist, bleibt die Materie überhaupt immer die nämliche.

Mitten unter diesen Verändrungen schwingt sich das Feuer, weil es leichter ist, an den äußersten Umkreis empor, von dannen es gegen den Mittelpunkt zurückfließt, und alles durchdringt, alles beseelet.

Das wirksame Grundwesen nimmt verschiedene Namen an, je nachdem man es verschiedentlich betrachtet. In der Luft ist es Jupiter; im Feuer Vulkan; in der Erde Vesta. Man nennet es die Welt oder die Natur, wenn man alles, was da ist, betrachten will; man heißt es das Schicksal, um die Kettenreihe der Ursachen

und Wirkungen genauer auszuzeichnen; endlich nimmt es die Namen der Götter an sich, die sich in allen Theilen des Weltalls ohne Zahl vervielfältigen: denn diese Seele, welche das Chaos entwickelt hat, ist aller Orte zugegen.

Die Gestirne sind mit der Verstandskraft begabet, weil sie von Feuer sind, und überdas sich regelmäßig bewegen. Sie sind Götter, denen die Zukunft bekannt ist, und welche sie sogar durch sichere Zeichen vorherverkündigen. Denn ihre Wirksamkeit ist mit allem verbunden, weil alles mit einander verbunden ist.

Die Welt ist kugelförmig, und die Erde steht im Mittelpunkte. Die Ausdünstungen des Erdballes ernähren die Gestirne. Sie werden erschöpfet werden, und da das Feuer alles verzehret, soll die Welt in Jupiter wieder aufgelöset werden. Alsdann wird dieser Gott eine Zeit lang in sich selber ausruhen; er wird sich in seine eigener Gedanken versenken. Gleichwohl wird er seine vorige Wirksamkeit wieder annehmen, und das Chaos auf ein Neues entwickeln. Also ist die Welt entstanden, um zu vergehen; sie wird vergehen, um neuerdings zu entstehen, und diese Verändrungen werden ohne Ende mit einander abwechseln.

Also erklären die Stoiker die Erzeugung der Dinge. Zum wenigsten ist dieses der Grund ihres Systemes. Man wird daran die Grundsätze erkennen, die man schon anderswo gesehen hat.

Zeno, wie ich gesagt habe, war ein Schüler des Krates gewesen. Er fand Geschmack an seiner Lehrart, und that beynahe nichts anders, als daß er den Cynismus aus dem Cynosargus in die Halle hinüberbrachte. Ja, er behielt sogar die Kleidung seines Lehrmeisters ohngefähr bey. Der Hauptunterschied, den man zwischen den Cynikern und Stoikern beobachtet hat, besteht in dem Endzwecke, den sie sich vorsetzen: und dabey ist noch dieser Unterschied sehr spitzfindig. Jene, sagte man, wollen über die Natur hinausgehen, und diese wollen die Natur bändigen.

Wie es auch immer seyn mag, so hat sich doch Zeno nicht bey der Sittenlehre allein aufgehalten. Er war allzu ehrbegierig, sich einen Namen zu machen, um nicht in allen Gattungen Versuche zu wagen. Er wollte dann, wie die übrigen, die Erzeugung der Dinge erklären; und unter den angenommenen Grundsätzen wählte er jene heraus, die seiner Sittenlehre zur Grundstütze dienen konnten.

Er sagte, der Mensch, welcher aus einem Körper und einer Seele besteht, sey das Ebenbild Gottes; und das ist nicht zu bewundern: denn es ist augenscheinlich, daß er Gott nach dem Ebenbilde des Menschen gestaltet hat.

Wenn unser Körper, nach seiner Meynung, aus einer rohen Materie gestaltet ist, so ist die Seele dagegen ein Theilchen der Gottheit, ein Funke jenes himmlischen Feuers, das die Gestirne in Bewegung setzet.

Weil aber die Fibern unsers Körpers der Wirksamkeit eines so mächtigen Grundwesens nicht widerstehen könnten, so wird jenes Feuer, da es durch die Luft herabkömmt, ein wenig abgekühlet, und durch dieses Mittel unsern schwachen Hülfsgliedern angepasset.

Der Mensch hängt an dem Ganzen, wovon er einen Theil ausmachet: er richtet sich nach den nämlichen Gesetzen. Seine Seele ist, wie Gott, dem Schicksale unterworfen, und gleichwohl frey, wie er. Denn da sie ein Theilchen der Gottheit ist, so wirket sie allein nach der Natur, welche ihr eigen ist; und sie nöthiget sich selbst zum Wirken, wie Gott.

Sie ist also nicht frey in jenem Verstande, daß sie etwas thun oder nicht thun könnte, also daß ihre Handlungen lediglich gleichgültig wären; sondern sie ist es in dem Verstande, daß sie dem Schicksale freywillig gehorchet, welchem sie auch gehorchen würde, wenn sie es gleich nicht wollte.

Diesem Gesetze muß man sich unterwerfen. Uns kömmt es nicht zu, der Natur Vorwürfe zu machen. Es geschieht nur, was geschehen soll. Folglich ist es weise gehandelt, wenn wir dulden, was wir nicht verhindern können; und wenn wir ohne Murren dem Gotte folgen, der uns leitet, und der mit uns das Ganze leitet, wovon wir ein Theilchen sind.

Die Pflicht des Weisen ist dann, daß er sich mit dem Ganzen enge verbunden halte. Die

Welt ist für ihn nur eine Stadt, ein Vaterland, eine Familie. Er betrachtet sich niemals allein. Was sich immer begeben mag, so fehlet ihm doch nichts, weil er weiß, daß alles zur Vollkommenheit des Ganzen abzielet. Anstatt zu verlangen, daß sich die Dinge nach seinem Willen richten sollten, begehret er nichts anders, als daß sie geschehen, wie sie geschehen, und er ist glückselig. Also lebet er nach der Ordnung der Welt, nach der Natur, nach Gott, nach der Tugend: denn all dieses ist einerley unter verschiedenen Ausdrücken.

Nach diesen Grundsätzen betrachtet der Weise das Gute und Böse nur in Absicht auf das Ganze. Was er dazu dienlich findet, ist gut; was er dazu undienlich finden würde, das ist böse.

Folglich sind Vergnügen und Freude, Schmerz und Verdruß im wahren Verstande nichts: denn diese Dinge betreffen nur den einzelnen Theil, und tragen zum Ganzen nichts bey.

Vergnügen und Freude sind zum allerhöchsten Nebendinge vom Guten; Schmerz und Verdruß sind Nebendinge vom Bösen. Allein der Weise hält sich mit Nebendingen nicht auf. Er hat keine Furcht und keine Begierde; nichts beweget ihn, nichts beunruhiget ihn, nichts setzet ihn in Verwirrung. Seine Glückseligkeit ist in ihm selbsten; er erwartet von außen weder Plage, noch Vergnügen: er ist ohne Leidenschaft.

Dieses System verleitet eigentlich nur zum Schwärmgeiste. Es enthält Grundsätze, die uns zum Erstaunen bringen können. Sie erhe-

ben uns über uns selbsten; und wir finden sie vortrefflich, weil sie uns größer vor unsern Augen machen. Zeno richtete sich im Aeußerlichen vollkommen darnach. Es war ihm leichter, den Schein einer erhabenen Weisheit an sich zu nehmen, als dieselbe wirklich zu besitzen; und er hatte an dem Scheine genug. Er mochte sich sogar, ohne Heucheley, für einen solchen Weisen ausgeben, weil er etwa glauben konnte, daß er es in der That sey. Seine starke Einbildungskraft, seine traurige Gemüthsart, die Lobsprüche, und selbst die Widersprüche verleiteten ihn allgemach diese Rolle zu spielen, und vieleicht mit guter Meynung zu spielen.

Man muß gestehen, daß ein chimärischer Begriff von der Weisheit fähig ist, eine starkmüthige und herzhafte Seele außerordentlich zu erheben. Man hat schon mehr als ein Beyspiel davon gesehen. Aber die Falschheit dieser Grundsätze hat sich augenscheinlich entdecket, besonders an Leuten, die sich Stoiker nanuten, und die von ihrem Stifter nichts weiter behalten haben, als die blendenden Worte, den Gang, den Mantel, den Bart, und den Stab. Diese Sekte hat etliche große Männer und viele Heuchler hervorgebracht.

Wann die Stoiker in die Enge getrieben wurden, gestanden sie, daß kein Sterblicher jenen höchsten Grad der Weisheit erreichen kann, auf welchen sie die Glückseligkeit setzten; und daß nur

jener der Weiseste ist, der zum nächsten dahin kömmt: das ist, jener, der sich dem Stande der Unempfindlichkeit zum meisten nähert.

Wenn wir aber vollkommen unempfindlich wären, würden wir dann zu einer Empfindung der Glückseligkeit fähig seyn? Erklecket es nicht, um den Schmerz zu empfinden, daß er ein Uebel für uns sey? und wird es in unserer Macht stehen, ihn nicht zu empfinden, weil wir sagen, er sey kein Uebel für das Ganze?

Das sind die Gründe, welche die Stoiker der Sittenlehre der Cyniker haben anpassen wollen. Außerdem ist alles gleich zwischen diesen zwoen Sekten. Die Grundsätze sind ohngefähr einerley. Wenn sie im Munde des Cynikers übertrieben scheinen, so sind sie leichtfertig und kindisch im Munde des Stoikers. Da sich der Cynismus auf die Sittenlehre einschränket, so hat er mindstens den Vortheil, sich nicht in Grundsätze der Weltschöpfung zu verirren.

Zeno hat von der Vernunftlehre nicht besser geurtheilet. Er unterscheidet zween Theile in dieser Kunst, die Rhetorik und die Dialektik. Er hatte im Brauche die Rhetorik durch die offene Hand anzudeuten, weil sie sich gern ausbreitet; und die Dialektik stellte er durch die geballte Hand vor, weil sie die Begriffe gern zusammenzieht.

Er sagte, daß alle unsre Kenntnisse von den Sinnen herkommen; aber er sagte es nur, um dem Plato zu widersprechen. Außerdem hatte er keine Einsicht von diesem Grundsatze. Er hätte besser geschlossen, wenn er fähig gewesen wäre, denselben einzusehen, und die Folgen davon zu betreiben. Seine Dialektik war, wie bey den übrigen Philosophen, nur die Kunst Wörter zu misbrauchen.

Die Stoiker sind überhaupt sehr feine Sophisten gewesen: ihr Geschmack zu wunderlichen Sätzen nöthigte sie, dieses zu werden. Daraus, daß nach ihrer Meynung nur jenes gut ist, was sich auf den Nutzen des Ganzen bezieht, haben sie geschlossen, es gebe kein größers oder geringeres Gute, weil die Dinge zum Ganzen entweder nützlich oder unnützlich sind. Aus einer Folge zur andern sagten sie nachmals: es giebt also kein Mittelding zwischen Laster und Tugend; alle Fehler sind einerley; wer eine Tugend hat, der hat alle Tugenden; es giebt eigentlich nur eine Tugend, welche darinnen besteht, daß man dem Schicksale freywillig gehorchet.

Sie glaubten diese Wundersätze zu bestätigen, da sie ferner sagten: es giebt keine Wahrheit, die mehr als wahr ist; keine Falschheit, die mehr als falsch ist; kein Verbrechen, das mehr als Verbrechen ist. Man weiche viel oder wenig von dem Wege ab, den man wandeln soll, so ist man auf gleiche Art irre gegangen.

Endlich haben die Trugschlüsse der Stoiker in Kindereyen ausgeartet, wenn man sie nicht noch schlechter nennen will. Ich werde nur ein Beyspiel davon anführen. Maus ist eine Sylbe. Nun hat eine Mause den Käse gefressen. Folglich hat eine Sylbe den Käse gefressen. Man denke sich dergleichen Sätze im Munde jener Philosophen, die auf ihre Weisheit stolz thaten, und mit allen übrigen sagten, die Philosophie sey die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge.

Zeno brachte sich, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, selbst ums Leben, nachdem er einen Fall gethan, wobey er sich einen Finger gebrochen hatte. Die Stoiker hatten zum Grundsatze: Leben und Tod seyn unter der Zahl der gleichgültigen Dinge; die Seele des Weisen kehre zum himmlischen Feuer zurück, von dem sie ihren Ursprung hat; und er müsse aufhören zu leben, wann er aufhöret, dem Ganzen nützlich zu seyn. Was die Seelen der übrigen Menschen betrifft, ließ er sie eine Zeit lang in der Luft herumirren, von dannen er sie in den Mond führte, um ihre Reinigung zu vollenden. Aber ich halte den Leser zu lange mit diesen nichtswürdigen Tändeleyen auf.

Die Nachfolger des Zeno, welche noch den größten Ruhm gehabt haben, sind Kleanthes, Chrysippus, und Posidonius gewesen. Diese

Sekte hat unter den Römern berühmte Anhänger gehabt.

XXIV. Kapitel.

Betrachtungen über die Glückseligkeit, und über die Meynungen der Philosophen in diesem Punkte.

Eh ich zu Epikuren fortschreite, von dem ich noch zu reden habe, halte ich für schicklich, die verschiedenen Meynungen der Philosophen von der Glückseligkeit mit einem Blicke zu überschauen, und zu betrachten, was für Begriffe wir selbst uns davon machen sollen.

Man unterscheidet zwo Gattungen von Vergnügen: der Seele, und des Leibes. Aber obschon diese Unterscheidung auf den ersten Anblick natürlich scheint, so giebt sie doch sicherlich keine recht bestimmten Begriffe.

Vergnügen kömmt nur empfindsamen Dingen zu. Es giebt also kein Vergnügen für den Körper.

Alles Vergnügen ist die Wirkung von irgend einer Bewegung in den Hülfsgliedern; und diese Bewegung geht entweder in den äußerlichen oder in den innerlichen Hülfsgliedern vor.

Wenn die Bewegnng in den äußerlichen Hülfsgliedern geschieht, so heißt es, das Vergnügen

komme

komme dem Körper zu: wann sie in den innerlichen Hülfsgliedern geschieht, so saget man, es komme der Seele zu. Es ist augenscheinlich, wenn das Vergnügen in einem von diesen Fällen dem Körper zukäme, so würde es ihm in beyden Fällen zukommen. Eine so unrichtige Unterscheidung hat zu vielen schlechten Vernunftschlüssen Anlaß gegeben. Wir wollen versuchen, genauere Begriffe zu erlangen.

Was wir immer in uns wahrnehmen können, ist im Grunde nichts andars, als verschiedene Arten zu empfinden, und die Empfindungskraft nimmt mancherley Formen an sich. Von ihr kommen alle unsere Begriffe, alle unsre Vergnügen, alle unsre Fakultäten her. Wie sie sich verhältnißmäßig entwickelt, so entwickelt sich mit ihr unser Wesen; es erweitert sich, also zu reden, und die angenehmen Empfindungen vervielfältigen sich.

Einige dieser Empfindungen beschränken sich auf das, was in uns vorbeygeht, wann die Empfindungskraft einzig und allein durch die Wirkung der Gegenstände auf die Sinne ihre Richtung erhält. Ich werde sie Vergnügungen der Empfindungskraft heißen. Andere erstrecken sich auf das ganze Empfindungsvermögen: sie beschäfftigen dasselbe gänzlich: sie bestehen in der Anstrengung aller Fakultäten. Ich will sie Vergnügungen der Denkungskraft nennen. Alle angenehme Empfindungen können auf diese zwo Klassen bezogen werden.

Als Themistokles bey den öffentlichen Schauspielen ankam, war der Anblick, der sich ihm anboth, erstlich nur eine Vergnügung der Empfindungskraft. Als er aber bemerkte, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, da kam ihm die Schlacht bey Salamine wieder ins Gedächtniß: er sah, daß er von den Griechen geliebet, von den Fremden hochgeschätzt, und sein Name durch die ganze Welt bekannt, und bis auf die entferntste Zukunft berühmt gemacht wurde. Es schien, als ob die Empfindungen jener ganzen Volkesmenge, von der er umgeben war, sich in ihm eben so schnell vereinigten, als der Blick, der ihre Empfindungen ausdrückte. Diese Vergnügung der Denkungskraft ist ohne Zweifel die allerkostbarste: und sie ist es nur deßhalben, weil sie die ganze Seele in Bewegung setzet, indessen daß die andre nur über sie weggeglitten ist.

Nachdem wir diese Unterscheidung gemachet haben, wollen wir zusehen, wie wir angetrieben werden, immer eine Vergnügung zu suchen.

Das Bedürfniß ist nichts anders, als die Vermissung einer Sache, welche wir für nothwendig halten, oder wenigst im Dunkeln empfinden, daß sie uns nothwendig sey. Es ist mit einer Unbequemlichkeit oder Unruhe verbunden, welche den Fakultäten der Seele oder des Leibes nach einem Gegenstande die Richtung giebt; und dadurch entstehen die Begierden und die Leidenschaften.

Man kann auf gleiche Weise Bedürfnisse der Empfindungskraft und Bedürfnisse der Denkungskraft unterscheiden. Die Unbequemlichkeit, die wir durch jene erfahren, scheint nur auf ein Hülfsglied beschränket zu seyn: von dieser Art ist die Empfindung des Hungers. Dagegen scheint die Unruhe, welche mit den letztern verknüpfet ist, alle Fakultäten in Bewegung zu setzen, sich mit der Seele allenthalben auszugießen, und den ganzen Umfang des Körpers zu erfüllen. Von dieser Art ist das Verlangen nach Hochachtung in einer starkmüthigen und herzhaften Seele.

Diese Unbequemlichkeit, diese Unruhe sind eine Plage, ein Anfang von Schmerzen. Dauren diese Empfindungen fort, so werden sie grausame Peinen und Martern, welche zum Grabe führen können.

Es ist schon eine gute Sache, wenn man diese Unbequemlichkeit zerstreuen kann. Aber der Genuß des Gegenstandes, nach dem man verlanget hat, vermehret die Gutthat und die angenehmen Empfindungen, welche nach jenem Verhältnisse lebhafter sind, in welchem sie mehr in der Denkungskraft als in der Empfindungskraft ihren Sitz haben. Regulus geht einem gewissen Tode entgegen; er stirbt unter Martern. Gleichwohl hat er etliche Tage viel Ehre genossen, und diese Tage sind köstlicher für ihn, als ein längeres Leben, in welchem er das Bedürfniß dieser Ehre beständig gefühlet hätte, ohne daß er es jemals hätte befriedigen können. Darinnen besteht

besteht die Glückseligkeit. Denn man ist in der That glückselig, so oft man ein Bedürfniß durch angenehme Empfindungen, verdränget: und wenn dieses Bedürfniß überaus groß, wenn die Empfindungen überaus lebhaft gewesen sind; was bleibt noch zu wünschen übrig? Man hat schon genug gelebet.

Die Lagen, worinnen sich Regulus befand, treffen selten ein. Aber die Umstände in denen wir uns befinden, mögen beschaffen seyn, wie sie immer wollen, so ist doch gewiß, daß wir mehr oder weniger glückselig sind, so oft wir Bedürfnisse oder angenehme Empfindungen haben. Zur Glückseligkeit werden dann Bedürfnisse, und Mittel sie zu befriedigen, erfodert. Bey Bedürfnissen, die man nicht befriedigen kann, ist man unglückselig: man wäre es auch bey einem Ueberflusse, der allen unsern Bedürfnissen zuvorkäme, und uns keine Zeit ließe, sie zu empfinden. Die ganze Glückseligkeit, die wir erwarten können, besteht dann in der Abwechslung der Bedürfnisse, die man empfunden hat, mit dem Genusse, und des Genusses mit andern Bedürfnissen, die man empfindet, um wieder den Genuß zu erlangen.

Der Reichthum eines Staates besteht eigentlich in Lebensmitteln, die verzehret, und wieder erzeuget werden, um wieder verzehrt zu werden. Das ist das Bild unserer Glückseligkeit: vermissen, und erlangen, wieder vermissen, und wie-

der erlangen; und also durch unser ganzes Leben fort.

Jene vollkommene, unveränderliche Gemüthsruhe, wovon die Schulen in Griechenland erschollen sind, ist dann ein bloßes Blendwerk, womit sich die Schwärmer bethörten; und ihre Ereiferung beweist allein, daß sie nicht glückselig waren.

So lange Griechenland beschäfftiget war, sich mit Gesetzen zu versorgen, stritt man um die Glückseligkeit nicht; aber man suchte sie mit gutem Erfolge: und wenn man gefraget hätte, in was sie bestünde, so glaube ich von den Weisesten diese Antwort zu hören: **Darinnen daß man in einer gut verwalteten Republik ein guter Bürger ist.**

Zu den Zeiten des Sokrates fieng das Streiten um die Glückseligkeit an: zu jenen Zeiten, wo die Griechen von ihren vorigen Tugenden ausgeartet sind, und aufgehört haben, Bürger zu seyn; wo die verdienstvollen Männer auf die Seite gesetzt wurden, und ihrem Vaterlande nicht mehr dienen dorften; wo schlecht verwaltete Republiken durch wechselseitigen Haß sich entzweyten; und wo Sparta selbst im Begriffe war, verderbet zu werden.

Neue Unordnungen wurden auf diese Verwirrungen gehäufet, und nahmen mit jedem Tage zu; und die Griechen, welche sich außer dem Wege zur Glückseligkeit befanden, wichen beständig weiter davon ab. In diesen Umständeu war

es

es natürlich, daß sie mit größerer Begierde, als jemals, die Glückseligkeit suchten; und weil sie dieselbe vergeblich suchten, war es auch natürlich, daß viele Streitigkeiten darüber entstunden.

Sokrates überließ den Göttern die Betrachtung der Natur, und wollte, daß sich der Bürger auf die brauchbaren Kenntnisse, und auf dieses wirksame Leben beschränken sollte, welches ihn sein eigenes Wohl im allgemeinen Besten finden läßt. Wissen, was Pflicht ist zu wissen; lieben, was Pflicht ist zu lieben: das war der einzige Endzweck seiner ganzen Sittenlehre. Ein Heyde hätte gewiß nichts besseres für die menschliche Glückseligkeit lehren können. Aber die Griechen waren nicht mehr im Stande, dergleichen Lehren anzunehmen.

Die Absicht des Sokrates schloß eben das Studium der Künste und nützlichen Wissenschaften nicht aus. Gleichwohl muß man gestehen, daß dieser Philosoph die Meßkunst, die Sternkunde, die Naturlehre nicht genug gelten ließ. Vieleicht hat er diese Wissenschaften nach jener Art beurtheilet, mit der man sie trieb, und deßhalben sah er nicht allen Nutzen vor, der daraus entstehen konnte.

Er hatte in seinem Lehrbegriffe zween Gegenstände: erstlich, daß wir die Glückseligkeit in einem wirksamen Leben suchen sollen, welches ganz auf die Tugend gerichtet ist; zweytens, daß wir von tiefsinnigen Betrachtungen abstehen sol-

len, weil es für uns unmöglich ist, die Natur der Dinge zu erkennen.

Antisthenes, der von dem erstern Gegenstande noch mehr eingenommen war, verwarf alles, was ihm überflüßig schien; und unsre meisten Bedürfnisse waren in seinen Augen nur Zerstreuungen, die uns vom Wege der Tugend ableiten.

Aristipp dagegen machte den zweyten Gegenstand zu seiner Hauptbeschäfftigung. Ich weiß nicht, sagte er, was die Dinge in sich selbsten sind: ich weiß nur, daß ich angenehme oder unangenehme Empfindungen von ihnen erfahre. Dieses allein ist wesentlich für mich. Ich muß also bedacht seyn, mir Vergnügen zu verschaffen, und ich werde glückselig seyn, wenn ich es zu Stande bringe.

Diese Philosophen beschäfftigten sich allein mit der Sittenlehre: folglich fiel ihnen nicht ein, daß die Glückseligkeit von dem wirksamen Leben abgesondert werden könne. Die Dialektiker, die an Spitzfindigkeiten gewöhnet waren, konnten es nicht auf die gleiche Art ansehen. Deßhalben setzte Euklides von Megara die Glückseligkeit in einen einzigen, einförmigen, und allezeit gleichen Zustand.

In dem wirksamen Leben ist die Seele, nach der Meynung des Plato, der Materie unterworfen; sie ist immer in Bewegung, immer in Unruhe. In der Betrachtung dagegen entwischet sie ihrem Gefängnisse, genießt ihrer selbst, hat Genügen

nügen an sich, entdecket die Kettenreihe der Ursachen und Wirkungen, umfasset das ganze Weltsystem; und darinnen besteht die Glückseligkeit.

Dieser Philosoph zählte die Vorzüge der Gestalt uud des Reichthums nicht unter die Güter. Er glaubte nur, daß sie durch den Gebrauch, den ein tugendhafter Mensch davon machet, zur Glückseligkeit beyhelfen können. Wenn man aber bedenket, daß diese ganze Tugend auf nichtsbedeutende Kenntnisse eingeschränkt ist, und das wirksame Leben ausschließt, so weiß man nicht recht, was Plato sagen will.

Aristoteles behauptete, daß die Gaben des Verstandes, der Gestalt, und des Glückes einen Theil der Glückseligkeit ausmachen sollten. Wenn er zu viel begehrte, so verlangte er mindstens ein wirksames Leben, und hierinnen kam er dem Sokrates etwas näher.

Nach allen diesen Versuchen fiel es dem Pyrrho ein, die Glückseligkeit in eine vollkommene Gemüthsruhe zu setzen, und Zeno suchte diese Gemüthsruhe in einem Zustande, wo der Weise vollkommen unempfindlich wäre.

Die Frage von der Glückseligkeit hat endlich die Philosophen so sehr herumgerissen, daß man behaupten will, man habe hierüber bis zweyhundert acht und achtzig verschiedene Meynungen gezählet. Das ist: glückselig seyn hieß bey einigen ein Stoiker, bey andern ein Akademiker werden, und die Meynungen wurden mit jeder

Sekte vervielfältiget. Die Griechen hätten sich nicht so weit verirret, wenn sie den Miltiades, Themistokles, Aristides, Epaminondas, Aratus, gefolget wären.

XXV. Kapitel.

Von Epikuren.

Epikur kam zu Gargetium in Attika, 342. Jahre vor Christi Geburt auf die Welt. Er schlug im sechs und dreyßigsten Jahre seines Alters zu Athen seine Wohnung auf, und weil alle öffentliche Plätze von andern Philosophen schon besetzet waren, kaufte er ein Haus, um welches er einen Garten anlegte, und darinnen lebte er mit seinen Schülern.

Alle Sekten, die zu Athen Schule hielten, eiferten wider die Wohllust, und das Publikum gab ihnen Beyfall: nicht eben, weil es diese Lehre gern hörte, oder etwa dieselbe begriff; sondern es gab seinen Beyfall, weil es in Bewunderung gesetzet war. Die Pralerey jener sogenannten Weisen machte ihm einen Dunst vor die Augen, und überdas fand es seine Kurzweile bey ihren Zänkereyen.

Epikur setzte die Glückseligkeit in die Wohllust: dadurch schien er sich in die Sitten seiner Zeit zu richten, und bestritt zugleich die Philosophen, die man bewunderte. Mit diesen zweenen Ansprüchen

chen mußte er die Aufmerksamkeit des Publikums an sich ziehen; und er zog sie auch wirklich an sich.

Nichsdestoweniger war dieses Wort in seinem Munde nur eine Lockspeise; denn nach seinen Grundsätzen konnte man die Wohllust nur in der Ausübung der Tugenden finden. Gleichwohl lief man ihm zu: man hörte ihn an. Man ließ sich durch die Zauberkunst seiner Wohlredenheit rühren. Die Tugend, die er herausstrich, schien dadurch neue Reizungen zu erhalten: und die Schule dieses Philosophen wurde bald eine der berühmtesten.

Er war ein Feind von der heimlichen Lehrart: er liebte die Deutlichkeit, und rühmte sie an: er wollte nur reden, um verstanden zu werden, und er wäre allezeit deutlich geblieben, wenn er sich nicht angemaßt hätte, die Erzeugung der Dinge zu erklären.

Er hatte den Misbräuchen der Dialektik nachgedacht, und er hat besser, als irgend einer von den Alten, gemerket, wie sehr unsre Kenntnisse von den Sinnen herkommen. Er wußte in unsern Empfindungen zwey Dinge zu unterscheiden: die sinnliche Bemerkung, die allezeit wahr ist, weil sie nichts versichert, als was wir empfinden; und die Beurtheilung, welche falsch seyn kann, wenn wir nach unsern sinnlichen Bemerkungen urtheilen, was die Dinge in sich selbsten sind. Deßhalben nimmt er das Zeugniß der Sinne an, wenn von dem blößen Scheine die Rede ist;

und also muß man ihn verstehen, so oft er zu sagen scheint, daß die Gegenstände jene Gestalt und Größe haben, die wir an ihnen sehen. Aber wir wollen ihn erstlich in der Sittenlehre betrachten, weil er in dieser Wissenschaft zum vernünftigsten geschlossen hat.

Das Vergnügen ist der Beweggrund oder der Endzweck aller unserer Handlungen. Weh demjenigen, der es nicht in der Tugend suchen wollte! Was hat auch in That der tugendhafte Mensch für eine herrlichere Eigenschaft, als daß er sein Vergnügen in seinen Pflichten findet, und daß er es sonst nirgends antrifft? Wir suchen also die Tugend um des Vergnügens willen, weil sie uns gefällt, und besser gefällt, als andere Vergnügungen, die wir für sie aufopfern.

Diese Wahrheit ist sehr einfach. Gleichwohl findet man in den Philosophen, die vor Epikuren gelebet haben, keine Spur davon; und nach ihm hat sie sehr vielen Widerspruch erfahren. Einerseits verlangten die Stoiker, daß man die Tugend um ihrer selbst willen lieben sollte; und das Vergnügen und der Schmerz waren nichts nach ihrem Sinne. Anderseits war die Wohllust, auf welche die Cyrenaiker alles bezogen, nur ein Vergnügen der Empfindungskraft; und um sie zu genießen, erlaubten sie sich alles ohne Unterschied, was einen lebhaften und angenehmen Eindruck machen kann. Diese Lehre würde eine Quelle von Ausschweifungen in der Gesellschaft, und von

Ge-

Gewissensbissen in dem Menschen seyn, der so unvernünftig wäre, daß er ihr folgete.

Die Wahrheit ist das Mittelding zwischen diesen zwoen Meynungen. Epikur zeigte es an, und unterschied zwey Dinge in der Wohlluſt: die Befreyung von Unruhe, Verwirrung, Plage, und Schmerzen; und die Empfindungen, welche uns im Augenblicke des Genusses, mit mehr oder minder Lebhaftigkeit, angenehm rühren. Fürwahr, es ist sicher, daß diese die einzigen Beweggründe sind, welche uns antreiben.

Epikur machte mit Grunde einen Unterschied zwischen diesen zweyen Dingen. Er stellte sich die erste als eine gelinde Wohlluſt vor, welche die Ruhe in der Seele verbreitet; und die zweyte als eine lebhafte Wohlluſt, die allezeit eine Wallung verursachet, und geschickt ist, Verwirrung zu stiften.

Jene soll immerdar der Hauptgegenstand unsrer Begierden seyn; und wir sind glückselig, so lange wir sie genießen. Diese machet die Glückseligkeit nicht aus: sie kann nur dazu verhelfen, so oft sie nothwendig ist, die Ruhe in der Seele herzustellen. Man darf sie also nicht um ihrer selbst willen suchen. Wenn man diese Unterscheidung recht merket, so wird man die Epikuräer mit den Cyrenaikern nicht vermengen. In der That zog Epikur aus diesen Grundsätzen die nachfolgenden Schlüsse.

„ Man muß die Glückseligkeit nicht im Wohl-
„ leben suchen: wenig kann die Bedürfnisse der
„ Natur befriedigen. Der Weise findet seine Be-
„ quemlichkeit in einem schlechten Gebäude: ein
„ gemeiner Zeug schützet ihn vor dem Ungemache
„ der Kälte; die Speisen, die zum leichtesten zu
„ bekommen sind, stillen den Hunger eben so gut,
„ als die seltensten.

„ Ein Großer, der sich aus all seinem Gepräng-
„ ge ein Bedürfniß machet, hintergeht nur die
„ Augen des Pöbels. Der Schein der Glückse-
„ ligkeit glänzet von außen; aber innerlich verzeh-
„ ret ihn die lange Weile. Er erliegt unter
„ der Last; er leidet, und darf sich nicht bekla-
„ gen.

„ Unter jenen, die sich nach der Hoheit seh-
„ nen, giebt es dann sehr wenige, welche wissen,
„ was sie verlangen. Sie bearbeiten und pla-
„ gen sich für überflüssige Dinge, die sie nicht
„ erhalten werden, oder wodurch sie nicht glück-
„ lich werden mögen.

„ Man muß eben nicht allezeit vom Ehrgeize
„ frey seyn. Es ist schön, wenn man mit Ein-
„ sicht, Muth, und Tugenden die vornehmsten
„ Stellen bekleidet. Die Ruhe, die ein Regent
„ in die Seele seiner Unterthanen ausgießt, kömmt
„ bald auch in die seinige; er wird durch die
„ Glückseligkeit anderer glückselig.

„ Zieh dich also selbst zu Rathe. Wenn du
„ alles hast, was du brauchest, um die Repu-

„ blik

„ blik zu regieren, so sey ehrgeizig: widrigen-
„ falls lebe von den Geschäfften entfernet.

„ Gleichwohl schmäuchle dir nicht, daß deine
„ Wahl, wenn sie auch die beste wäre, dich je-
„ mals vor aller Plage sichern könne. Wenn du
„ im Wirbel der Dinge mitbegriffen bist, wirst
„ du vergeblich wollen, daß dich nichts beunru-
„ hige. Alles reißt dich dahin, weil du mit al-
„ lem in Verbindung stehst.

„ Ist auf einem Schiffe, das die Wellen her-
„ umtreiben, ein Stand, wo man die Stösse
„ nicht empfinden kann? Wir dörfen also nicht
„ suchen, unempfindlich zu werden. Wir müs-
„ sen uns auf Uebel gefaßt machen: denn jeden
„ Augenblick sind wir von Verdrusse, Schwach-
„ heiten, Krankheiten bedrohet.

„ Der Weise schicket sich darein: er entschließt
„ sich ein Uebel zu dulden, um sich ein größeres
„ Wohl zu verschaffen; und ein Gut zu vermis-
„ sen, um ein größers Uebel zu vermeiden. Su-
„ chet er ein Vergnügen, so ist es ein verständiges
„ Vergnügen; und er findet es in der Mäßi-
„ gung. Da er mäßig lebet, erhält er die Ge-
„ sundheit seines Leibes, oder ersparet sich zum
„ wenigsten viele Schmerzen. Da er ein tugend-
„ hafter Bürger ist, so lieben ihn sein Vaterland,
„ seine Freunde, und selbst die Fremden. Wie
„ dann immer seine Lage seyn mag, so weiß er
„ sich jederzeit von einer Seite zu entschädigen.
„ Er ist freylich unglückselig im Leiden; aber er
„ ist es weniger als ein anderer. Er weiß, wie

„ sehr

„ sehr man ihn hochachtet und liebet: er sieht,
„ wie sehr die Bürger an seinem Leiden Theil neh-
„ men: er freuet sich der Sorgfalt einer Menge
„ von seinen Freunden; und diese Gedanken, die
„ er immer in seinem Gemüthe vor sich hat, flö-
„ ßen ihm eine lebhafte und kostbare Empfindung
„ ein, welche wenigst von Zeit zu Zeit seinen
„ Schmerzen zu lindern scheint.

„ Ein dauerhaftes Vergnügen ist nicht für den
„ Menschen gemacht. Wir wollen setzen, daß
„ die Natur, nach den unbedachtsamen Wünschen
„ derjenigen sich verkehre, die da glauben, eine
„ Befreyung von allen Sorgen würde uns glück-
„ selig machen: wir wollen alle Erdichtungen des
„ goldenen Alters, einen beständigen Frühling,
„ ein gesundes und immer heiteres Wetter, Früch-
„ te, die uns in die Hände wachsen, Felder,
„ die unsern Wünschen zuvorkommen, u. s. w.
„ als richtig annehmen. Alsdann würde man
„ ohne Künste, ohne Wissenschaft, ohne Studi-
„ ren, ohne Arbeit, mit einem Wort, ohne Be-
„ dürfniß jener Dinge, die uns itzt zu schaffen
„ geben, keine Lehren vonnöthen haben; ich wür-
„ de keine zu geben wissen: aber bald würde uns
„ ein Zustand verleiden, der von der Glückselig-
„ keit nur den Namen hätte, und wir würden
„ unsre Felder, unsre Pflüge, und unsre Lehren
„ wieder zurückfodern.„

Das ist der Inhalt von Epikurs Sittenlehre. Der Schluß, den man daraus ziehen mag, ist dieser, daß wir nur unsere Pflichten zu erfüllen haben,

haben, so werden wir, so wie wir sind, gut beschaffen seyn. Man sieht, daß dieser Philosoph von den Stoikern und von den Cyrenaikern gleich sehr unterschieden ist.

Ein Wort kann ein System in Aufnahme bringen. Als man von Wohllust hörte, lief alles dem Garten Epikurs zu. Noch ein anderes Wort half ihm auch zu seiner Absicht: die Gemüthsruhe, von der man in den Schulen der Stoiker und Sceptiker so vieles schwatzte. Es sagte dann dieser Philosoph mit ihnen, die Glückseligkeit bestehe in der Gemüthsruhe: aber er sagte es in einem ganz andern Verstande.

Weil er überzeuget war, daß wir nur zum Wirken, und folglich zum Empfinden und Glauben gebohren sind, dachte er nur unsre Empfindlichkeit und unsre Meynungen zu ordnen. Nun aber, die Ruhe, zu welcher er einlud, ist nichts anders, wie wir eben gesehen haben, als ein minder beunruhigter Zustand, wo der Weise sich mit dem Guten und Bösen verträgt, und suchet, was nützlich seyn kann, dagegen aber ausschlägt, was schaden mag. Die Worte: **Ruhe, Gemüthsruhe**, welche sehr in Brauch gekommen waren, schickten sich auf seinen Gegenstand, und er nahm sie deßhalben auch an.

Da er sich vorgenommen hatte, alle Furcht, die uns beunruhigen kann, auf die Seite zu schaffen, gab er sich sonderbar Mühe, die Furcht des Todes zu zerstreuen. „Was hast du zu verlieren, sagte er, wenn du unglücklich bist? Der Tod

wird

wird deinem Leiden ein Ende machen. Darfst du dir versprechen, daß dir die Zukunft günstiger seyn werde, als die vergangne Zeit gewesen ist? Siehst du nicht voraus, daß du mit den Jahren noch mehr verlieren wirst, und daß dich die Zeit nicht entschädigen werde? Bist du aber glücklich, hast du im Ueberflusse gelebet, hast du die meisten Vergnügungen genommen: was erwartest du noch weiter? Verlaß dieses Leben, wie man ein Gastmahl verläßt. Alles verleidet dir allmählig: was dir gefallen hat, gefällt dir nicht mehr; und dennoch hat die Natur keine neuen Vergnügungen mehr, die sie dir mittheilen kann. Du würdest dann mit Ekel immer die alten Dinge sehen, wenn du Jahrhunderte lebtest, und mit noch größerm Ekel, wenn du nicht stürbest. Gleichwohl muß ein anderer kommen, dem alles neu scheinen wird. Mache Platz, wie man dir Platz gemacht hat: laß einen andern für dich eintreten; du hast nichts mehr hier zu schaffen: du mußt sterben, damit ein anderer lebe. Also ergänzet die Natur ihren Verlurst wieder.„

Leucippus und Demokrit verlangten nichts weiter als Materie und Bewegung, um die Welt hervorzubringen. Epikur nahm ihr System an, und zog zwo Folgerungen daraus: erstlich, daß kein verständiges Wesen die Schöpfung des Weltalls angeordnet habe; zweytens, daß wir selbst, da wir nur das Resultat einer gewissen Anzahl von Atomen sind, die sich auf eine gewisse Weise zusammengefüget haben, aufhören zu seyn, wann

wann diese Zusammenfügung aufhöret. Alles stirbt dann in uns: folglich ist der Tod nichts; und nach diesem Leben haben wir nichts zu fürchten, gleichwie wir nichts zu hoffen haben. Das war der Beweggrund, den Epikur hatte, als er dieses System gewählet hat.

Wenn er besser erleuchtet gewesen wäre, so würde er dem Menschen, der seine Pflichten erfüllet, einen gerechten Gott vorgestellt haben, vor dem sich nur die Strafbaren zu fürchten hätten. Allein um alle Menschen auf gleiche Art furchtlos zu machen, ließ er den Zufall, das ist, ein Wort, das keinen Sinn hat, die Schöpfung des Weltalls anordnen. Mit diesem Worte wollte er, ohne eine verständige Grundursache, ein Werk herstellen, an welchem alles ein unendlich verständiges Wesen zu erkennen giebt. Die Atomen sind, jedes allein genommen, unfähig zu einer Empfindung, und er glaubte die Empfindung an ihnen herauszubringen, nachdem er sie auf eine gewisse Weise zusammengefüget hatte: als wenn diese Zusammenfügung, welche nur das Resultat verschiedener Lagen ist, worinnen sich die Atomen gegen einander befinden, der Grund des Denkens werden könnte. Ich will mich nicht aufhalten, die Ungereimtheit dieser Grundsätze zu widerlegen; und ich werde bloß das System von Epikuren vortragen, um die Geschichte von den Meynungen der Philosophen in Griechenland vollständig zu machen.

Alles, was da ist, machet das Weltall aus. Es ist allezeit da gewesen, und wird immerfort da seyn. Ja, es ist sogar unwandelbar, in dem Verstande, daß es nicht vermehrt werden kann, weil nichts aus Nichts entsteht, und daß es nichts verlieren kann, weil nichts vernichtet werden mag.

Nur zwey Dinge kann man daran unterscheiden: die Körper, von denen die Sinne das Daseyn bezeugen; und den Raum, worinnen sich diese bewegen. Der Theil jenes Raumes, den jeder Körper einnimmt, heißt Ort; und die Zwischenraume, die zwischen ihnen bleiben, heißen das Leere.

Wenn die Körper von einer endlichen Zahl in einem unermessenen Raume dahinschwämmen, so würden sie sich niemals vereinigen. Wenn die Körper unendlich, und der Raum beschränket wäre, so wäre nicht Ort genug, um sie zu enthalten. Es sind dann die Körper und der Raum auf gleiche Art unendlich.

Allein die Dinge, welche unter die Sinne fallen, werden erzeuget, nehmen zu, und sterben ab. Folglich giebt es Elemente, aus derer Vereinigung sie gestaltet werden, und derer Auflösung sie vernichtet.

Wenn nun diese Elemente, so weit man sie ausgedehnt denket, sich selbst auflösen könnten, so würden sie so lange sich theilen, bis sie aufhörten, ausgedehnt zu seyn. Es gäbe dann keine Körper mehr: die Körper würden zu Nichts werden. Folglich

schlie-

schließen wir, daß die ersten Elemente untheilbar sind. Wir wollen sie Atomen nennen.

Da die Atomen unauflöslich sind, so sind sie auch alle von gleichem Bestande; und sie sind nur in der Größe, in der Gestalt, und im Gewichte unterschieden. Die übrigen Eigenschaften, wie die Hitze und Kälte, kommen nur den empfindsamen Dingen zu, und diese sind allein die Wirkung von der Zusammenfügung der ersten Elemente.

Die Atomen bewegen sich durch eine inwohnende Kraft, die wir uns im Gewichte vorstellen. Das Leere kann ihnen keinen Widerstand entgegensetzen. Sie durchlaufen dann in einem Augenblicke den größtmöglichen Raum. Man kann also nicht sagen, daß einige mehr Schnelle als die andern haben.

Sie fallen im Anfange senkrecht und wagrecht hinab. Allein wenn sie fortführen sich auf diese Art zu bewegen, so würden sie niemals zusammentreffen. Man muß also nothwendig auch vermuthen, daß sie das Vermögen haben, ein wenig von der geraden Linie abzuweichen. Dann werden sie zusammenstoßen, abprellen, und nach allen Arten von Richtungen beweget werden.

In diesen verschiedenen Stößen werden sie nicht allezeit abprellen. Da es Atomen von allen erdenklichen Gestalten giebt, und da jede Gestalt einer unendlichen Menge gemein ist, so werden sie sich in einander verwickeln, und verschiedentlich zusammenhängen. Es werden also schon

kleine zusammengesetzte Dinge entstehen, welche minder beweglich, als die einfachen Elemente, und unregelmäßiger seyn werden. Folglich sind sie geschickt, sich noch mehr anzuhängen, und es wird irgendwo eine unförmige Masse entstehen, wo alles unter über sich und ohne Ordnung seyn wird.

Gleichwohl wird die Bewegung in dieser Masse nicht aufhören. Folglich werden ihre Theile sich auf alle Arten zusammenfügen, und endlich ordentlich sich in einander reihen. Denn die Ordnung ist unter der Zahl der möglichen Zusammenfügungen.

Dann wird es Körper von mancherley Gattungen geben. Einigen werden dichter, und andere dünner seyn, nach dem Abstande, den die Theile zwischen einander lassen. Einige werden mehr, andere weniger innerliche Bewegung haben, nach der Gestalt der Atomen, aus denen sie bestehen; und aus diesem Unterschiede werden alle Eigenschaften der fühlbaren Dinge entspringen.

Weil die Bewegung niemals aufhöret, so giebt es keine Fügung, die sich immer gleich erhalten könnte. Die zusammengesetzten Dinge lösen sich auf, und aus ihren Elementen gestalten sich wieder neue zusammengesetzte Dinge. Alles wird erzeuget, alles wird zerstöret. Die Erzeugung einer Sache ist die Zerstörung einer andern. Es geht eine Folge von Verändrungen vor, die keinen Anfang gehabt hat, und die kein Ende nehmen wird.

Wir

Wir beobachten diese Verändrungen an den Gegenständen, die wir um uns sehen. Auch die Welt ist davon nicht ausgenommen: die Bewegung, aus der sie entstanden ist, wird sie zerstören, und eine neue wird wieder hervorkommen.

Der Raum ist unermessen. Was also das Zusammentreffen der Atomen an einem Orte hervorbringt, das bringt es auch an andern hervor. Es giebt dann eine unendliche Menge Welten. Einige fangen an; andere sterben ab: einige sind ähnlich; andere sind unterschieden.

Die Masse der Erde ist schwer, und ihre Schwere ist das ganze Gewicht der Atomen, aus denen sie gestaltet ist. Sie ist dann im Anfange gesunken: aber sie hat aufgehört zu sinken, nachdem ihre Fläche groß genug gewesen ist, um sich über der untern Luft zu erhalten, und nachdem diese Luft, von den umgebenden Welten eingeschlossen, nicht mehr gewichen ist. Auf diese Art erhält sie sich mitten in unserer Welt. Sie hat folglich die Gestalt einer Scheibe, und es giebt keine Gegenfüßler.

Alle Körper fahren fort senkrecht gegen den Ort, wo die Erde sich aufhält, durch ihr Gewicht herabzusinken. Allein, es ist eine Folge von ihrer ungleichen Schwere, daß die leichtern von jenen, die schwerer sind, abgetrieben werden, und nach dem Verhältnisse sich emporschwingen, wie ihre Gestalt unregelmäßiger, und die ursprüngliche Bewegung ihrer Atomen weniger gehemmet ist.

Aus diesen emporsteigenden Körpern entstehen die Luft, die ätherische Materie, und die Gestirne.

Als auf diese Weise alles geordnet war, brachte die Erde zum Anfange Pflanzen, und nachmals Thiere von jeder Gattung hervor. Weil diese ersten Geschöpfe die Wirkung von dem blinden Zusammentreffen der Atomen waren, so mußten sie ohne Zweifel unförmig seyn, und sie erhielten sich nicht. Allein da in einer unendlichen Anzahl von Fügungen alle mögliche Fügungen zusammentreffen müssen, so entstanden endlich wohlgeordnete Pflanzen und rechtgestaltete Thiere. Dann legte sich die gleichsam ermüdete Erde zur Ruhe, und überließ diesen ersten einzelnen Wesen die Sorge sich fortzupflanzen.

Sobald die Natur nichts anders ist, als das blinde Zusammentreffen von Atomen, so handelt sie ohne Absicht. Sie hat uns zum Beyspiele die Hülfsglieder der Sinne zu keiner Absicht gegeben. Wir haben Augen an uns gefunden, und haben sie zum Sehen gebrauchet: wir haben Ohren an uns gefunden, und haben uns derselben zum Hören bedienet; u. s. w.

Wir heißen Seele, was in uns das Grundwesen des Lebens und der Empfindung ist. Allein wir empfinden nur, weil uns etwas berühret, und nichts als ein Körper kann berühren oder berühret werden. Die Seele ist dann ein Körper, freylich ein sehr feiner Körper, der aus Theilchen der Luft, des Feuers, der rundesten und beweglichsten Atomen besteht.

Unsre Seele, unser Wesen ist also nur die Wirkung verschiedner zusammengefügter Atomen. Nun aber, der Tod löset diese Zusammenfügung auf. Unser Wesen nimmt dann ein Ende, und wir hören auf zu seyn.

Durch einen Zufall könnten die nämlichen Atomen, aus denen ich gestaltet bin, zum zweytenmal auf die nämliche Art zusammengefüget werden. Gleichwohl wäre ich die nämliche Person nicht mehr, weil diese Zusammenfügung sich ihres vorigen Daseyns nicht erinnern würde.

Etliche Fragen sind hinreichend, dieses System zu widerlegen. Wie können die Atomen, wenn sie von verschiedenen Gestalten, von verschiedner Größe, von verschiednem Gewichte sind, dennoch untheilbar seyn? Wie kann man versichern, daß nichts vernichtet werde, wenn die Atomen nur getheilet werden dörfen, um vernichtet zu werden? Was ist jene inwohnende Kraft, welche in ihnen die Grundursache der Bewegung ist? Wie durchlaufen sie in einem Augenblicke den größtmöglichen Raum? Was bedeuten diese Worte: ein Augenblick, und der größtmögliche Raum? Was will Epikur sagen, wo er spricht, die Atomen fallen herab? Giebt es in einem unermessenen Raume eigentlich eine Höhe und eine Tiefe? Wohin geht in jenem unermessenen Raume ihr senkrechter Fall? wie haben sie das Vermögen, von der geraden Linie abzuweichen? Was ist die untere Luft, die von den umgebenden Welten eingeschlossen wird? Warum

weicht sie nicht, wie die obere Luft, der Schwere der Erde aus? Wie hat das zufällige Zusammentreffen der Atomen auf dieser Scheibe Pflanzen und Thiere hervorgebracht? Warum höret es auf, dergleichen hervorzubringen? Was wollen diese Worte sagen: **Die gleichsam ermüdete Erde**? Endlich, wie kann die Seele aus Atomen zusammengesetzt seyn? Weil jene kleinen Körperchen, die keine Empfindung haben, sehr rund und beweglich sind, ist es dann eine Folge, daß ihre Zusammenfügung selbst der Grund der Empfindung und des Gedankens werde?

Es ist augenscheinlich, daß Epikur seine Vernunftschlüsse auf Worte gründet, mit denen er keinen Begriff verbinden kann. Das sind die Elemente, womit er sich einfallen läßt, eine unendliche Menge Welten zu gestalten. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen läßt sich erachten, wie er die mannigfaltigen außerordentlichen Naturerscheinungen erklären möge. Ich will zum Beyspiele die Erklärung anführen, die er von dem Sehen giebt.

Es giebt keine Körper, saget er, von denen nicht immerfort kleine Körperchen sich losmachen. Ja, diese Ausdünstungen sind oft so merklich, daß man sie wahrnehmen kann: es mag also auch sehr feine Ausdünstungen geben. Bilden wir uns ein, es seyn Atomen, welche zwischen einander die gleiche Ordnung behalten, die sie in den Gegenständen gehabt haben; stellen wir uns dieselben

selben als eine Menge geringer Flächen, Bilder, Vorstellungen vor, die sich beständig nacheinander losmachen, die ununterbrochen wieder erzeuget werden, die sich auf alle Seiten ergießen, und die Luft anfüllen. Aus dieser Vermuthung werden wir begreifen, daß wir die Gegenstände sehen, weil jene sehr feinen Vorstellungen von dem Auge bis in die Seele hineindringen, an welcher sie anstoßen.

Mit diesen Vorstellungen erkläret Epikur die Gesichter, die wir im Traume haben. Aber ich habe mich schon zu lange bey diesem System aufgehalten: zum mindesten ist es nicht nothwendig, daß ich es weitläufiger entdecke. Was würde man denken, wenn man sähe, daß Atomen aus der menschlichen Gestalt Götter machen, weil diese Gestalt die allerschönste ist? Daß Götter erzeuget worden sind, welche nicht sterben werden, weil sie aus einem so feinen Gewebe bestehen, daß sie durch nichts verletzet werden können? Götter, welche nicht sterben werden, sage ich, obschon die Bewegung immer beschäfftiget ist, die ersten Fügungen zu zerstören, um wieder neue zu machen? Götter, derer Substanz weder körperlich, noch unkörperlich, sondern bloß ein Stoff ist, der mit dem Körper eine Aehnlichkeit hat, obschon sie, nach Epikurs Grundsätzen, nichts anders sind, als eine Sammlung von Atomen, die auf eine gewisse Weise sich zusammenfügen? Götter, die sich in dem Raume aufhalten, der zwischen den Welten bleibt, obschon

es keinen solchen Raum geben kann, weil die Luft, auf welcher die Erde ruhet, von den umgebenden Welten eingeschlossen ist? So viele Widersprüche und Ungereimtheiten widerlegen sich selbsten, und verdienen nicht bestritten zu werden.

Epikur starb im 72. Jahre seines Alters. Als er seinen Tod bald vor Augen sah, machte er Vermächtnisse von seinem Vermögen, sprach seine Sklaven frey, versorgte viele Kinder, von denen er Vormund gewesen war, und hinterließ seine Gärten seinen Schülern zum Erbtheile.

Er hat sich allezeit sehr eifrig auf das Studiren verleget, und kein Philosoph hat so viel geschrieben als er: aber von dreyhundert Werken, die er nach sich gelassen, hat man nur etliche Fragmente übrig.

So lang er lebte, war er dem Hasse von allen Sekten ausgestellt. Man verzieh es ihm nicht, daß er die Spitzfindigkeiten der Akademiker, die Tändeleyen der Dialektiker, und die Eitelkeit der Stoiker an den Tag geleget hatte. Deßhalben hat man seine Sitten verschreyt gemacht. Gleichwohl verlor er niemals seinen guten Ruf bey den Athenienſern, die so leicht zu hintergehen waren. Sie bedaureten ihn, sie stellten ihm ein Denkmaal auf: seine Schüler gaben fortdaurende Zeichen der Ehrfurcht und Liebe, die er ihnen eingeflößet hatte; sie feyerten gewisse Tage zu seinem Andenken, und lebten in der größten Eintracht. Wenn einige die Lehre Epikurs mis-

brauch-

brauchten, stieß man sie aus, und wir dörfen sie mit den wahren Anhängern dieses Philosophen nicht vermengen.

In seiner Schule sind Hermachus, Polystrat, Dionysius, u. s. w. auf einander gefolget. Aber man kann unmöglich etwas gewisses von ihnen sagen: nicht einmal die Namen von allen sind bis auf unsere Zeiten erhalten worden.

XXVI. Kapitel.

Betrachtungen über die Schlußart der Alten.

Die Alten haben geglaubet, ehe sie über das, was sie glauben sollten, Vernunftschlüsse machten. Oft ergeht es uns auch nicht besser. Deßhalben ist uns daran gelegen, Betrachtungen anzustellen, wie sie geschlossen haben, und zu beobachten, daß die Menschen, die immer neugierig sind, niemals leichtgläubiger waren, als da sie zum unwissendsten gewesen sind.

In den ersten Zeiten hatten die größten Geister nur ein Mittel sich hervorzuthun, wenn sie nämlich die Meynungen, die Jedermann hatte, also zu reden, entwandten, und sich eigen machten, da sie dieselben auf eine neue, sinnreiche, oder minder ungeschickte Art vorzutragen wußten.

Sie waren in einem leichtgläubigen Zeitalter gebohren; und diese Leichtgläubigkeit hieng ihnen an. Man wird also sehr spät, und mit langer Hand an die Bestreitung der Vorurtheile gedacht haben. Folglich kam die Leichtgläubigkeit von einem Geschlechte aufs andere, und viele waren ausgestorben, ehe man über das, was man glaubte, Vernunftschlüsse gemacht hatte.

Ja, man konnte sogar sein Glück nicht sicher machen, dafern man nicht nach den eingeführten Vorurtheilen denken wollte. Um die Fabeln, welche man glaubte, zu verschönern, hat man also Erdichtungen erfunden, die man glauben konnte: man hat dabey die übertriebensten Ausdrücke, Metaphern, Hyperbeln verschwendet. Das sind lange Zeit die Werkzeuge gewesen, woraus jenes gemacht wurde, was man Geschichte und Philosophie hieß. Es läßt sich errathen, daß man noch lange nicht anfieng, Vernunftschlüsse mit einiger Richtigkeit zu machen.

Mit der Staatskuust hat bey den Griechen auch die Schlußkunst ihren Anfang genommen, und das Zeitalter Solons ist eigentlich der Zeitpunkt davon gewesen. Wer dortmals beredtsam seyn wollte, der mußte Völker überreden, die schon von ihren Angelegenheiten Einsicht zu haben anfiengen: man mußte mit Bürgern, die schon selbst vernünftig schlossen, Vernunftschlüsse machen; und obschon sie oft waren betrogen worden, so hatten sie doch an ihrer Liebe zur Freyheit einen mächtigen Beweggrund, auf der Hut zu

seyn,

seyn, um nicht hinterlistet zu werden. Bey solchen Umständen lernte man allmählig, von den Angelegenheiten der Republiken vernünftig zu schließen.

Die dramatische Dichtkunst, die dortmals in den Schwang kam, beförderte noch mehr den schnellen Fortgang der Schlußkunst: denn man schließt leichter, und folglich vernünftiger, von einer Sache, die wohlgefällt, als von einer Sache, die nützlich ist. Man kann eben diese Anmerkung von der Malerey, Bildhauerey, und von allen schönen Künsten machen.

Aber man läßt sich nicht so viel angelegen seyn, die Wahrheit eines Systemes, als die Nützbarkeit eines Gesetzes zu beurtheilen: und man kann davon nicht so leicht versichert werden, als man die Schönheit eines Schauspieles bemerken kann. Die Schlußkunst hat also von der Philosophie nicht so viel Beförderung erhalten, als von der Staatskunst und von den schönen Künsten.

Man fuhr fort die Philosophie den Dichtern zu überlassen, welche schon im Besitze waren, darinnen Unterricht zu geben; und man nahm ohne Untersuchung Meynungen an, zu denen man Neigung gewann. Wenn man, von Solons Zeiten an, in Prosa zu schreiben anfieng, so wurde doch dieser Brauch sehr langsam allgemein, und obschon man dadurch früh oder spät gewöhnet wurde, sich genauer auszudrücken, so litt doch im Anfange die Art zu schließen keine Veränderung. Da unter den Philosophen ein jeder

für

für sich beschäfftiget war, seine Lehre in den Gang zu bringen, so dachte noch keiner daran, einem andern zu widersprechen.

Die Eristiker endlich, welche aus der eleatischen Sekte entstanden waren, breiteten die Lust zum Streiten aus. Dieser Umstand schien der Philosophie Vortheile zu versprechen. Man konnte vermuthen, daß die Irrthümer sich einander umstürzen würden, und daß aus den widersprechenden Meynungen ein Funke von Licht aufgehen möchte.

Aber die Art zu streiten, welche man einführte, hat keine so heilsame Wirkung hervorbringen mögen: denn die Eristiker waren eitel schlechte Schwatzer, die nichts bestritten, und nichts vertheidigten. Sie redeten von allem, weil sie nichts wußten, und der Pöbel gab ihnen Beyfall.

In diesen Umständen unternahm es Sokrates, die Augen der Griechen zu eröffnen. Seine Art war vortrefflich, um den Sophisten die Maske abzuziehen, und die Falschheit aller Systeme zu zeigen; und dabey mußte man anfangen. Unterdessen hätte man nachmals Regeln vorschreiben sollen, um das Studium der Natur darnach einzurichten. Freylich war es eine schwere, ja vielleicht unmögliche Sache: denn der Zufall der die Erfindungen veranlasset, hatte das Bedürfniß der Erfahrungen noch nicht an den Tag gelegt; die Meßkunst war nicht weit gekommen, und man hatte die Werkzeuge nicht, welche nachmals so große Dienste geleistet haben. Weil also So-

krates die Zukunft nach dem Vergangenen beurtheilte, machte er den voreiligen Schluß, die Versuche der Physiker würden immer fruchtlos ablaufen; und da er beobachtete, mit welchem Nutzen man sich bis dahin in der Sittenlehre und in den Werkkünsten beschäfftiget hatte, wollte er den menschlichen Verstand, der einen neuen Schwung genommen, auf diese Gegenstände einschränken. Aber es war vergebens, und man hat gesehen, wie viele Sekten nur aus der Schule dieses Philosophen erstanden sind. Wenn die Schlußkunst, wie er sie lehrete, hinreichend war, um das Irrthum zu widerlegen; so war sie doch nicht hinreichend, um in Untersuchungen von jeder Art den Weg zur Wahrheit zu zeigen.

Da man endlich die Nothwendigkeit erkannte, vernünftig schließen zu lernen, diente es nur, in Spitzfindigkeiten oder eitle Aufgaben sich zu verirren.

Vernünftig schließen heißt, Begriffe gegen einander halten, um von Verhältnissen, die bekannt sind, zur Entdeckung der unbekannten Verhältnisse fortzuschreiten. Allein wie kann man diese Verhältnisse richtig erfahren, wenn man die Begriffe nicht genau bestimmet? und wie kann man die Begriffe genau bestimmen, wenn man sie nicht vollkommen kennet? Man hätte denn nach ihrem Ursprunge zurückforschen, und ihre ganze Erzeugung entwickeln sollen: man hätte sollen vermuthen, daß sie aus der Erfahrung

rung entstanden sind; erkennen, daß man meistentheils sich schlechte Begriffe gemacht habe; und den kühnen Entschluß fassen, sich bessere zu machen. Daran haben die Alten niemals gedacht, und sie waren zufrieden, wenn sie nur die Begriffe in einige Ordnung brachten.

Eh es Philosophen gegeben, hatten die Menschen schon die Dinge, nach der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit, die sie daran bemerket hatten, in mancherley Klassen eingetheilt. Ohne das wäre es für sie unmöglich gewesen, sich einander zu verstehen. Dieser Gebrauch ist eine Folge der Entstehung und Erweiterung der Sprachen.

Diese Eintheilungen wurden durch die Umstände veranlasset. Das Bedürfniß gab Gelegenheit verschiedene Eigenschaften zu bemerken, und eben so viele allgemeine Ausdrücke zu ersinnen, um mit einem jeden die mannigfaltigen Dinge zu bezeichnen, denen eine gleiche Eigenschaft gemeinschaftlich zukömmt.

Das wurde mit desto schlechterer Richtigkeit und Genauheit zu Stande gebracht, je größer die Unwissenheit und die Vorurtheile waren. Es war viel daran gelegen, eine bessere Ordnung darinnen einzuführen. Die Philosophen merkten es. Sie verwendeten sich dann darauf, die Arten und Gattungen besser auszuzeichnen, und sie machten neue Eintheilungen, die man Kategorien geheißen hat.

Diese

Diese Unternehmung hatte ihren Nutzen. Gleichwohl bestand sie nur darinnen, daß man aus Ueberlegung that, was man schon, wie aus natürlichem Triebe, gethan hatte.

Die Philosophen wurden es nicht gewahr, oder sie wollten nicht, daß man es gewahr werden sollte. Es schien, als ob sie etwas gethan hätten, was vor ihnen niemals gethan worden war: und weil ihre Eintheillungen etwas einleuchtend schienen; weil sie dadurch öfter sagen konnten, in welche Klasse eine Sache gehörte; so bildeten sie sich ein, ihre Kategorien geben ihnen die Anleitung, die Natur der Dinge zu bestimmen.

Allein anstatt die Ordnung vorzustellen, welche die Dinge wirklich unter sich einander haben, stellen diese Klassen nur die Ordnung vor, die sie in unserer Art zu begreifen haben: und folglich sind es nur sehr willkührliche Eintheilungen. Vergebens wird man Theilungen und Untertheilungen machen: es bleiben allezeit Dinge übrig, von denen man nicht weiß, in welche Klasse man sie setzen soll.

Die Philosophen haben dann eine Methode gemisbrauchet, welche allezeit nützlich gewesen wäre, wenn man gewußt hätte, daß man sie nur anwenden soll, um Ordnung und Richtigkeit in unsere Begriffe zu bringen. Das wußte man nicht, und es entstand daraus ein anderer Misbrauch, den ich erklären muß.

Die Dinge, mit denen sich die Meßkunst beschäfftiget, sind abstrakte Gedanken, die sich leicht bestimmen lassen, und der Meßkünstler, der ihre Verhältnisse suchet, fraget nicht, ob etwas ähnliches in der Schöpfung da sey: wenn er sie bestimmet, wie er sie im Gedanken hat, zeiget er schon ihre Wesenheit an. Er saget zum Beyspiele: Das Dreyeck ist eine Fläche, die von dreyen Ecken eingeschlossen wird. Es mag nun ein Dreyeck oder keines geben, so kann doch das Dreyeck nichts anders seyn.

In dieser Bestimmung drücket das Wort Fläche einen abstrakten Begriff aus, welcher dem Dreyeck, dem Vierecke, dem Zirkel, u. s. w. gemein ist, und den die Philosophen aus diesem Grunde Gattung nennen. Die Worte von dreyen Ecken eingeschlossen drücken wieder einen abstrakten Begriff aus, welchen alle Dreyecke gemein haben; welcher anzeigt, worinnen ihre Fläche von einer andern Art ist, als die Flächen des Zirkels, des Vierecks, u. s. w. und den die Philosophen eigenartige Unterscheidung heißen. Das ist die ganze Kunst der Bestimmungen. Es versteht sich, daß sie eben so gut wären, wenn man nicht wüßte, daß es Gattungen und eigenartige Unterscheidungen giebt. Gleichwohl hat diese Redensart die Philosophen betrogen: sie haben geglaubet, sie würden allemal die Wesenheit der Dinge erfahren, so bald sie die Gattungen und die eigenartigen Unterscheidungen erkennen würden.

Unterdessen, wann die Meßkünstler die Dinge bestimmen, thun sie eigentlich nichts anders, als dieselben eintheilen; und wenn sie bey ihrer Eintheilung ihre Wesenheit zeigen, so ist es deßhalben, weil sie nur eingetheilet werden dörfen, um alles, was sie sind, an den Tag zu legen: man darf nur sagen, von welcher Gattung, und von welcher Art in ihrer Gattung eine Figur sey.

In der Naturkunde zeigen die Bestimmungen auf gleiche Weise an, unter welche Art wir die Dinge rechnen: sie geben die Ordnung zu erkennen, in welcher wir sie begreifen: mit einem Worte, sie theilen dieselben in eine Klasse ein; und wir können uns der Bestimmungen zu diesem Gebrauche bedienen. Aber sie zeigen nicht an, was die Dinge in sich selbsten sind, und dennoch soll die Naturkunde sie in sich selbsten betrachten.

Das Irrthum der griechischen Philosophen ist dann darinnen bestanden, daß sie gewähnet haben, sie können durch Bestimmungen die Wesenheit der Dinge in der Naturkunde erklären, weil sie in der Meßkunst dieselbe durch Bestimmungen erklärten. Sie hätten die Gegenstände der Natur in ihre Grundtheile auflösen sollen, und sie haben sich begnüget, dieselben in Klassen einzutheilen: und obschon es ihnen niemals möglich war zu erklären, wo eine Art anfängt, und wo eine andere aufhöret, haben sie doch geglaubet, wenn sie die Arten bestimmeten, so wür-

den sie dadurch ihre Wesenheit zu erkennen geben. Deßhalben ist ihre Naturkunde ein unverständliches Kauderwälsch.

Nachdem sich die Alten auf solche Weise verirret hatten, konnten sie die wahren Grundsätze der Schlußkunst nicht mehr erkennen. Nichtsdestoweniger haben sie dieselbigen gesuchet, und in der Hoffnung sie zu finden, haben sie die Schlußreden unter allen möglichen Formen betrachtet; sie haben alle Arten von Sätzen unterschieden; sie haben Regeln ohne Zahl vorgeschrieben. Aber ihr ganzes Bemühen ist fruchtlos gewesen: denn der Geist von der Kunst ist ihnen entgangen, und sie haben nur ihren Mechanismus gekannt.

XXVII. Kapitel.

Von dem Einflusse der Sprachen auf die Meynungen, und der Meynungen auf die Sprachen.

Herr von Maupertuis hat im Namen der Akademie zu Berlin die Frage aufgeworfen, die ich hier untersuchen will, und die sehr geschickt ist zu zeigen, wie wenig erfordert wird, um uns zum Irrthume zu verleiten.

Wenn man die Sprachkunst studiret, so sieht man, wie sehr uns die Worte zum Denken noth-

wen-

wendig sind: wir denken in unserer Sprache und nach unserer Sprache. Folglich muß unsre Sprache einen Einfluß auf unsre Denkensart haben.

Wenn die Sprache wenig Worte hat, so haben wir wenige Begriffe; und wir haben nur dunkle und verworrene Begriffe, wenn die Bedeutung der Worte schlecht bestimmet ist. Das ist der erste Zustand aller Sprachen gewesen.

So wie wir unterdessen Kenntnisse sammeln, empfinden wir allmählig das Bedürfniß, neue Kenntnisse zu erlangen: ja, je mehr wir erlangen, destomehr empfinden wir, wie viel uns noch abgehen. Alsdann sind wir besser zum Nachdenken fähig, und wir beschäfftigen uns auch bedächtlicher mit unserer Sprache. Wir bessern sie; wir ändern sie ab. Sie wird dann etwas richtiger, und unser Verstand, welcher eben dadurch selbst mehr Richtigkeit erhält, machet sie alle Tage noch richtiger. Also richten die großen Schriftsteller, die im Anfange nur nach ihrer Sprache gedacht haben, nachmals die Sprache selbst nach ihrer Denkensart ein.

Man kann die Sprachen als lauter analytische Methoden betrachten: und diese Betrachtung allein mag den wechselseitigen Einfluß der Sprachen auf unsre Denkensart, und unsrer Denkensart auf die Sprachen zu erkennen geben.

Den Methoden hat unser Verstand seinen Fortgang in jedem Fache zu verdanken : unsre Sprache hat also einen Einfluß auf unsre Denkensart; und je deutlicher und richtiger sie selbsten ist, desto mehr Deutlichkeit und Richtigkeit bringt sie unsrer Denkensart bey.

Unser Verstand erfindet und verbessert die Methoden. Er hat dann einen Einfluß auf unsere Sprache, und je mehr er fähig geworden ist, deutlich und richtig zu denken, desto mehr hilft er der Sprache wieder, Deutlichkeit und Richtigkeit zu erlangen. Mit einem Wort: es verhält sich mit den Sprachen, wie mit allen analytischen Methoden: sie sind eben sowohl das Werk des Verstandes, der sie erfindet, als ein Hülfsmittel, das er sich verschaffet.

Wenn die Sprachen lauter Methoden gewesen wären, welche die Begriffe auf die einfachste, deutlichste, und richtigste Art nach ihren Grundtheilen erkläret hätten, an wie viele Meynungen würde niemals gedacht worden seyn!

Da hätte man wahrhaftig in der Sprache den Ursprung und die Entstehung der Begriffe entdecket: man hätte sie ordentlich entwickelt, und richtig bestimmt gesehen. Man hätte, zum Beyspiele, niemals gefraget: wo kommen meine Kenntnisse her? Man hätte die Antwort gewußt, eh die Frage geschehen wäre; oder vielmehr es wäre Niemanden zu Sinne gekommen, hierüber zu zweifeln.

Man fraget: was ist die Substanz? was ist die Wesenheit dieses oder jenes Dinges? wie ist die Welt entstanden? Wenn wir in unserer Sprache den Ursprung und die Entstehung unsrer Begriffe empfindbar bemerketen, so wüßten wir, daß wir nur so weit Kenntnisse haben, als wir Beobachtungen anstellen; und daß wir nur so weit Beobachtungen anstellen, als wir Empfindungen haben. Wir würden also keine Fragen uns aufwerfen, die wir uns nicht beantworten können, weil unsere Sinne uns keine Mittel dazu an die Hand geben.

Wenn man nun dergleichen Fragen nicht aufgeworfen hätte, so würden wir keine Meynungen haben entstehen sehen, welche nur Zweifel erzeuget, und wieder zu vielen andern Meynungen Gelegenheit gegeben haben. Ich hätte die Geschichte der Philosophie nicht beschreiben dörfen: man könnte alles aus der Sprachkenntniß lernen: wir hätten nur einer guten Sprachlehre und eines guten Wörterbuchs vonnöthen.

Weil die Sprachen zu wenig methodisch eingerichtet worden sind, hat man also alle diese Fragen abgehandelt, und dadurch haben die Sprachen einen Einfluß auf die Meynungen gehabt; und die Meynungen, welche man angenommen hat, als man diese Fragen beantworten wollte, haben dagegen wieder ihren Einfluß auf die Sprachen gehabt, weil man sich eine Redensart hat ausfinden müssen, um sie zu vertheidigen.

Da die Regeln der Wortfügung bekannter und leichter zu beobachten sind, als die Regeln der Schlußkunst, so nahm man die Gewohnheit richtig zu reden früher an, als die Gewohnheit richtig zu denken: und weil man alsdann für Meynungen, denen man ohne Untersuchung beygepflichtet hatte, schon eingenommen war, so merkte man nicht, daß es nothwendig sey, von seinen Grundsätzen und von den Folgen, die man daraus zieht, versichert zu werden. Man ließ sich genügen, die unbestimmten und dunkeln Begriffe, die man sich gemacht hatte, ein wenig in Ordnung zu bringen, und man trug sie mit aller Zierlichkeit vor, die man ihnen geben konnte. Aber man bestimmte die Bedeutung der Worte nicht: man verkehrte, man veränderte sie ohne Ursache: eine Metapher, eine Gleichniß schien alles klar zu machen, und um einen Ausdruck zu erklären, den man nicht verstund, dachte man andere aus, die man nicht besser verstanden hat. Also entstunden aus einer dunkeln Redensart Meynungen, und aus diesen Meynungen eine andere Redensart, die, so dunkel als die vorige, neue Meynungen hervorbrachte, aus denen bald wieder neue, eben so dunkle, Redensarten herkamen: und dieser Wechsel daurete ganze Jahrhunderte fort.

Das ist also die Wirkung des wechselseitigen Einflusses der Meynungen auf die Sprachen, und der Sprachen auf die Meynungen. Die Meynungen haben nur Einfluß auf die Sprachen, um

sie zu verwirren, und folglich immer weniger geschickt zu machen, durch ihre Grundtheile erkläret zu werden. Man sieht den Beweis davon in der kurzen Beschreibung, die ich von den Meynungen der alten Philosophen gegeben habe. Die Sprachen haben Einfluß auf die Meynungen, um sie zu vervielfältigen, und dieses können sie so meisterlich, daß ein einziger unbestimmter Ausdruck mancherley Meynungen veranlassen kann. Ich will etliche Beyspiele davon angeben.

Die Wahrheit kann entweder in den Begriffen, die wir uns machen, oder in den Dingen selbst betrachtet werden. Im ersten Falle ist die Wahrheit nicht anders, als das Verhältniß, welches wir zwischen zweenen Begriffen wahrnehmen. Das Ganze ist größer, als einer von seinen Theilen, ist eine Wahrheit, weil dieser Satz das Verhältniß des Begriffes, den wir durch das Ganze andeuten, ausdrücket. Dieser Satz wäre wahr, wenn auch die Gegenstände, auf die wir ihn anwenden können, nicht in der Welt wären. Dieß sind die Gründe der reinen Mathematik: denn in dieser Wissenschaft sind die Wahrheiten nur Verhältnisse, die man zwischen zweenen Begriffen wahrnimmt.

Wenn wir die Wahrheit in den Dingen selbst betrachten, so muß man wieder eine Unterscheidung machen. Entweder beobachten wir die Dinge in sich selbsten; oder wir beobachten die Verhältnisse, die sie gegen uns haben; oder wir beobachten die Verhältnisse, die sie gegen einander ha-

ben, nicht nach dem, was sie sind, sondern nach dem, was sie scheinen.

Wenn wir die Dinge in sich selbst beobachten wollen, so werden wir uns vergebens Mühe geben, sie zu erkennen. Wir werden keine Wahrheit erreichen, weil die Sinne, von denen wir alle unsre Kenntnisse erhalten, nur verhältnißmäßige Eigenschaften entdecken, und nicht bis an die eigentlichen Eigenschaften eindringen können. Wir vermögen also in den Dingen nur die Verhältnisse, die sie gegen uns haben, und die Verhältnisse, die sie nach dem, was sie uns scheinen, gegen einander haben, zu beobachten.

Dafern wir uns genügen lassen, die Verhältnisse, welche die Gegenstände mit uns haben, zu beurtheilen, so sind diese bemerkten Verhältnisse lauter Wahrheiten. Dann ist es wahr, daß die Körper beleuchtet, in Bewegung oder in Ruhe, kalt oder warm, schädlich oder nützlich sind; u. s. w.

Daraus folget auch, wenn wir die Gegenstände nach dem, was sie uns scheinen, beurtheilen, daß alle Verhältnisse, die wir an ihnen gegeneinander bemerken, lauter Wahrheiten sind. Es ist also wahr, daß die Körper gegen einander gehalten, mehr oder weniger beleuchtet, mehr oder weniger hart sind; u. s. w.

Gleichwie es Wahrheiten in der reinen Mathematik giebt, also giebt es auch Wahrheiten in den Wissenschaften, welche man überhaupt unter dem Namen Naturkunde begreifen kann; und die-

se Wahrheiten sind alle Naturerscheinungen, die man durch die Beobachtung entdecket, und durch die Erfahrung sicher erfährt. Wenn man diese Naturerscheinungen der Berechnung unterwirft, so hat man alsdann alle Wahrheiten, die in der vermischten Mathematik erwiesen werden.

Aber ohne die Wissenschaften alle zu durchgehen, ist es augenscheinlich, daß wir die Dinge nach den Verhältnissen, die sie gegen uns haben, und nach den Verhältnissen, die sie nach dem, was sie uns scheinen, gegen einander haben, erkennen mögen, weil wir dergleichen Verhältnisse beobachten können; und es ist eben so augenscheinlich, daß wir nicht zu erkennen vermögen, was die Dinge in sich selbsten sind, weil wir sie unter diesem Gesichtpunkte nicht beobachten können.

Diese Unterscheidungen würden die Philosophen gemacht haben, wenn sie die Entstehung unsrer Kenntnisse wahrgenommen hätten. Dann würde das Wort **Wahrheit** in ihrem Munde eine bestimmte Bedeutung gehabt haben. Sie hätten also nicht gefraget, **ob es Wahrheiten gebe? ob wir sie zu erkennen vermögen? ob es Mittel gebe, um davon versichert zu werden?** Folglich hätten alle Sophisten, alle Dialektiker, alle Akademiker, alle Sceptiker, mit einem Wort, alle Sekten ein Ende gehabt. Man hätte nicht untersuchet, was die Dinge in sich selbsten sind: man hätte nicht Systeme auf willkührliche Vermuthungen, auf abstrakte Grundsätze gebauet. Man würde Beobachtungen, Versuche, Prüfungen

angestellt haben, und viele Ungereimtheiten wären dadurch unterwegs geblieben. Ein Wort hat jene großen Philosophen, jene erhabenen Geister, jene göttlichen Männer betrogen.

Warum hat man 288 Meynungen von der Glückseligkeit gezählet? Man kann eben dabey auf 288 wirklich verschiedene Arten nicht denken: aber es giebt vielerley Arten, von einer Sache zu reden, ohne zu wissen, was man saget.

Wenn man durch die Glückseligkeit das versteht, was uns vergnüget, und wenn man sie folglich in den Genuß der Dinge setzet, die für unsre Bedürfnisse nothwendig sind; so wird man sich nicht einfallen lassen zu sagen, wir werden durch die bloße Betrachtung glückselig. Ein solches Bedürfniß ist nicht allgemein; es ist nur willkührlich in jenen, die es haben; es kann keines von den vornehmsten seyn; und hätte man es auch befriediget, so würden noch viele andere übrig bleiben, die hinreichend wären, um unglückselig zu machen.

Eben so wenig wird man sagen, die Glückseligkeit bestehe darinnen, daß man die Wesenheit der Dinge erkenne, und entdecke, wie das Weltall entstanden ist: denn diese Kenntnisse sind für uns nicht nothwendig, und überdas haben wir keine Mittel, um uns dieselben zu verschaffen.

Man wird auch die Glückseligkeit nicht in der vollkommenen Gemüthsruhe suchen: denn der Genuß der Dinge, die für unsere Bedürfnisse nothwen-

wendig sind, setzet Begierden, Leidenschaften, und folglich Unruhe voraus.

Viel eher könnte man mit dem Abte von St. Peter sagen: das ist heute für mich ersprießlich; und diese Meynung, welche vieleicht die 289ste ist, mag die vernünftigste aus allen seyn, wenn man nur mit eben diesem Schriftsteller denket, daß die Pflichten allezeit ersprießlich sind.

Die Menge der Meynungen von der Glückseligkeit kömmt aus einem Worte her, mit welchem man keine Begriffe verbunden hat, die bestimmt genug gewesen wären.

Es scheint, daß die Wortforschung allein vor vielen Irrthümern hätte bewahren können. Ich möchte nicht gern glauben, daß jene, die, zum Beyspiele, die Worte Substanz, Wesenheit, Natur, zu erst gebrauchet hatten, sich einfallen ließen, von denen Dingen, wovon sie redeten, einen Begriff zu haben. Sie verstunden durch Substanz, das was unter gewissen Eigenschaften ist, durch Wesenheit, das was das Daseyn einer Sache mit diesen oder jenen Eigenschaften verursachet, und durch Natur, das was machet, daß eine Sache mit den Eigenschaften, die sie an sich hat, also zu reden, erzeugt worden ist. Allein, dieser Ausdruck, das was, gab hinlänglich zu erkennen, daß sie nicht wußten, was Substanz, Wesenheit, und Natur in sich selbsten sind. Wenn man also die Wortforschung niemals aus den Augen verloren hätte, wie viele schlechte Vernunftschlüsse würde man nicht vermieden haben?

Hät-

Hätte wohl Plato, zum Beyspiele, seine Wesenheiten erfunden? hätte er wohl wirkliche Wesen, und Götter daraus gemacht?

Das Feuer brennet, weil es in seiner Wesenheit, in seiner Natur ist, daß es brenne: das heißt, es brennet, weil es da ist, weil es erzeuget ist, damit es brenne; mit einem Wort, es brennet, weil es brennt. Diese Antwort ist nicht allerdings befriedigend: aber es ist endlich doch eine Antwort; und wenn man sich mit dieser Redensart bekannt gemacht hat, so sieht man im Dunkeln etwas, und hält seine Antwort für gültig.

Die alten Philosophen könnten mir viele Beyspiele von dem Einflusse der Sprachen auf die Meynungen an die Hand geben. Weil man aber nicht weitläufig werden muß, will ich nur noch drey davon anführen, die ich von den Worten Seele, Gott, und Atheist, hernehmen werde.

Man stellet sich natürlicher Weise das Leben durch die Bewegung des Körpers vor. Da nun in der Nachtruhe, im Schlafe, das Athemholen die einzige fühlbare Bewegung ist, so haben die Ausdrücke: leben, Athem holen, beseelet seyn, nur einerley sagen wollen. Man hat also den Brauch angenommen, die Seele für einen Hauch anzusehen, und diese Meynung hat nicht ungereimt geschienen, weil der Brauch für einen hinlänglichen Grund gegolten hat.

Was ist aber dieser Hauch? eine sehr feine Materie. Von was für einer Natur ist diese Materie? sie ist eine Luft, ein Feuer, u. s. w.

Nach-

Nachdem man dergleichen Fragen erörtert hatte, sagte man: Wenn ein Hauch, der den Menschen beseelet, seinen Körper in Bewegung setzt; so wird ein ähnlicher Hauch in allem, was sich bewegt, sich ergießen; er wird die Seele der Welt, die Grundursache aller Bewegung seyn. Es giebt also eine allumfassende Seele, von welcher die einzelnen Seelen nur Theilchen, nur Ausflüsse sind: u. s. w.

Wenn man durch das Wort Seele nur allezeit das, was empfindet, verstanden, wenn man bemerket hätte, daß wir die Seele in ihrer Substanz selbsten nicht beobachten können; daß wir sie nur in den Empfindungen, die sie erfährt, beobachten; und daß wir also unmöglich entdecken können, warum die Empfindung in ihr erzeuget wird, wann gewisse Bewegungen in dem Körper vorbeygehen: so würden wir uns begnüget haben zu sagen: **Wir haben eine Seele; sie ist fähig zu empfinden; sie empfindet bey Gelegenheit des Eindruckes**, der auf unsre Hülfsglieder geschieht; **mehr wissen wir nicht.** Wir hätten nicht gesaget: **sie ist ein Hauch, ein Lufttheilchen, ein Feuertheilchen**; und wir hätten keine Systeme gemacht, um ihre Wesenheit oder ihre Natur zu erklären.

Mit dem Worte Gott hat es die nämliche Beschaffenheit. Weil die Bedeutung davon schlecht bestimmet war, haben die Philosophen, wie der Pöbel, von der Gottheit eine große Menge verschiedener Meynungen gehabt.

Wir

Wir hangen von allem ab, was um uns ist, und es giebt Wirkungen, die wir weder verhindern, noch hervorbringen können. Etwas ist gewiß die Ursache davon, und dieses etwas ist wirksam. Allein dieser unbestimmte Gedanke von einer wirksamen Ursache scheint der erste Begriff gewesen zu seyn, den man sich von dem, was man Gott nannte, gemachet hat.

Aber wie wirket diese Ursache? Um die Frage zu beantworten, hat man sich einen zweyten unbestimmten Begriff gemacht, da man sich jene Art von Wirksamkeit durch eine Art von Bewegung vorstellte. Da alle Wirksamkeit, die wir in den Körpern beobachten, nichts anders ist, und seyn kann, als eine Bewegung, so hat man geschlossen, daß jede wirksame Ursache eine Ursache sey, die sich bewegt, und in Bewegung setzet: und Gott hat nichts weiter heißen wollen, als was wir durch **Beweger**, **Urheber**, verstehen.

Wenn man sah, daß der Wind die Bäume in Bewegung setzte, sagte man, der Wind thut es. Wenn man aber dagegen eine Bewegung beobachtete, und nachdem man die Ursache davon erforschet hatte, dieselbe nicht entdeckte, so sagte man: ein Gott, das ist, irgend ein Beweger hat es gethan.

Fragte man nachmals: woher kömmt das Gute? woher kömmt das Böse? so war die Antwort natürlich: Götter, Beweger bringen es hervor: und man erkannte eben so viele Götter

oder Beweger, als man Arten vom Guten, oder Arten vom Bösen unterschied.

Götter, von denen das Gute und das Böse kam, wurden natürlicher Weise zu lauter Gegenständen der Furcht, der Hoffnung, und der Verehrung. Man setzte dann diese Begriffe der dunkeln Kenntniß der Beweger noch bey.

Man erweiterte sie ferner durch verschiedene Gestalten, und am gemeinlichsten durch die menschliche Gestalt: denn man wollte sich die Götter auf eine fühlbare Weise vorstellen. Allein, sobald man sich einfallen ließ, daß sie den Menschen in der Gestalt ähnlich seyn, gerieth man auf den Gedanken, sie seyn ihnen auch in den Leidenschaften ähnlich, und man schrieb ihnen unsere Tugenden und unsere Laster zu.

Also, da man beobachtet, wie aus einem ersten dunkeln Begriffe verschiedne andere allmählig entstehen, sieht man aus einem einzigen Worte die Vielgötterey und alle Ungereimtheiten des Heydenthums hervorkommen.

Das hatten die Philosophen zum Voraus, daß sie von einem Beweger zum andern bis auf den ersten zurückforscheten, welchen sie das Grundwesen nannten: und durch diese Benennnng haben sie nichts weiter sagen wollen, als daß er der vornehmste Beweger, oder der Urheber sey.

Sie haben auch die Wirksamkeit dieses Bewegers oder Grundwesens in Beziehung auf die ganze Welt betrachtet; wo dagegen der Pöbel insgemein die Wirksamkeit der Götter nur in den Na-

turerscheinungen betrachtete, die mehr Beziehung auf den Menschen haben. Außerdem war die Bedeutung der Wörter Gott, Beweger, und Grundwesen dunkel für die Philosophen, wie für den Pöbel.

Um davon überzeuget zu werden, darf man nur beobachten, daß das erste Grundwesen von Thales das Wasser, von Anaximenes die Luft, von Heraklitus und Zeno das Feuer, und von Epikuren die Atomen genannt wurde. Würden nun diese Philosophen sich haben einfallen lassen, daß das Wasser, die Luft, das Feuer, die Atomen sich von selbst bewegen, und alles in Bewegung setzen, wenn sie gedacht hätten, ihre Begriffe genau zu überlegen? und da sie dieses erste Grundwesen allenthalben sahen, wo sie es sehen wollten, ist es nicht eben ein Beweis, daß sie sich nur sehr unbestimmte Begriffe davon macheten?

Wenn sie sich des Worts Gott bedienten, so geschah es, weil sie dasselbe unter dem Pöbel schon im Brauche fanden. Aber überhaupt haben sie sich davon keinen richtigern Begriff gemacht, weil sie Gott geheißen haben, was sie erstes Grundwesen nannten. Also war das Wasser ein Gott, die Luft ein Gott, das Feuer ein Gott.

Zeno hätte sagen können, das Feuer sey nur eine materialische Ursache, welche durch einen Zufall die Welt hervorgebracht hat; und er hätte können wie Epikur vermuthen, die Welt sey eine von jenen Zusammenfügungen, die eine Folge aller möglicher Bewegungen ist. Er verfiel in die-

se Ungereimtheit nicht, weil er die Nothwendigkeit einer verständigen Grundursache einsah. Aber er verfiel in eine andere, und schrieb dem Feuer einen Verstand zu, ohne sich zu bekümmern, ob man erklären könne, wie das Feuer verständig sey.

Epikur hätte mit eben so viel Grunde den Atomen Gottheit und Verstand zuschreiben können: weil er sich aber noch unbestimmtere Begriffe machte, als Zeno, schloß er, daß allein der Zufall hinreichend sey, das Weltall hervorzubringen.

Es scheint mir dann außer allem Zweifel, daß so vielerley Meynungen von der Gottheit aus dem Worte Gott hergekommen sind; das ist aus der Kenntniß eines ersten Bewegers, welche so schlecht bestimmet war, daß ein jeder nach seinem Belieben etwas dazu setzte, oder etwas davon nahm. Die Philosophen und der Pöbel sind Vielgötterer gewesen, weil sie nach eben diesem dunkeln Begriffe geschlossen, und Folgen daraus gezogen haben. Alle haben gesaget: **Was immer sich beweget, ist Gott, oder ein Theilchen von Gott. Es giebt also mehrere Götter.**

Anaxagoras, Sokrates, und vieleicht noch andere haben richtigere Begriffe gehabt. Daraus, daß es etwas giebt, so sich beweget, haben sie geschlossen, es gebe auch etwas, so sich nicht bewegt; so folglich weder Körper noch Materie ist; so eine ganz andere Wesenheit, eine ganz verschiedene Art des Daseyns hat; so allmächtig, allverständig ist; so mit einem Worte alle Vollkommenheiten besitzt, die nach der Beschaffenheit

des Weltalls in dem Grundwesen, aus dem es entstanden ist, sich befinden müssen. Hätten alle Philosophen nach einem so bestimmten Begriffe ihre Schlüsse gemacht, so würden sie sich in die Meynungen, die ich vorgetragen, nicht verirret haben.

Sobald das Wort Gott nur einen unbestimmten Sinn enthielt, konnte auch das Wort Atheist keine recht ausgemachte Deutung haben. Daher ist es gekommen, wenn man urtheilen wollte, ob ein Philosoph ein Atheist sey oder nicht sey, daß man von ihm zugleich Ja und Nein behauptete. Man hat sogar das Wort Atheist in einem Verstande genommen, wenn man von dem Pöbel sprach, und in einem andern, wenn von den Philosophen die Rede war.

Da es hart wäre, ganze Nationen des Atheismus zu beschuldigen, so beurtheilet man sie nicht allzu strenge; und wenn man irgend einen Religionsdienst, wie er auch immer beschaffen sey, an ihnen wahrnimmt, so trägt man keinen Anstand zu versichern, sie haben von der Gottheit eine Erkenntniß. Weil aber die Philosophen von geringer Anzahl, und zerstreuet sind; weil sie keine ganze Nation ausmachen, giebt man sie ohne Bedenken Preis. Also sind die Stoiker Atheisten, weil sie das Feuer anbethen; und die abgöttische Nationen glauben an Gott, weil sie die Sonne, den Mond, Bildsäulen, Katzen, u. d. g. anbethen. Es ist augenscheinlich, daß aus so widersprechen-

den

den Meynungen nichts anders, als Misbrauch eines Wortes entstehen kann.

Da wir den Einfluß der Sprache auf die vornehmsten Meynungen zeigeten, haben wir die Philosophie der Alten, ja sogar einen Theil der neuern Philosophie, widerleget. Wenn aber der Misbrauch der Worte bey den Griechen Meynungen veranlasset hat, wodurch die Schulen in Verwirrung gesetzt worden sind, so hat er in spätern Zeiten Meynungen hervorgebracht, welche die ganze Welt in Verwirrung gesetzet haben. Man zankte sich um Worte, da man um wichtige Dinge zu streiten glaubte; und man erwürgte einander um Worte willen, die man nicht verstund. So großen Einfluß kann die Sprache haben.

Geschichte der ältern Zeiten.

Viertes Buch(*).

Erste Abtheilung.

Von den Spielen in Griechenland (**).

I. Kapitel.

Von der Gymnastik (***) überhaupt.

Die Schauspiele, die ich hier entwerfen will, sind ein Denkmaal von der ersten Barbarey der Griechen. Sie erinnern uns an Zeiten, wo die Völker keine andern Waffen

(*) Dieses Buch enthält drey Abtheilungen, welche kein Verhältniß mit einander haben. Die erste handelt von

Waffen kannten, als jene, womit die Natur den Menschen versehen hat.

Sich mit Fäusten schlagen, sich herumbalgen, Steine schleudern, und laufen sind gewißlich Kenntnisse, wovon die Wildesten im Besitze gewesen sind. Gleichwohl haben diese Künste zu den berühmten Spielen in Griechenland einen so großen Zulauf herbeygezogen. Da sie den Krieg vorstellten, ist einer ihrer Hauptgegenstände gewesen, die Bürger zur Vertheidigung des Vaterlands abzurichten, und daraus läßt sich erachten, worinnen die Kriegskunst zu den Heldenzeiten bestanden sey.

von den Spielen in Griechenland, von denen ich mindstens einen Begriff habe geben wollen. In der zweyten beobachte ich das jüdische Volk: aber ich setze voraus, daß man die Geschichte dieses Volkes schon in der Bibel oder in einem Auszuge studiret habe. Der dritte handelt von den Gesetzen, und enthält Anfangsgründe, die aus den Regierungsarten gezogen sind, von denen wir schon geredet haben, und welche tauglich sind, uns zur Betrachtung jener Regierungsarten vorzubereiten, von denen wir noch sprechen werden.

(**) Was ich von diesen Spielen sage, ist aus den Abhandlungen des Herrn Burette gezogen. Mem. de l' Acad. des Inscript.

(***) Dieses Wort begreift alle Leibesübungen. Es ist von einem griechischen Worte abgeleitet, welches nackend hieß, weil man in den Spielen Griechenlands nackend kämpfte.

Man wird sich wundern, wenn man sagen höret, daß Amykus König in Bebrycien, und Epeus, der sich durch die Erbaunng des trojanischen Pferdes berühmt gemacht hat, die Erfinder des Faustkampfes gewesen sind; daß Perseus die Kunst erfand, einen großen Stein zu werfen, u. s. w. Ohne Zweifel hat man sagen wollen, sie seyn die ersten gewesen, welche Geschicklichkeit und Stärke vereinigten, und nach ihnen sey eine jede von diesen Uebungen zu einer Kunst geworden. Im gleichen Verstande, mochte Theseus für den Erfinder des Ringens, oder der Kunst sich herumzubalgen seyn gehalten worden: denn er hatte zuerst Fechtschulen aufgerichtet, wo Lehrmeister die Jünglinge unterrichteten, welche sich zum Fechten widmen wollten. Vor ihm sind Antheus und Cercyon die berühmtesten Ringer gewesen.

Man wird allezeit die Sitten eines Volkes kennen lernen, wenn man auf die Dinge merket, denen es seine Achtung geschenket hat. Was soll man also von jenen Zeiten denken, wo die Helden und Könige Ruhm erlangten, weil sie geschickt waren, einen Stein auszuwerfen, einen Faustschlag zu geben? u. s. w. Amykus, der sich für einen Sohn Neptuns und der Nymphe Melie ausgab, entließ die Fremden nicht mehr aus seinen Staaten, ehe sie sich mit ihm herumgebalget hatten. Aber obschon diese Prüfung sie gemeiniglich das Leben kostete, so fand

er

er doch endlich seinen Meister, und Pollux, Jasons Gefährte, nahm es ihm auch.

Zu denselben Zeiten wurde Griechenland von olchen Straßenräubern beunruhiget, welche die Reisenden anfielen, und ermordeten, nachdem sie mit ihnen gekämpfet hatten. Herkules und Theseus ließen sind angelegen seyn, das Land von diesen Ungeheuern zu reinigen, und besiegten im Ringen Antheus und Cercyon.

Es war dortmals von großem Nutzen, sich in allen Leibesübungen vorzüglich auszunehmen, weil eine Schlacht nicht so sehr ein allgemeines Treffen, als eine Art von Kampfe war, wo sich viele Mann für Mann herumschlugen. Man kannte noch die Kunst nicht, die verschiedenen Theile des Heeres zugleich anrücken zu lassen. Man zog unordentlich aus: und der Sieg hieng mehr von der Stärke und Fertigkeit eines jeden einzelnen Soldaten, als von dem Heersführer ab. Man besann sich also auf Mittel, jene Stärke und Fertigkeit zu vermehren. Man übte sich für den Krieg, wie man sich für einzelne Kämpfe geübet hätte; und man dachte noch nicht, Heerschaaren aufzurichten. Das ist der Ursprung jener Uebungen gewesen, die ein Beweis von der Ungeschicklichkeit der Griechen sind.

Die Spiele, die schon in mehrern Städten eingesetzt waren, der Zulauf, der von allen Theilen Griechenlands sich dabey einfand, und die Preise, welche man an die Sieger vertheilte, brachten unvermerkt alle Uebungen zu ihrer Voll-

kommenheit. Aber sie verloren ihren Nutzen allgemach, so wie die Kriegskunst selbst vervollkommnet wurde. Sie konnten nicht mehr zum vorigen Endzwecke dienen, als die Heere ordentlich ins Feld zu rücken, und in einer Schlachtordnung zu fechten wußten: dann sah man erst wie weit ein Mann, der sich im Ringen hervorthat, von einem Kriegsmanne entfernet war.

Die Kriegsübung war alsdann von der Spielübung weit unterschieden, obschon beyde in ihrem Ursprunge nur eine nämliche Kunst gewesen waren. Die letztere war unnützlich geworden, und konnte künftighin nur das Vergnügen zum Gegenstande haben: sie wurde dadurch nur desto berühmter. Man nannte sie Agonistik in Absicht auf die öffentlichen Spiele; und Athletik, weil Athlet so viel als ein Kämpfer heißt.

Die Athletik gab Gelegenheit zu nützlichen Beobachtuugen. Man bemerkte zum Beyspiele, daß jene, die sich im Laufen übten, insgemein dicke Füße und schmale Schultern hatten; und die Fechter dagegen hatten breite Schultern und schmächtige Füße. Man erkannte dann, daß der Nahrungssaft, nach Art der Leibesübungen sich ungleich austheilet. Man entdeckte die Beschwerlichkeiten, die aus beyden entstunden, und den Nutzen, den man daraus ziehen konnte. Ja, man kam so weit, daß man die verschiedenen Wirkungen im Laufen in gerader Richtung, rundherum, vorwärts, rückwärts, in Kleidern, und ohne Kleider bemerkte. Es

muß

muß nämlich die Verschiedenheit der Bewegungen die Beschaffenheit der Theile des Leibes verändern ; und wenn ein Theil durch eine Bewegung geschmeidig wird , so mag es ein anderer durch eine entgegengesetzte Bewegung werden.

Auf gleiche Weise muß die Leibesübung an einem nackten Menschen andere Wirkungen verursachen , als an einem bekleideten : denn die Ausdünstung geschieht ungehinderter , und anstatt daß sie in das Geblüt zurückgeht , wird sie von der Luft , die den Körper umgiebt , weggenommen.

Es ist dann außer allem Zweifel , daß die Leibesübung zur Gesundheit und Stärke ersprießlich seyn kann. Ja , ich sage sogar : sie kann den Wuchs freyer , geschmeidiger machen , und der ganzen Person jenes ungezwungne Wesen mittheilen , welches die Quelle der Anmuth ist. Zu diesem Ende muß der Leib geübet werden , ohne daß er sich ermüde ; er muß bey Zeiten gewöhnet werden , sich nach allen möglichen Richtungen zu bewegen , und sogar sich regelmäßig und ordentlich zu bewegen. Alsdann wird die Bewegung den Nahrungssaft gleich austheilen , und das Wachsthum des Körpers nach richtigen Verhältnissen befördern. Dazu ist das Tanzen , wie es heut zu Tag üblich ist , weit geschickter , als die Gymnastik der Griechen.

Weil die alten Aerzte über die Leibesübungen von jeder Art Beobachtungen angestellt hatten, vergaßen sie nicht, Leibesübungen anzurathen: und dieses Mittel war nach der Mode, nicht so sehr, weil es nützlich war, als weil es auf die Sitten derselben Zeiten passete. Die Sitten werden die Richtschnur der Meynungen, gleichwie die Meynungen die Richtschnur der Sitten sind.

Es gab also drey Gattungen von Gymnastik; die kriegerische, die athletische, und die arzneymäßige. Ich will nur von der zweyten sprechen, welche allein zu den Spielen in Griechenland gehöret.

II. Kapitel.

Von den Einrichtungen der athletischen Gymnastik, und von den Belohnungen, welche den Siegern zugedacht wurden.

Die athletische Gymnastik machte erst zu den Zeiten des Perikles großen Fortgang. Das war die Zeit, da alles zur Vollkommenheit kommen mußte. Man wird bemerken, wenn man die Geschichte studiret, daß niemals eine Sache allein die Vollkommenheit erreicht, und daß die Menschen auf einmal in allen Gattungen weiter kom-

kommen. Sie sind lange Zeit ungesittet, weil sie lange Zeit nicht zu denken wissen: aber kaum haben sie gelernet, einer Sache nachzudenken, so wissen sie bald auch andern Sachen nachzudenken. Wenn gleich die Gegenstände des Nachdenkens sich verändern, so ist dennoch die Art nachzudenken für alle gleich; und deßhalben blühen die Künste und Wissenschaften, nach vielen Jahrhunderten der Unwissenheit, allemal zu gleicher Zeit.

Die Lust zu den athletischen Spielen wurde so weit getrieben, daß man den Ruhm eines guten Athleten dem Ruhme eines guten Soldaten vorzog; und die Leibesübungen, weil sie Spiele waren, brachten die Kriegsübungen in Vergessenheit. Die Griechen wendeten alle ihre Sorge darauf, zu eben jenen Zeiten, wo sie Mühe hatten, sich zur Beschützung des Vaterlandes zu bewaffnen.

Um Athleten zu bilden, richtete man viele Fecht- oder Kampfschulen auf. Der Gymnasiarch war das Oberhaupt davon. Er hatte eine Menge Gehülfen unter sich; und um seinen Rang ansehnlicher zu machen, hatte man eine Art von Priesterwürde damit verknüpfet. Dieser Mann machte die Einrichtung im Gymnasium: er theilte Belohnungen und Strafen aus: er konnte die Spiele in seinem Namen halten lassen: ein Stab, welchen er trug, war das Kennzeichen seiner Obergewalt, und er ließ sogar einen Stab vor ihm her tragen.

Man

Man wurde zu den öffentlichen und feyerlichen Kämpfen nicht eher zugelassen, als man sich zehn Monate unter einem Fechtmeister geübet hatte. Kein Gewerb war davon ausgeschlossen: man dorfte nur von einem ehrlichen Geschlechte, und weder ein Sclav, noch ein Ausländer seyn. Ein sicherer Philammon wurde erst alsdann aufgenommen, nachdem Aristoteles ein rühmliches Zeugniß von ihm abgeleget, und ihn zu seinem Sohne angenommen hatte. Alexander, ein Sohn des Amyntas Königs von Macedonien, erhielt die Erlaubniß, auf den Kampfplatz zu treten, nur deßhalben, weil er bewies, daß er von Abkunft ein Argier war.

Oberkeitpersonen hatten die Aufsicht bey den feyerlichen Spielen; sie theilten die Preise aus, und legten die Streitigkeiten bey, die etwan entstehen mochten. Man nannte sie Agonotheten, Athlotheten, oder Hellanodiker, welche Namen sich auf die Verrichtungen bezogen, die ihnen oblagen. Wenn die Athleten glaubten, man habe ihnen ein Unrecht gethan, so konnten sie sich an den Rath von Olympien berufen. Bey den pythischen Spielen entschieden die Amphiktyone selbst über die Kämpfe. Aber man konnte von ihrem Urtheile sich an den Agonotheten, das ist, an den Oberaufseher der Spiele, und in den letzten Zeiten von diesem an den Kaiser berufen. Im übrigen brauchten diese Richter zehn ganze Monate, um sich in den athletischen Regeln zu unterrichten.

Die

Die Athleten gewöhnten sich, Hunger, Durst, Hitze, Staub, und alle Ungemächlichkeiten einer beschwerlichen Leibesübung zu übertragen. In der Absicht, mehr Stärke zu erlangen, hatten sie die Speisen, die man für schwerer hält, wie Rindfleisch, Schweinfleisch, und ein sehr rauhes Brod, zu ihrer Nahrung gewählet. Ihre Gefräßigkeit war außerordentlich. Milo von Krotona schlug einen vierjährigen Stier, den er bis an das Ziel einer Rennbahne getragen hatte, mit einem Fauststreiche nieder, und zehrte ihn, wie man saget, in einem Tage auf.

Diese übermäßige Nahrung konnte keine dauerhafte Stärke geben. Die Athleten waren weder zu beschwerlichen Reisen, noch zum Kriege tauglich: sie hatten, neben einem plumpen und faulen Verstande, einen unförmigen Körperbau, einen unwiderstehlichen Hang zum Schlafe, eine starke Anlage zum Schlagflusse. Selten behielten sie ihre Kraft länger, als fünf Jahre. Es scheint, sie haben nur getrachtet, ihren Leib dickwanstiger zu machen.

Eh man die Spiele anfieng, erinnerten die Richter die Athleten an die Bedingnisse, unter welchen sie angenommen worden waren; und sie befahlen jenen, die sich eine Niederträchtigkeit oder ein Verbrechen vorwerfen konnten, zurückzutreten.

Nachmals führte ein Herold jeden Athleten in der ganzen Strecke des Kampfplatzes herum, und foderte Ankläger auf, um zu erklären, ob sie

gegen

gegen seine Herkunft oder seine Sitten etwas ein zuwenden hätten.

Nachdem endlich alle hatten schwören müssen, die Gesetze genau zu beobachten, welche für jede Gattung des Kampfes vorgeschrieben waren, hielten die Gymnasten oder Fechtmeister Anreden an sie. Ja, diese Reden haben so wichtig geschienen, daß gewisse Redkünstler eigene Regeln dazu haben vorschreiben wollen.

Wann das Loos die Rangordnung bestimmet, und jene, die miteinander kämpfen sollten, zusammengepaaret hatte, rief der Herold die Athleten aus, welche zu erscheinen hatten, und von denen zuvor die Namen in ein Verzeichniß aufgeschrieben worden waren.

Es waren dem Sieger Preise bestimmet, und das war noch die geringste aus allen Belohnungen, die er sich versprechen dorfte.

Mit einer Krone bekränzet, einen Palmzweig in der Hand, und mit einem blumigten Kleide angethan, durchlief er die Rennbahne unter dem Zurufen des Volkes, welches ihm Geschenke reichte. Ein Trompeter gieng vor ihm her, und ein Herold rief seinen Namen und sein Vaterland aus.

Seine Vaterstadt bereitete einen Triumph für ihn. Mit den Zeichen seines Sieges, auf einem vierspännigen Wagen, und von vielen Wagen begleitet, zog er durch eine niedergerissene Mauerröffnung ein, um zu zeigen, daß eine Stadt, die solche Bürge hatte, der Mauern schon ent-

behren

behren könnte. Zu Agrigent sah man bey dem Einzug eines Athleten bis auf dreyhundert Wagen, von denen ein jeder mit zweenen Schimmeln bespannet war. Gastmahle, welche das Publikum und Privatpersonen anstellten, machten den Beschluß von dergleichen Feyerlichkeiten.

Soll ich noch sagen, daß die Namen der Sieger in den Archiven aufgezeichnet, daß ihre Siege von Dichtern besungen wurden? daß sie das Recht des Vorsitzes bey den Spielen hatten? daß sie auf Kosten des Publikums unterhalten wurden? daß man ihnen Bildsäulen aufstellte? Man that noch mehr: man erwies ihnen zuweilen göttliche Ehren. Zu solchen Ausschweifungen ließen sich die Griechen verleiten. Man darf sich nicht wundern, wenn Cicero sagte, daß es in Griechenland rühmlicher sey, in den olympischen Spielen gesieget zu haben, als zu Rom, mit den Ehren des Triumphes belohnet zu werden.

Mag immer ein Athlet im Ringen sich ausnehmen, sagte Euripides: mag er immer einen Wurfstein zu schleudern, einen Faustschlag zu geben wissen; was hilft seinem Vaterlande die Krone, die er erkämpfet? wird er den Feind mit Wurfscheiben zurückjagen? wird er ihn mit Ringen erlegen? wird er ihn mit Faustschlägen auf die Erde strecken? All dieses ist vergeblich, wenn man mit eisernen Waffen sich wehren kann.

Also redeten die vernünftigen Leute. Aber der verblendete Pöbel hieng mit Uebermaße dieser Art von Schauspielen nach; und vergebens hatte Solon geglaubet, den Verschwendungen der Athenienser Einhalt zu thun, da er die Besoldung eines Athleten, der bey den olympischen Spielen gesieget hatte, auf 500 Drachmen (*) herunterseßte. Dieser weise Gesetzgeber fand, daß diese Art von Leuten sehr zur Last waren, und hieß ihre Siege verderblicher für das Vaterland, als für die besiegten Antagonisten.

III. Kapitel.

Von dem Laufen.

Das Laufen hatte den ersten Rang unter den Leibesübungen. Mit diesem fangen allezeit die Spiele an, die von Homeren beschrieben werden, und deßhalben machte das Laufen bey den Schauspielen zu Olympien den Anfang. Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo ihre ganze Feyerlichkeit im Laufen bestand: denn die andern Kämpfe, in denen man sich übte, wurden erst nach und nach dabey angenommen.

Es gab dreyerley Gattungen im Lauf Fuße, auf Wagen, und zu Pferd

(*) Ohngefähr 100 Gulden.

fen zu Fuße, als das natürlichste, ist die ältste Art gewesen; und das Pferdrennen ist zum spätsten bekannt geworden.

Fürwahr, es ist nicht wahrscheinlich, daß die Pferde zuerst zum Reiten seyn gebrauchet worden. Man wird sie haben bändigen wollen, eh man sich wagte, sie zu besteigen. Allein das einfachste und gefahrloseste Mittel ist gewesen, daß man sie an schwere Dinge spannte. Schlitten werden also wohl das erste Fuhrwerk gewesen seyn. Die Walzen, worauf man sie gestellt haben wird, mögen Räder geworden seyn. und man wird Wagen gehabt haben, die unsern Karren ähnlich sahen.

Diese Vermuthung wird dadurch bestätiget, daß zu den Heldenzeiten das Reiten noch unbekannt war. Homer spricht niemals davon: und dennoch waren die Wagen schon im Brauche.

Die Plätze, wo man zu Fuße lief, hatten Anfangs nur eine Stadie in die Länge. Deßhalben wurde ihn[illegible] dieser Name beygelegt. Nachmals wurde [illegible]ängert, und man fuhr noch immer fo[illegible]dien zu heißen. Ja, man verstund [illegible] Benennung die Rennbahne, we[illegible]n d[illegible]en, und den Raum, [illegible]er[illegible]. In diesem W[illegible]ort Stadie die [illegible]e Art von [illegible] Schritte in

in der Länge, die nach dem Fuße des Herkules gemessen waren. Die pythische Stadie hatte 400 Schritte mehr. Sie waren sehr ungleich.

Mitten in die Stadie stellte man die Preise, welche den Siegern bestimmet waren. An einem Ende davon war ein Ziel aufgestellt, welches ein Steinstück von mittelmäßiger Größe war. Das andre Ende war mit einem gespannten Seile oder mit einem Querholze verschlossen. Die Athleten waren längs diesem Schranken hin, jeder an dem Platze, den ihm das Loos beschieden hatte, angestellet. Da machten sie das Vorspiel mit Sprüngen oder andern Bewegungen, und sie flogen dem Ziele zu, so bald der Schranken geöffnet war: das ist, sobald man das Seil oder das Querholz fallen ließ.

Es gab dreyerley Laufarten: die Stadie, wo die Laufbahne vollendet war, wenn man das Ziel erreichte; den Diaul, das ist, die doppelte Laufbahne, wo man um das Ziel herumlief, und zum Schranken zurückkam; und die Dudolik, welche nur der doppelte, dreyfache, Diaul war u. s. w.

Es war nicht erlaubet, seinen Gegner bey den Haaren zu ziehen, oder zu stoßen, um ihn vom Ziele zu entfernen, oder zum Falle zu bringen. Die Fertigkeit allein mußte den Sieg entscheiden. Es gab Laufarten, wo die Athleten nackend liefen, und andere, wo sie leicht bewaffnet waren.

ren. Zum wenigsten hatten sie einen Helm, einen Schild, und Halbstiefelchen.

Herkules, der die olympischen Spiele eingeführet, hatte die Verordnung gemacht, daß die Athleten nackend erscheinen sollten, theils weil die Beschaffenheit der meisten Kämpfe das zu erfodern schien, theils wegen der großen Hitze: denn die Spiele wurden am längsten Sommertage gehalten. Im Anfange trugen gleichwohl die Athleten eine Art von Scherpe, die von den Lenden auf die Kniee herabhieng: aber nachmals legten sie dieselbe ab, weil einmal einem gewissen Orsippus seine Scherpe aufgegangen und zwischen die Füße gekommen war, wodurch er einen Fall that, der ihm den Sieg entwandte. Außerdem entkleidete man sich nicht beym Wagenrennen, oder wenn man sich mit Spießwerfen übte.

Bey dieser Entblößung konnte man desto leichter sich der Salbungen bedienen. Man that es mit Oele, worunter man insgemein Wachs und Staub mengte, und sich damit beschmieren ließ. Dadurch wollte man die Glieder am Leibe gelenkiger machen, und die Verrauchung der Lebensgeister vermindern.

Die Bahnen, wo das Wettrennen zu Pferde und auf Wagen geschah, wurden Hippodromen geheißen. Sie hatten vier Stadien in der Länge und eine in der Breite. Weil aber dieser Raum noch nicht groß genug schien, durchlief man ihn bis auf sechsmal. Zu den Heldenzeiten wurde dieses Schauspiel auf weiten Ebenen

gehalten, und man schränkte sich erst auf ein engeres Erdreich ein, als man dieser Gattung von Uebungen einen eigenen Platz widmeu wollte.

Es ist nicht leicht, sich einen genauen Begriff von einem Hippodrome zu machen, obschon Pausanias jenen zu Olympien beschrieben hat. Es war ein langes Viereck. Am Ende stand ein Ziel, welches nicht sonderlich breit war, damit bey der Austheilung der Plätze, von denen man ausgieng, die Wagen alle ohngefähr einen gleichen Raum zu durchlaufen hätten. Unterdessen hatten doch nothwendiger Weise, beym Anfange der Laufbahne, einige einen Vortheil vor den andern: dennn es war nicht möglich, alle in einem gleichen Abstande von der rechten Seite des Zieles anzustellen, wo sie herumkehren mußten. Deßhalben wurden die Plätze durch das Loos gezogen.

Das Ziel stand mitten auf einem kleinen Viereck, welches von außenzu abwärts hieng, und man wurde hinunter gerissen, wenn man nicht genau auf dem schmalen Wege blieb. Gleichwohl mußte man in diesem Graben rennen, wann ein Wagen an das Ziel gestoßen und zerbrochen war, wo er alsdann den Weg versperrte. Man fuhr bis auf sechsmal um das Ziel herum, und jedesmal kehrte man zurück, um ein Gerüste zu umfahren, das an der Seite des Schrankens stand.

Der

Der Hippodrom war mit einer halbmann hohen Mauer eingeschlossen, an welcher die Zuschauer sich anreiheten. Auf beyden Enden standen verschiedene Gerüste, und an der Seite des Schrankens war unter andern eines aufgeführt, welchem man die Eigenschaft zuschrieb, die Pferde scheu zu machen.

Der Schranken wurde für ein prächtiges Maal der Baukunst gehalten. Es war ein Platz, vierhundert Schritte lang, und mit Wagenschupfen umgeben. Er hatte das Aussehen von dem Vordertheil eines Schiffes. Er war inwendig ausgehöhlt, und bauchrund von außen; gegen die Seiten gieng er in die Weite, und gegen die Laufbahne wieder enger zusammen. Mitten darinnen stand ein Altar, und auf dem Altar ein äherner Adler, der seine Flügel ausbreitete, und wenn alles rüstig war, durch eine Feder sich aufschwung. Im nämlichen Augenblicke sank ein Wallfisch, der beym Eingange des Hippodroms auf einer Art von Säule befestiget war, in die Erde hinunter. Dann zogen die Wagen aus ihren Schupfen aus, und besetzten beym Antritte der Bahne den Platz, den ein jeder durch das Loos erhalten hatte. Es konnten zehn, oder auch mehr Wagen auf einmal rennen.

Die Wagen waren beynahe durch nichts, als ihr Gespann, unterschieden. Sie waren sehr leicht, und hatten zwey oder vier Pferde neben einander voraus. Manchesmal spannte man

Fohlen, anderemal Maulthiere daran. Der Wagen stellte eine Art von Muschel, auf zweyen Rädern vor, worinnen der Athlet aufrecht stehen mußte. Alexander siegte in einem Wettlaufen mit Wagen. Aber man konnte auch durch seine Bereiter um den Preis streiten lassen. Philipp gewann einen auf solche Art bey einem Pferderennen.

Das Pferderennen wurde vermuthlich nicht in dem nämlichen Hippodrom gehalten: denn das Ziel, welches für die Wagen gefährlich war, hätte es für die Pferde nicht seyn können.

Zuweilen saß man auf einem Pferde, und führte noch ein zweytes mit sich. Mitten im Rennen sprang man herunter, und setzte zu Fuße den Lauf zwischen den zweyen Pferden fort, die man am Zügel hielt. Es ist bekannt, das die Griechen weder von Sattel noch Steigbiegel etwas wußten.

IV. Kapitel.

Von den übrigen athletischen Uebungen.

Wann die Athleten im Faustkampfe sich balgen wollten, stellten sie sich auf ihren Füßen fest, setzten sich in die geschickteste Lage, um ihren Kopf vor den Streichen zu verwahren, huben die Arme bis an die Stirne in die Höhe, streckten sie vorwärts aus, und zogen den Rücken

cken zusammen. Nachmals drohten sie einander mit geschloßnen Fäusten, schlugen in der Luft herum, und neckten sich zuweilen ganze Stunden lang. Andermal fielen sie einander hitzig an, und richteten sonderbar ihre Streiche auf das Haupt. Jeder heftete seine Blicke auf den andern, nahm sein Augenmaaß, suchte die schwache Seite seines Gegners auszufinden, und trachtete vorzüglich sich also zu stellen, daß er die Sonne im Gesichte hatte. Wann sie zu sehr ermüdet waren, um den Kampf fortzusetzen, huben sie ihn mit Einverständniß auf: nach etlichen Augenblicken kehrten sie zurück, und schlugen sich einander so lange, bis einer aus beyden um Gnade bitten mußte. Ein Athlet war sonderbar bedacht, zu verhindern, daß sein Gegner durch die Erkenntniß aller seiner Vortheile keine Ermunterung erhielt; und er ließ sich angelegen seyn, den Schmerz von den Streichen, die er empfangen hatte, zu verbergen. Euridamas von Cyrene schluckte die Zähne hinab, die man ihm eingeschlagen hatte, und erhielt den Sieg.

Zuweilen fielen die Athleten todt oder halbtodt auf dem Schlachtfelde nieder. Andermal blieben sie für ihr ganzes Leben gelähmet. Insgemein kamen sie so verzerret und ungestalt aus dem Kampfe, daß man sie unmöglich erkennen konnte: und sie wurden selbst vor den Augen des Volkes verächtlich, das ihnen zugeklatschet hatte.

Um diese Kämpfe noch gräulicher zu machen, sann man Trotz- und Wehrwaffen aus. Jene waren eine Art von Panzerärmeln, die aus ledernen Riemen gemacht wurden: in diese wickelte man die Faust ein, nahm sie an den vordern Arm, und hängte manchesmal Platten von Kupfer, Bley, oder Eisen daran. Die Wehrwaffen bestanden in einer Mütze, welche die Schläfe und die Ohren bedeckte.

Bey den Ringern war das Reiben und Salben des Leibes vorzüglich im Brauche. Dadurch wurde der Umlauf des Geblüts schneller betrieben, und die allzugroße Ausdünstung verhindert: die Glieder wurden stärker und gelenkiger gemacht.

Man stelle sich zween Männer vor, die sich zugleich mit den Fäusten anpacken, die ihre Arme in einander schlingen: sie reißen, stoßen, schütteln sich, laufen mit der Stirne wider einander, werfen sich zu Boden, wälzen sich über einander, fassen sich an der Gurgel, verdrehen sich den Hals, u. s. w. Ein andermal schlungen sie die Finger in einander, drückten sie stark zusammen, hielten die flachen Hände einander entgegen, und suchten sich zum Weichen zu bringen: sie verrenkten sich die Arme, die Knöchel, alle Gelenke; und der Kampf hatte nicht eher ein Ende, als einer von beyden um Gnade bath.

Um die Krone zu erlangen, mußte ein Ringer dreymal gekämpfet, und wenigst zweymal gesieget haben.

Zuweilen kämpften die nämlichen Athleten im Ringen und auf die Faust, und die Verbindung dieser zwey Spiele wurde Pankraz geheißen.

Stücke von Holze, Steine, Kupfer, oder Eisen, von denen einige unförmig, andere platt und zirkelförmig, etliche rnnd und geschliffen waren, nannte man Scheibe oder Diskus, welches Wort so viel, als werfen, schleudern, bedeutete. Zuweilen hatten diese Scheiben ein Loch in der Mitte, und da zog man einen Strick durch, damit man es desto stärker schleudern könnte: überhaupt waren sie sehr schwer, und dennoch warfen sie die Athleten in die Höhe, fiengen sie auf, schlugen sie eben so leicht als geschicklich zurück. Das thaten sie vor dem Anfange des Spieles.

Damit sie weniger ausglitschten, wälzte man sie im Staube, und wann man sie werfen wollte, hielt man sie also, daß der untere Rand in der Hand lag, und von den vier Fingern, die vorwärts gekrümmet waren, gehalten wurde, indessen daß die hintere Fläche auf dem Daumen, der flachen Hand, und einem Theile des vordern Armes ruhete. Nachmals trat man mit einem Fuße aus, bog sich vorwärts, und nachdem man mit dem Arme öftermal den Schwung genommen hatte, stieß man die Scheibe mit der Hand, mit dem Arme, und mit dem ganzen Leibe fort. Im übrigen warf man nach keinem Ziele: sondern es kam nur darauf an, wer weiter werfen könnte.

Diese Athleten nannten sich Diskobole. Sie waren gemeiniglich nackend, und beschmierten sich mit Oele, wie die Ringer.

Bald warf man mit Wurfspießen, bald machte man gefährliche Sprünge. Zuweilen schlug man Ballen mit der Faust, mit der flachen Hand, oder mit dem Fuße. Wann sie sehr dick und sehr hart waren, verwahrte man die Hand mit ledernen Riemen: denn die Griechen kannten die Raketten nicht. Aber diese Dinge verdienen nicht, daß wir uns damit aufhalten.

Stärke war vor allen Dingen zum Faustkampfe, zum Ringen, und zum Pankraz erfoderlich; wo dagegen andere Leibesübungen Geschicklichkeit verlangten. Die Griechen nannten die erstern schwere, die letztern leichte Uebungen; und Herkules hat ihre Bewunderung verdienet, weil er sich in allen hervorthat. Athleten von dieser Art waren seltsam, und wurden Pentathleten geheißen, weil sie zu fünferley Kämpfen geschickt waren: zum Springen, zum Scheiben werfen, zum Wurfspieße, zum Ringen, zum Laufen. In der Folge zählte man auch den Faustkampf dazu, und sie behielten eben diesen Namen. Im übrigen war das Springen, die Scheibe, der Wurfspieß allezeit vereiniget: denn man findet nicht, daß ein Athlet sich auf eine von diesen Uebungen mit Ausschlusse der übrigen verleget hätte.

Der Pentathlet wurde nicht eher bekrönet, als er in allen Spielen gesieget hatte. Aber man brauchte die Vorsorge, ihn nur mit einem andern

dern Pentathleten kämpfen zu lassen. Es wäre zu nachtheilig für ihn gewesen, es mit einem Athleten aufzunehmen, der auf ein einziges Fach abgerichtet war.

V. Kapitel.

Von gelehrten Wettstreiten.

Die Dichter fanden sich bey den öffentlichen Spielen ein. Sie besangen die Götter, und die Sieger: dadurch zogen sie sich einen Zulauf herbey, der für ein neues Schauspiel dienete. Man fieng also an, sie gegen einander zu vergleichen, ihren Werth zu bestimmen, sie einander vorzuziehen.

Dann verwunderte man sich, daß man auf die Leibesübungen Preise gesetzet, und die Verstandsgaben unbelohnt gelassen hatte. Man setzte dann Preise für die Dichter aus.

Man weiß den Zeitpunkt dieser Verordnung nicht: man sieht allein, daß um die sechszigste Olympias, 540 Jahre vor Christi Geburt, Pindarus fünfmal von Korinnen ist überwunden worden. Nichtsdestoweniger wurden diese Spiele niemals so berühmt, als die vorigen.

Die Wettstreite der tragischen Dichter erhielten erst um die siebenzigste Olympias einen Ruhm. Man mußte mit einer Tetralogie, das ist, mit dreyen Trauerspielen und einer Stachelschrift, um

den

den Preis kämpfen. Sie wurden bey den dionysischen, lenäischen, chitriakischen, und panathenaensischen Spielen aufgeführt: die dritten waren dem Bachus, und die letzten der Minerva zu Ehren eingesetzt.

Plato hatte in seiner Jugend eine Tetralogie verfertiget: ja er hatte sie schon bey den dionysischen Spielen zur Vorstellung hergegeben; nachdem er aber dem Sokrates zugehöret hatte, nahm er sie zurück, und gab der Dichtkunst den Abschied.

Es waren auch Preise für die Lustspiele, für die Tonkunst, und für die Wohlredenheit bestimmet. Aber es giebt Dinge, die man nicht erschöpfen muß, gleichwie es andere Dinge giebt, welche man niemals zu viel studiren kann.

VI. Kapitel.

Von den Preisen.

Die Preise waren nicht einerley in allen Städten, wo man Spiele aufführte. Zu Lacedämonien, Thebe, Sicyon, Argos, Tegea, u. s. w. schenkte man den Siegern Sklaven, Pferde, Maulthiere, Ochsen, äherne Gefäße, silberne Dreyfüße, Becher, Kleider, Waffen, oder auch gemünztes Geld. Aber die berühmtesten waren jene, wo der Preis in einer einfachen Krone bestand. Bey den olympischen Spielen war

sie

sie von Oelzweige, bey den isthmischen von Fichten, bey den nemäischen von Eppich, bey den pythischen von Lorber. Gleichwohl hat all dieses mit der Zeit sehr viele Verändrungen erlitten; und es giebt Schriftsteller, die von goldenen Kronen sprechen, die bey den olympischen Spielen ausgetheilt worden seyn sollen.

Der Athlet wurde auf dem Felde des Sieges von einem Herolde bekrönet. Manchesmal geschah es, ohne daß er gekämpfet hatte, wann nämlich keiner gewesen war, der es mit ihm aufzunehmen wagte. Ja, er konnte die Krone erlangen, auch nachdem er im Kampfe geblieben war. Der Pankraziast Arrachion nahm seinen Gegner, der ihn an der Gurgel gefasset hatte, beym Fuße, brach ihm eine Zehe ab, und zwang ihn durch den Schmerz, den ihm dieses verursachte, um Gnade zu bitten, da er eben selbst erwürget wurde, und den Geist aufgab. Er wurde zum Sieger erkläret.

Wann die Athleten die vorgeschriebnen Gesetze übertraten, wurden sie nicht allein des Preises beraubet, sondern auch mit Ruthen geschlagen. Man strafte mit Gelde diejenigen, die man überweisen konnte, daß sie ihre Gegner haben bestechen wollen, und von diesem Gelde richtete man den Göttern Bildsäulen auf.

Die olympischen Spiele waren aus allen die berühmtesten, und bey diesen war es sonderbar glorwürdig, den Preis zu erhalten. Nachdem sie von Iphitus, auf Anhalten Lykurgs, und

nach

nach dem Muster derjenigen, die Homer beschrieben hatte, wieder eingesetzt worden waren, wurden sie ordentlich erneuert, so oft vier Jahre verflossen waren.

Wir haben gesehen, daß der Hauptvortheil dieser Spiele gewesen ist, die Sitten der Völker in Griechenland verfeinern zu helfen. Sie waren desto geschickter dazu, weil man sie zu Ehren der Götter, der Helden, und der großen Männer beging: und da die Griechen durch eine Folge von Umständen, aus ihren Aberglauben und ihren Ergätzungen eine gemeine Sache gemacht haben, so hatten diese Spiele alles erfoderliche an sich, um einen großen Zulauf herbeyzulocken, und folglich die Völker an das gemeinschaftliche Leben zu gewöhnen.

Zwey-

Zweyte Abtheilung.

Von dem jüdischen Volke.

I. Kapitel.

Hauptveränderungen bey dem jüdischen Volke.

Die ganze Erde beynahe war dem Götzendienst ergeben. Thare, um nach der Sprache der Schrift zu reden, bethete die fremden Götter an, als Abraham von Gott berufen wurde, der Führer eines Volkes zu werden, das unter verschiedenen Benennungen bekannt ist. Die Hebräer erhielten erstlich diesen Namen von Heber, wo sie hergekommen waren, oder von dem Worte Havar, welches fremd heißt. Man nannte sie Israeliten, von Jakob her, der nach seinem Kampfe mit dem Engel den Zunamen Israel bekam; Juden von der Zunft Juda; und endlich das Volk Gottes von dem Bunde, den Gott mit ihnen geschlossen hatte.

Jakobs Familie bestand im Ganzen aus siebenzig Personen, als er nach Aegypten zog. Sie vermehrte sich in 215 Jahren so sehr, daß sie den Königen Aegyptens furchtbar wurde. Man wollte dann die Israeliten unterdrücken: aber Gott beschützte sie, und ihre Anzahl wuchs immer weiter auf. Sechsmalhundert tausend Männer, ohne die Weiber, Kinder, und Greisen zu rechnen,

zogen unter der Leitung des Moses von Aegypten aus.

Gleichwohl enthält der Zwischenraum von Jakob bis auf Moses nicht mehr als fünf Geschlechter; und folglich muß man diese außerordentliche Vermehrung für eine Wirkung des göttlichen Schutzes ansehen. Ich mache diese Anmerkung, damit man begreife, daß es nicht vernünftig wäre, wenn man nach einem Umstande von dieser Art die Bevölkerung der ersten Zeiten beurtheilen wollte. Man ist in dieses Irrthum verfallen. Es sind, hat es geheißen, von der Sündfluth bis auf Abraham, neun oder zehn Menschengeschlechter gewesen. Wenn wir nun alle Familien nach Jakobs seiner berechnen, so mag sich die Familie des Mesraim in neun Geschlechtern bis auf hundert Millionen, und in zehn auf zehn tausend Millionen vermehret haben. Also würde man durch Berechnungen im einzigen Aegypten zu Abrahams Zeiten mehr Einwohner herausbringen, als die ganze Erde nicht enthalten kann.

Die Israeliten sind ein sehr fühlbarer Beweis von dem Hange der Menschen zur Abgötterey. Da sie von Gotte beschützet, und von den Abgötterern verfolget wurden, scheint es, sie hätten vom Götzendienste weit entfernet bleiben sollen. Gleichwohl haben sie schon in Aegypten angefangen, des Gotts Abrahams, Isaaks, und Jakobs zu vergessen. Verlasset, sprach Josue zu ihnen, jene Götter, die eure Väter in Mesopotamien und in Aegypten angebethet haben.

Die

Die Zeit von der Auswanderung aus Aegypten bis auf Saul machet ohngefähr 400 Jahre aus. Sie stellet nichts anderes vor, als eine Reihe von Abfällen und Dienstbarkeiten; ein immer undankbares Volk; einen immer gerechten, immer gütigen Gott, der strafet und verzeiht.

In der Wüste sieht man nichts als beständiges Murren, Mistrauen auf die Vorsehung, Abfall von dem Dienste des wahren Gottes, Verschwörungen gegen den Moses. Alle Wunderwerke, die Gott durch ihn gethan hatte, werden vergessen. Nach der Strafe kehren sie zu ihrer Pflicht zurück, und bald darauf werden sie wieder strafbarer, als zuvor.

Gleichwohl läßt sie Gott über die Nationen siegen, welche das Land der Verheißung bewohnten. Anstatt diese zu vertilgen, wie er es ihnen gebothen hatte, verbinden sie sich mit einigen, und bethen ihre Götzen an. Ihr Götzendienst wird mit der Dienstbarkeit gestraft. Sie werden von Cusan, dem Könige von Mesopotamien unterjochet: nachmals kehren sie zu Gotte zurück, der ihnen den Othoniel sendet, um sie von der Unterdrückung zu befreyen. Nach dem Tode dieses Erretters fallen sie in neue Laster, und in neue Dienstbarkeit unter Eglon dem Moabiterkönige. Sie versöhnen sich wieder mit Gotte, der sie abermal frey machet. Also werden sie allmählig Jabin dem Chananäerkönige, den Madianiten, den Philistern, und den Ammonitern dienstbar.

Die Befreyer, welche Gott ihnen von Zeit zu Zeit sendet, werden in der Schrift Richter geheißen. Sie waren nicht einfache Oberkeitpersonen, die nur bestellet wurden, um das Recht zu sprechen. Ja, es hat einige gegeben, welche das Richteramt niemals verwaltet haben; wie Samson. Sie hatten eine unbeschränkte Gewalt, welcher Gott allein die Gränzen bestimmte. Sie waren, also zu reden, seine Gewalthaber. Ihre Würde war nicht erblich. Das Volk erwählte sie nicht, außer wenn seine Wahl eben auf jene fallen sollte, die Gott selbsten erwählet hatte. Also ließ Gott, zum Beyspiele, die Israeliten den Jephte wählen, um sie gegen die Ammoniter zu beschützen. Die Gewalt eines Richters erstreckte sich nicht allezeit über ganz Israel; sondern nur auf jenen Theil des Volkes, der sich seiner Regierung unterworfen, oder welchem Gott denselben vorgesetzt hatte.

Die Richter beschlossen Krieg oder Frieden. Wann sie die Streitigkeiten von Privatpersonen ausmachten, so war ihr Urtheil entscheidend. Sie hatten die Gesetze zu schützen, und die Religion zu vertheidigen. Aber Gott, der seinen Willen durch die Priester, oder durch das Orakel Urim und Thummim (*), kundthat, war der einzige Gesetzgeber.

Samu-

(*) Gott gab Antwort, wann er von dem Hohenpriester befraget wurde, der mit dem Ephod bekleidet war, woran das Urim und Thummim hiengen. Einige sagen, diese zwey Worte, die Lehre und Wahrheit bedeuten, seyn

auf

Samuel ist der letzte Richter gewesen. Er hatte acht und zwanzig Jahre regieret, als das Volk einen König begehrte. Gott, der dieses Betragen als eine Beleidigung seiner Majestät ansah, gab ihm Saul in seinem Zorne. Saul vergaß bald, was er Gott zu verdanken hatte, und stürzte sich durch seinen Hochmuth ins Verderben.

David, der auf ihn folgte, war ein Beyspiel von Tugend und Starkmuth. Gleichwohl verfiel er in Laster, und wurde dafür durch die Verwirrungen gestrafet, die in seiner Familie entstanden. Dieser König erkannte seinen Fehler, bereute ihn, und unterwarf sich dem Willen Gottes.

Bis auf David war die Gabe der Weissagung seltsam gewesen. Man fragte den Hohenpriester durch das Urim und Thummim, was man unternehmen sollte. Von Davids Zeiten an, ließ Gott Propheten aufstehen, welche von den Königen zu Rath gezogen wurden, oder welche die Könige an ihre Pflichten erinnerten.

Salomon, jener so weise, so erleuchtete König, verfiel in die Abgötterey. Roboam, weil er dem Rathe seiner Höflinge gefolget war, beherrschte nur die Zünfte Juda und Benjamin

auf ein Goldblech gegraben gewesen, das mitten am Schildlein (Rationale) hieng. Andere behaupten, Urim und Thummim seyn zween kostbare Steine, an welchen man durch den außerordentlichen Schimmer, den sie von sich gaben, die Wahrheit erkannte. Sey es, wie es immer will: der Hoheprieſter sprach Orakel aus, wann er mit seinen Kleidern angethan war.

noch. Die zehn übrigen erwählten Jeroboam zu ihrem Könige. Also entstanden zwey Königreiche, das jüdische und das israelitische.

Jeroboam, welcher den Thron bestiegen hatte, um die Abgötterey Salomons zu bestrafen, wurde selbst ein Abgötterer, und beynahe alle seine Thronfolger fielen in das nämliche Irrthum. Ein jeder war der Werkzeug, dessen sich Gott in seinem Zorne bediente, um die Gottlosigkeit seines Vorgängers zu bestrafen, und mußte bald selbst von seinem Nachfolger wieder bestrafet werden.

Vergebens schickte Gott den Israeliten Propheten zu: dieses Volk hörte nicht auf, ihn durch seine Laster zu erzörnen. Es wurde seinen Feinden Preis gegeben. Das Reich, das Jeroboam aufgerichtet hatte, wurde nach zwey hundert vier und fünfzig Jahren zerstöret. Salmanasar führte die zehn Zünfte in die Gefangenschaft fort.

Juda blieb dem Herrn nicht getreu. Die vorigen Laster zogen ihm wieder die vorigen Strafen zu. Hundert und etliche Jahre nach der Zerstreuung der Israeliten ließ Gott Nabuchodonosor das Reich Juda erobern, und die Juden wurden nach Babylon gebracht.

Die Israeliten blieben für immer verworfen. Aber die Juden, nachdem sie mit einer siebenzigjährigen Gefangenschaft gestraft worden waren, erhielten vom Cyrus die Erlaubniß, Jerusalem wieder aufzubauen. Von derselben Zeit an wur-

den

den sie von den Hohenpriestern regieret, und hielten endlich dem Herrn besser die Treue.

Die Priester bey den Hebräern begnügten sich mit der Verwaltung der gottesdienstlichen Verrichtungen nicht: sie haben zu allen Zeiten vielen Theil an der Regierung gehabt. Deßhalben, als die Juden keinen eigenen König mehr hatten, und alle fremde Herrschaft von sich abgeworfen haben, waren die Priester im Besitze der Obergewalt, und verbanden endlich die Königswürde mit der Priesterschaft. Davon muß ich noch ausführlicher sprechen.

Moses ist der erste Hohepriester gewesen. Aber die Priesterwürde kam nicht auf seine Nachkömmlinge. Gott erwählte Aaron und seine Nachkommenschaft dazu. Die übrigen Sprossen der Zunft Levi machten die Versammlung der Leviten aus, welche den Priestern untergeordnet waren.

Ein Umstand, welcher im Anfange zur Obergewalt der Leviten und Priester mag beygeholfen haben, ist gewesen, daß sie allezeit sehr besorget waren, nicht außer ihrem Stande zu heurathen; das ist: daß niemals einer von ihnen aus einer andern Zunft eine Frau nahm. Geschah es etwa, daß sich einer wider dieses Gesetz vergieng, so war er von dem Altardienste, und von allen priesterlichen Rechten ausgeschlossen. Man konnte unmöglich unter dem Vorwand eines zweydeutigen Geburtsrechts in ihre Versammlung aufgenommen werden, weil man in den Verzeichnis-

sen das genaue Geschlechtregister von allen Zweigen des Stamms Levi aufbehielt.

Wenn die Priesterschaft nicht so eifersüchtig auf ihre Vorrechte gehalten, und sich mit den übrigen Zünften in Verbindungen eingelassen hätte, so würde sie unvermerklich mit ihnen vermengt worden seyn. Die Priester und Leviten würden nach den Familien, in welche sie gekommen wären, verschiedentliche Angelegenheiten gehabt haben. Dadurch wären sie nicht in so gutem Verständnisse geblieben, und weniger mächtig geworden.

Weil diese Verbindungen durch das Gesetz verbothen waren, entstand ein Körper daraus, dessen Glieder von einem und demselben Geiste beseelet wurden, und dessen Obergewalt um desto größer war, je mehr die übrigen Zünfte sich vermengten, und durch ihre verschiedentlichen Privatangelegenheiten den Samen zur Zwietracht vermehrten.

Ueberdas hatte die Priesterschaft ihre Macht dem Reichthume zu verdanken. Dieses mußte nothwendiger Weise beträchtlich aufwachsen, weil die Leviten den Zehend von allen Einkünften in Israel zogen. Sie gaben den Priestern den Zehend von diesem Zehenden; und der oberste Opferpriester hatte den Hauptheil davon. Er war das Oberhaupt der Priesterschaft, und der einzige Richter von allem, was die Religion betraf. Sowohl sein Reichthum, als seine Verrichtungen räumten ihm allen Vorrang ein; und seine

Macht war nicht viel geringer, als die Macht eines Monarchen.

Alles am Hohenpriester entsprach der erhabenen Würde seines Amtes. Seine Herkunft war ohne Tadel, und die leiblichen Gebrechen waren erklecklich, um von dieser Würde ausgeschlossen zu werden. Er erschien im Tempel niemals anders, als mit Kleidern von ungemeiner Pracht. Er allein hatte das Vorrecht, das Heiligthum zu betreten: er betrat es nur an einem Tage im Jahre, und dieser Tag wurde dadurch äußerst verherrlichet. Endlich war das Orakel der Wahrheit an seine Person geheftet, und er weissagte die Zukunft, wenn er mit den priesterlichen Kleidern angethan war.

Die letzte Ursache von der Obermacht der Priester war dieses, daß sich ihre Verrichtungen mit jeder Art von Aemtern vereinbaren ließen. Obschon die übrigen Zünfte von dem Altardienste ausgeschlossen waren, so wurden dennoch die Priester bey den Gerichten angestellt; sie erwarben die ansehnlichsten Kriegswürden, und hatten mit einem Worte an allen Ehrenstellen Theil. Alle Richterstühle von Israel waren beynahe von ihnen besetzt. Man fand sie bey den Truppen als Krieger, Geheimschreiber, und Feldoberste. Ja, es gab Aemter bey dem Heere, welche nur von ihnen allein versehen werden dorften, wie zum Beyspiele: die Trompete zu blasen. Endlich, die Hoheprieſterwürde war lebenlänglich, wodurch der Oberprieſter Zeit genug gewann, sein Anse-

hen zu befestigen, oder auch größer zu hinterlassen, als er es gefunden hatte. Erst unter den Griechen und Römern, wo diese Würde nach Gunst der Könige und Kaiser vergeben ward, kam sie oft von einem auf den andern. Ja, sie wurde sogar zu denselben Zeiten gleichsam dem Meistbiethenden feil gegeben.

Es ist ausgemacht, daß im Anfange die Regierungsart der Hebräer theokratisch gewesen ist. Gott regierte sein Volk durch die Priester, und alle Obergewalt war in den Händen der Priesterschaft. Den Priestern liegt es ob, saget Joseph, auf die Beobachtung des Gesetzes, und auf die Handhabung der guten Sitten zu halten: sie schlichten die Streithändel, und bestimmen die Strafe der Verbrecher.

Man liest nicht, daß in Aegypten die Israeliten eine sonderheitliche Polizey gehabt haben. Ihre Regierungsart hat erst angefangen, nachdem sie das Gesetz vom Berge Sinai erhalten hatten. Da wurde Moses der unbeschränkte Richter von ganz Israel. Bald darauf wurde er durch einen Rath der siebenzig Aeltesten unterstützet, die Gott erwählet hat. Endlich schrieb dieser Gesetzgeber selbst die Polizeyordnung vor, welche die Israeliten im gelobten Lande sollten zu beobachten haben. Er befahl in jeder Stadt Gerichte aufzustellen; und weil er alle wichtige Verrichtungen den Priestern aus dem Geschlechte Aarons vorbehielt, so ist der hohe Priester das Ober-

haupt

haupt aller Richter, und der Vorsteher aller Gerichte geworden.

Gleichwohl war diese Regierungsart Veränderungen unterworfen. Der Unbestand der Hebräer, ihr Hang zur Abgötterey, ihre Spaltungen, ihre Dienstbarkeiten, mit einem Worte, die veränderlichen Zufälle, denen sie ausgesetzt waren, mußten nothwendiger Weise das Ansehen der Priester manchesmal heruntersetzen, und die ehmaligen Grundsätze der Polizey verderben.

Wir können nicht einmal alle diese Veränderungen wissen. Wir haben nur eine unvollkommene Kenntniß von der Regierungsart der Israeliten unter den Richtern. Ja, es scheint nicht, daß sie sich dortmals nach allgemeinen und bestandbaren Regeln gerichtet habe: erst unter Samuel fieng die Regierung wieder an, sich nach der Einrichtung zu fügen, die Moses vorgeschrieben hatte.

Währender Monarchie hieng die Macht der Priester sehr viel von der Frömmigkeit der Regenten ab. Sie verloren bey der Trennung der zehn Zünfte vieleicht mehr als Roboam. Da sie nach der babylonischen Gefangenschaft die Häupter ihrer Nation geworden waren, erhielten sie die Obergewalt wieder; und nachdem sie das Joch der Könige Syriens von sich geworfen hatten, bestiegen sie den Thron. Aber nach den Zeiten, die geweisaget waren, fiel die Krone einem Fremden zu. Judäa wurde nachmals auf zweymal

mal zu einer römischen Provinz gemacht. Und endlich zog die Empörung den Untergang der Stadt Jerusalem, und die Zerstreuung des jüdischen Volkes nach sich.

II. Kapitel.

Von den Weissagungen.

Die Zukunft vorher verkündigen, ist eigentlich das, was wir durch Weissagen verstehen. Aber die Juden legten diesem Worte eine ausgedehntere Bedeutung bey. Jeder von Gott begeisterte Mann, jeder Mann, der im Namen Gottes sprach, hieß ein Prophet.

Man rechnet sechszehn Propheten: Isaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Oseas, Joel, Amos, Abdias, Jonas, Michäas, Nahum, Habakuk, Sophonias, Aggäus, Zacharias, und Malachias. Die vier ersten nennt man die großen Propheten, weil sie eine größere Anzahl Schriften hinterlassen haben, und aus einem gegenseitigen Grunde werden die zwölf übrigen die kleinen Propheten geheißen.

Die Weissagung, nach dem Verstande der Hebräer, hat mit der Welt ihren Anfang genommen. Joseph, Jakob, Abraham, Noe, Henoch, Adam haben göttliche Einsprechungen gehabt.

Unter den Patriarchen scheint die Weissagung nur mündlich gewesen zu seyn: nachmals wur-

de sie aufgezeichnet. Da die Religion alle Tage mehr abnahm, schickte Gott den Moses her, um dem Religionsdienste, den er einsetzen wollte, eine daurhafte Form zu geben. Aaron und Josue waren auch begeisterte Männer. Aber unter den Richtern hatte eigentlich nur die Prophetinn Debora göttliche Einsprechungen, obschon die Juden mehrern Richtern, welche der Nation wichtige Dienste geleistet hatten, den Namen Propheten beygelegt haben.

Die Anzahl der Propheten war groß zu Samuels Zeiten. Sie ließen sich von ihm schaarweise unterweisen, und von demselben Richter an bis zur babylonischen Gefangenschaft folgten sie in ununterbrochener Reihe auf einander. Bald darnach hörten sie auf, und Malachias ist der letzte. Das Volk war dem Herrn getreuer geworden; es hatte dieses Mittels nicht mehr so viel vonnöthen; und die Erwartung des Messias, der so oft geweissaget worden war, erklecke nun, den Eifer des Volkes zu unterhalten.

Ein langes Gewand war das gewöhnliche Kleid der Propheten. Ihre Mäßigkeit war außerordentlich. Sie lebten in Armuth, vom Volke abgesondert, und beschäfftigten sich mit Bethen, Arbeiten, Lehren, und Studiren.

Ihre Aussprüche stellten allezeit die Gottheit als gegenwärtig in Israel vor. Sie sprachen die Wahrheit mit einem Heldenmuthe, der durch nichts erschüttert werden konnte; und vertheidigten die Religion gegen die gottlosen Fürsten, und

gegen die Laster des Volkes. Unter den gottsfürchtigen Königen wurden sie in Ehren gehalten, und besaßen ein großes Ansehen: unter den gottlosen Königen litten sie Verfolgung, und manche mußten eines gewaltsamen Todes sterben.

Alle Weissagungen zielen auf den Herrn Jesus ab. Sie verkündigen seine Geheimnisse, seine Geburt, sein öffentliches Predigtamt, sein Leiden, seinen Tod, sein Begräbniß, sein Reich, die Verwerfung der Juden, den Beruf der Heyden, den Umsturz des Götzendiensts, und alles, was in Absehung auf die Religion bis zur letzten Ankunft Jesu Christi geschehen soll. Die richtige Erfüllung, welche in den vergangenen Zeiten für ihre Wahrheit gesprochen hat, läßt keinen Zweifel übrig, daß sie auch in zukünftigen Zeiten werden erfüllet werden. Die Zerstreuung der Juden zeuget alle Tage von ihrer Richtigkeit. Wer anders als Gott hätte die Geburt eines Mannes, seinen Namen, seine Wunderthaten, alle Umstände seines Lebens, seinen Tod, und seine Auferstehung vor der Zeit erkennen mögen?

III. Kapitel.

Verändrungen in dem Lehrbegriffe der Juden.

Die Juden haben sich weder der Künste, noch der Wissenschaften beflissen. In dieser Betrachtung hat die Nachwelt keinen Dienst von ihnen erhalten. Die Religion war ihr einziges

Stu-

Studium, und in diesem Fache haben sie die besten Lehrmeister gehabt. Unter Religion verstehe ich nicht allein den Gottesdienst, sondern auch die bürgerliche Polizeyverfassung: denn bey ihnen machte diese einen Theil vom Gottesdienste aus, und mußte sogar von ihm abhangen.

Bis auf Moses wurde der Gottesdienst und die Polizey allein durch die mündliche Erblehre erhalten. Nach ihm bestärkte Josue die Israeliten in der Erfüllung des Gesetzes durch seine Lehren, seine Wunderwerke, sein Ansehen, und sein Beyspiel. In der Folge hatte dieses Volk von Zeit zu Zeit Erretter, von denen es je zuweilen unterwiesen, und an seine Pflichten errinnert wurde. Samuel endlich richtete eine Schule auf, aus welcher eine große Anzahl Propheten hervorgiengen. Diesen außerordentlichen Männern muß man die Priester beysetzen, welche das Gesetz zu verwahren hatten, und die zu Jerusalem und anderswo öffentliche Schulen hielten. Alle diese Lehrer haben die nämlichen Sätze vorgetragen. Sie trafen in dem Eifer gegen die Abgötterey zusammen, mit welchem man beständig zu kämpfen hatte, und keiner aus ihnen wich von dem Lehrbegriffe des Moses ab.

Sobald aber die Abgötterey ganz erstücket war, und Gott aufhörte Propheten zu senden, sah man über Dinge, so die Religion betrafen, Zweifel entstehen, und die Zänkereyen nahmen den Anfang. Es scheint, daß dieses unruhige Volk verdammt gewesen sey, immer in Uneinigkeit zu leben.

leben. Man stritt also über die Glaubenslehre, und es entstanden verschiedene Sekten.

Der Ort, wo die Lehrer Unterricht gaben, wurde Synagoge geheißen, und dieses Wort bedeutet eigentlich eine Versammlung des Volkes. Also nennen noch heut zu Tage die Juden jene Oerter, wo sie sich zur öffentlichen Ausübung ihrer Religion versammeln. Der Zankgeist schlich sich bald in diese Schulen ein; er verbreitete sich auch außerhalb, und die ganze Nation wurde damit angestecket. Ein jeder wollte sich auf eine Seite schlagen; ein jeder wollte Schüler oder Lehrer seyn. Beständig wurden neue Synagogen eröffnet. Es war keine Klasse von Bürgern, die nicht ihre eigene haben wollte; und diese Schulen wurden so zahlreich, daß am Ende zu Jerusalem bis auf hundert, oder noch mehr gezählet wurden. Dieses allein war im Stande, den Umsturz der Religion zu beschleunigen.

Jede Synagoge hatte ihre Richter, Patriarchen, Apostel, Vorsteher, Oberhäupter, und andere Gehülfen, die man Engel, das ist, Botschafter nannte. Die Richter der Synagogen übten ihre Gewalt an denen aus, die das Gesetz übertraten, und an denjenigen, deren Lehre sie verdammten. Unterdessen rückte die Zeit heran, wo dieses Volk hat verworfen werden sollen. Der Geist, der die jüdischen Lehrer in nichtswürdige Streithändel hatte sinken lassen, wich endlich ganz von ihnen; und von den Zeiten Jesu Christi an, sind die Bücher der Rabbi, das ist, der jüdi-

dischen Lehrer ein eitel Geweb von Fabeln, Erscheinungen, und Kinderpossen gewesen.

Es hat bey den Juden drey Sekten gegeben: die Pharisäer, die Saducäer, und die Essenier.

Die Pharisäer rühmten sich einer genauen Pünktlichkeit in Beobachtung des Gesetzes. Sie trieben sogar dieselbe bis zum Aberglauben, weil sie behaupteten, daß es am Sabbate weder dem Herrn Jesus erlaubt gewesen sey, Kranke zu heilen, noch den Kranken, ihre Genesung von ihm zu verlangen. Sie fasteten viel, hielten lange Gebethe, theilten reichliches Almosen aus, und übten alle Arten von Strengheiten. Obschon alle diese Tugend nur Praleren war, wie es ihnen Jesus vorgeworfen hat, so erwarb sie ihnen doch die Gunst des Pöbels. Man hielt sie für die frömmsten und gelehrtesten Männer, und sie setzten sich in großes Ansehen.

Die Pharisäer glaubten an die Seelenwanderung: sie hielten viel auf das Verhängniß, da sie den Gestirnen einen großen Einfluß zueigneten, und glaubten, daß der Mensch nur zu Handlungen der Frömmigkeit frey sey. Ihre Sekte ist noch unter den Juden zu finden: man nennet sie gemeiniglich Anhänger der rabbinischen Lehre.

Die Saducäer verneinten das Daseyn der Engel, und die Unsterblichkeit der Seele. Eine Folge davon war, daß sie nicht an die Auferstehung glaubten, und den Satz behaupteten, man müsse Gott nicht aus Eigennutzen dienen. Sie

verfielen noch in ein anderes Irrthum: sie sagten, Gott sehe nicht alles.

Die Essenier waren die gottseligsten unter den Juden. Sie warfen ihr Vermögen zusammen, lebten sparsam, halfen den Armen aus, und hielten den Sabbat sehr ängstlich, oder sogar abergläubisch. Sie dachten, daß sie nicht in den Tempel gehen dörften, damit sie nicht etwa beflecket würden, wenn sie dort mit den übrigen Juden sich einfänden. Aber es wird sich die Gelegenheit geben, von diesen Sekten wieder zu sprechen; und alsdann werden wir den Ursprung ihrer Irrthümer entdecken.

IV. Kapitel.

Von der Kabala.

Als Gott dem Moses das Gesetz gab, verlieh er ihm auch die Verständniß des Gesetzes. Um auf diesen sichern Grundsatz ein kahles und ungereimtes System zu bauen, hat man nur etliche Vermuthungschlüsse machen dörfen; und diese hat man auch wirklich gemacht.

Es giebt zwey Gesetze, hat es geheißen: ein Gesetz nach dem Buchstaben, und ein Gesetz nach dem Geiste. Jenes ist für den Pöbel geschrieben worden; dieses wurde nur den siebenzig Weisen in Israel anvertrauet, und durch eine mündliche Erblehre erhalten. Diese Erblehre nennet man Kabala, von dem Worte **Chabal**, welches empfangen heißt.

Da es nicht möglich ist, daß die geschriebenen Gesetze nicht jezuweilen einer verschiedenen Deutung fähig seyn sollen, so folget natürlicher Weise, daß der Gesetzgeber ihre Auslegung denen mittheilet, welchen er die Sorge der Gesetzverwaltung überträgt. Wenn die Anmaßungen der Kabalisten nicht weiter giengen, so würde ihr System vernunftmäßig seyn.

Aber die Kabala ist eine weit wunderbarlichere Wissenschaft: sie enthält alle Geheimnisse der Religion und der Natur. Um sie zu entdecken, wendet man die folgenden Mittel an.

Man eröffnet die Bücher Moses. Man betrachtet die Zahlen, die aus verschiedenen Wörtern entstehen: man hält sie gegen einander, man rechnet sie zusammen, und merket auf die Verhältnisse, die daraus erzeuget werden. Ein andermal nimmt man alle Buchstaben von einem Worte für sich einzeln vor, und machet Anfangsbuchstaben von andern Wörtern daraus. Hiedurch erhellet, daß man in der heiligen Schrift alles findet, was man will, wie man es auch in jedem andern Buche finden würde. Das letzte Mittel ist eben so bequem als die vorigen. Es besteht darinnen, daß man die Worte von hinten verkehrt liest; daß man die Buchstaben auf verschiedne Weise veesetzet, oder sogar neue Buchstaben dazwischen einschaltet. Im übrigen giebt man sonderbar auf die Gestalt der Buchstaben, und auf die Mannigfaltigkeit der Züge Achtung: man bemerket die Kronen, die Punkte, die gera-

den oder krummen, die wagrechten, senkrechten, oder winkelförmigen Linien: man läßt nichts auser Acht.

Aber man wird fragen: wie entdecket man etwas durch dergleichen Mittel?

Alle Wesen, ist die Antwort, haben durch ihre Wesenheiten, verschiedene Verhältnisse gegen einander, und man kann stufenweise vom letzten bis zu Gott zurückschreiten. Nun aber die Buchstaben und Zahlen sind sehr geschickt, alle diese Dinge auszudrücken. Folglich hat wohl etwa Gott diesen Linien alle jene Wesenheiten und alle jene Verhältnisse eindrücken mögen, und er mochte auch wohl den Kabalisten die Weise offenbaren, jene Sinnbilder zu untersuchen, um alles, was sie enthalten, zu entdecken. Man versichert, er habe beydes gethan, und daraus zieht man den Schluß, daß die Kabala eine Kunst sey, von welcher Gott selbst die Vorschrift gegeben hat.

Gleichwohl haben die Buchstaben im Alphabet der Juden viele Veränderungen erlitten; ja sie sind mit der Zeit vollkommen abgeändert worden. Man dörfte dann schließen, die Kabala, welche sich nach denen Buchstaben der letztern Jahrhunderte richten wollte, hätte keine Gleichförmigkeit mit den Buchstaben, deren sich Moses bedienet hat.

Diese Beschwerniß würde sehr stark seyn, wenn Leute, die sich von ungereimten Systemen einnehmen lassen, im Stande wären, eine Beschwer-

niß einzusehen. Die Kabalisten haben sich also dadurch nicht aufhalten lassen, und sie sind überzeugt, oder wollen es zum wenigsten andere glauben machen, daß ihnen die größten Geheimnisse bekannt sind. Sie sind enge mit Gott verbunden; sie pflegen mit den unerschaffenen Geistern Umgang; sie sind von den menschlichen Irrthümern frey; es giebt kein übernatürliches Gut, keine Bequemlichkeit in diesem Leben, die sie sich nicht verschaffen können: sie besitzen die Gabe der Sprachen, den Geist der Weissagung, die Kraft Wunder zu wirken. Das sind die Männer, die sich bey den Juden für die Fortpflanzer der Erblehre ausgeben. Ihre Bücher strotzen von lächerlichen Mährchen, von denen nicht einmal nothwendig ist, ein Beyspiel anzuführen.

Dritte Abtheilung.

Von den Gesetzen.

I. Kapitel.

Von den Gebräuchen, oder stillschweigenden Verträgen, die für Gesetze gegolten haben.

Wir haben gesehen, daß die Gesetze im Anfange nichts anders gewesen sind, als die ersten Gebräuche, die bey den Völkern eingeführt wurden. Sie waren stillschweigende Verträge, durch welche bestimmet wurde, was die Bürger sich gegen einander, oder ein jeder Bürger dem Staate, oder der Staat einem jeden Bürger schuldig war.

Diese wechselseitigen Pflichten setzten nothwendiger Weise auch wechselseitige Rechte fest. Weil alle Bürger sich gegen einander verpflichtet waren, so hatte ein jeder Bürger etwas von seinen Mitbürgern zu fodern.

Man hatte sich nur darum vereiniget, weil man das Bedürfniß gefühlet hatte, sich zu vereinigen: und die Umstände, in denen man sich bey der Vereinigung befunden hatte, entschieden die Pflichten, zu denen man sich verband, und die Rechte, die man erlangte.

Der Endzweck dieser Verbindung war der Vortheil von allen, zusammen genommen, und von jedem, als Privatmann betrachtet: und dieser Vortheil mußte so beschaffen seyn, daß überhaupt ein jeder nach der Vereinigung sich besser befand, als zuvor.

Zu einer solchen Untersuchung wären Beobachtungen, die man nicht hat machen können, oder eine Vorsichtigkeit, die man noch nicht hatte, erfoderlich gewesen. Die Menschen stellten dann keine bedächtliche Untersuchung an. Sie tappten im Finstern nach ihren Bedürfnissen, richteten sich gleichsam aus Naturtriebe nach den Umständen, und änderten die Gebräuche, nicht so sehr aus Ueberlegung, als aus Unstätigkeit, verschiedentlich ab.

Bey dergleichen Aussichten war es hart, sich richtige Begriffe zu machen. Der Gebrauch, der nach der Verschiedenheit der Umstände, verschiedener Auslegungen fähig war, galt selten für eine sichere Richtschnur. Oft diente er zum Vorwande zu Anfoderungen, weil alle sich neue Rechte machen wollten, und Niemand neue Pflichten auf sich hätte laden mögen.

Wann die Umstände sich nicht veränderten, oder wann sie sich veränderten, ohne daß man es gewahr wurde, so erhielten sich die Gebräuche, wenn man ihre Nützbarkeit erkannt zu haben glaubte, von selbst und ohne Zwang. War man aber von der Nützbarkeit, die sie haben mochten, nicht einstimmig überzeugt, so erhielten sie sich

nur so lang, als jene, denen sie Vortheil brachten, mächtig genug waren, um die andern im Zwange zu halten.

Es mochte dann die Wirkung der Umstände, oder der Obermacht gewesen seyn, so gab es doch endlich beständige Gebräuche. Sagte man alsdann: **das ist der Gebrauch**; so galt es so viel, als ob man sagte: **das ist eure Pflicht; das ist mein Recht**; und der Gebrauch wurde zum Gesetze.

Je mehr man dem eingeführten Gebrauche folgte, desto mehr machte man sichs zur Gewohnheit, demselben zu folgen. Diese Gewohnheit galt für Beweisgründe, und das Alterthum schien das Siegel auf die Gebräuche zu drücken. Schon bey dem Anfange der Gesellschaften sagte man bald: **Also haben es unsre Vorältern gehalten; folglich müssen wir es auch also halten.** Das ist die Gemüthsart der Menschen: sie handeln, wie sie andere handeln sehen, ohne Ueberlegung; und sie vermuthen allezeit, daß jene, denen sie nachahmen, alles reiflich überleget haben, eh sie etwas thaten. Dieses Vorurtheil, welches die angenommenen Gebräuche bestätigte, ließ keine Neuerung mehr zu, wenn man nicht durch die Umstände dazu genöthiget wurde.

Was sind aber diese für Gebräuche? Wir werden jene, die zu allen Zeiten und in allen Ländern Statt finden, entdecken, wenn wir beobachten, daß die Menschen nur deshalben Gesellschaften errichtet haben, weil sie das Bedürfniß fühlten,

ten, sich einander Hülfe zu leisten. Wir sehen dann, daß sie überhaupt zur Vorschrift angenommen haben, einander nicht zu beschädigen, Verbindnisse, die sie machten, getreulich zu erfüllen, sich gegen gemeinsame Feinde zu vereinigen, jeder dem andern das Eigenthum seiner Güter und seiner Person zu versichern, und sich jedem zu widersetzen, der es versuchen wollte, die angenommene Ordnung zu stören.

Die Wesenheit der bürgerlichen Gesellschaft besteht in der Beobachtung dieser Vorschrift: aber die Art, nach welcher man sie anwenden kann, ist fähig tausenderley verschiedene Formen anzunehmen. In welcher Gelegenheit wird erkannt, daß man andere beschädiget habe? was für Verbindnisse darf man eingehen? was für eine Vorsorge muß man brauchen, um sich gegen die gemeinsamen Feinde zu vereinigen? was für Maaßregeln muß man nehmen, um einem jeden das Eigenthum seiner Güter und seiner Person zu versichern? auf was für eine Art soll man sich denen widersetzen, welche die Ordnung stören? u. s. w.

Wenn die Gebräuche nicht alle diese Fragen, die man darüber aufwerfen kann, deutlich beantworten, so werden die allgemeinen Vorschriften, welche die Wesenheit der bürgerlichen Gesellschaft ausmachen, nicht vermögend seyn, die öffentliche Ruhe sicher zu stellen. Allein eben dadurch wurden die Gebräuche veränderlich. Die Antworten sind nach der Verschiedenheit der Umstände,

die man oft übel gesehen hat, verschieden gewesen. Um allezeit das Beste zu wählen, hätte man mehr Erfahrung haben müssen, als man gehabt hat. Man gieng also seinen Gang von einem Tage zum andern fort, je nachdem es die Zeiten, die Oerter, der herrschende Charakter, die Erweiterung der Kenntnisse mit sich brachten. Es scheint überhaupt, daß die Menschen, in Beantwortung jener Fragen, die wir aufgeworfen haben, sich nicht bekümmerten, was die best mögliche Ordnung sey; sondern sie antworteten nur deßhalben, weil sie eine Antwort haben mußten.

Das war die Grundursache der Verändrungen, die man in den Gebräuchen der Völker gewahr wird. Wenn einige Nationen den Vorzug gehabt haben, daß die Verändrung der Gebräuche zur Vervollkommnung der Gesellschaft beständig beygetragen hat; so gab es andere, in weit größerer Anzahl, bey denen die Gebräuche sich veränderten, ohne besser zu werden, und wo sie folglich eine Reihe von Misbräuchen und Unordnungen waren.

Noch mehr: bey jenen vorzüglichen Nationen, von denen ich rede, hatten die blühenden Zeiten ein Ziel: war dieses erreichet, so zog das Verderbniß der Sitten nothwendiger Weise den Umsturz der Gesellschaft nach sich. Dann wurden die Laster zu Gebräuchen; man ahmte sich einander nach, weil man verderbet war; weil man sich einander nachahmte, wurde man täglich noch ver-

verderbter; und das Verderbniß, womit unvermerkt alle Stände angesteckt wurden, stürzte endlich die Gründe der Gesellschaft um.

Man kann die Anmerkung machen, daß die bürgerlichen Gesellschaften Körper sind, die langsam entstehen, und schnell zerstöret werden. Im Anfange wird die Ordnung durch die auf einander folgenden Gebräuche, die zur Ordnung abzielen, nur langsam und allmählig hergestellet; und im Verfalle wird die Unordnung durch die auf einander folgenden Gebräuche, die zur Unordnung abzielen, schnell und unaufhaltsam eingeführt.

Es giebt eine Zeit, wo ein Volk blind auf seine alten Gebräuche festhält, obschon es ihm vortheilhafter wäre, dieselben abzuändern; und diese Zeit ist dortmals, wo noch vieles abgeht, um die bessere Ordnung einzuführen. Als Lykurg die Spartaner reformiren wollte, brauchte er Gewalt; und wenn Solon mit den Athenienfern nicht eben so gewaltthätig darein gieng, so geschah es deßhalben, weil die Umstände dieses Volk genöthiget hatten, Gesetze von ihm zu begehren.

Wenn die Gesellschaft ihre letzten Schritte zur Vervollkommnung gemachet hat, und wann zu wünschen wäre, daß sie sich in der Lage, wie sie ist, erhielte; so hält ein Volk weniger auf seine alten Gebräuche, die es für alte Vorurtheile ansieht, und hängt sich an Neuerungen, die es zu Grunde richten. Also verhielt sichs mit den Athenienfern zu Perikles Zeiten.

Der Grundsatz: es ist gefährlich Neuerungen zu machen, hat also, nach den Umständen, seine gute und seine böse Seite. Aber es läßt sich beobachten, daß ihn gemeiniglich die Völker annehmen, wann sie ihn verwerfen sollten; und daß sie ihn verwerfen, wann sie ihn annehmen sollten. Deßhalben scheint es oft, als ob sie aus bloßer Unstätigkeit, gleichsam von Ohngefähr und auf gerathewohl, Neuerungen machten, da sie Verändrungen erfahren, die sie weder im Sinne gehabt, noch vorausgesehen haben.

Die Gebräuche haben dann auf die bürgerlichen Gesellschaften so viel Einfluß, daß sie dieselben aufrichten und umstürzen können. Es giebt zwar Völker, die auf einmal, nachdem sie einen gewissen Fortgang gemacht haben, stille stehen, und bey den alten Gebräuchen beharren. Wir werden nachmals davon reden, wann wir die Ursache dieser Beharrlichkeit anmerken können.

Bisher haben wir die Gebräuche der Bürger gegen Bürger in einer Gesellschaft beobachtet: itzt müssen wir noch die Gebräuche der Nationen gegen Nationen beobachten.

In einer bürgerlichen Gesellschaft gelten die Gebräuche für Gesetze: denn die Glieder, die sich verstehen, unter gewissen stillschweigenden Bedingnissen zusammen zu leben, verstehen sich, auf die Erfüllung derselbigen zu halten: und folglich haben die Gebräuche, die überhaupt für al-

le

le günstig sind, in dem Körper der Gesellschaft eine Kraft, die sie aufrecht erhält.

Die Nationen haben nicht jene Verhältnisse gegen einander, welche die Glieder einer Gesellschaft gegen einander haben. Sie machen lauter unabhängige Körper aus, von denen ein jeder mächtig genug ist, oder zu seyn glaubet, um sich selbst zu erhalten, und folglich nur bedacht ist, sich in der Unabhängigkeit zu schützen, die er gegen andere behauptet. Die Gebräuche, die unter ihnen eingeführt werden, können dann, wo es zwischen ihnen zum Streite kömmt, keine Macht haben, die stark genug wäre, sie zu beschützen. Sie sind allein den herrschenden Nationen günstig, und haben den Fehler einer blinden Obergewalt an sich, die durch ihre bloße Ueberlegenheit alle Rechte bestimmet: sie legen den Grund zu Kriegen und zu Verändrungen.

Die Gebräuche, die man zwischen mehrerley Nationen angenommen hat, haben gegen sie das Verhältniß nicht, das in einer bürgerlichen Gesellschaft Gebräuche haben, die zwischen ihren Gliedern eingeführet werden. Wie sie aber immer seyn mögen, so bestimmen sie doch, was die Nationen einander schuldig zu seyn glauben, und in dieser Betrachtung machen sie das aus, was ich das Völkerrecht nennen will.

Bey den alten Völkern Asiens räumte der Gebrauch dem Sieger das Recht ein zu plündern, zu verheeren, Sklaven zu machen, auszurotten. Das war ein Vertrag, den alle stillschweigend geschlos-

schlossen zu haben scheinen: die Mächtigern, weil sie dieses Rechts genoßen; die Schwächern, weil sie die Hoffnung hatten, desselbigen zu genießen. Niemanden fiel es also ein, sich dawider zu beklagen, und die Verwüstungen wurden eher ein Unglück für den Besiegten, als eine Unbilligkeit von dem Sieger geheißen. Dieß war das grausame Vorurtheil, welches den asiatischen Völkern zu ihrem wechselseiten Untergange die Waffen in die Hand gab.

Im Griechenlande hatten glückliche Umstände den Endzweck hergeleitet, alle Völker derselben Gegend in einer allgemeinen Verbrüderung stillschweigend zu vereinigen. Die Griechen waren gewohnt, sich als eine einzige Nation zu betrachten, und führten gemeinsame Gebräuche ein, welche zu bestätigen scheinen, daß sie in der That nur eine Nation ausmachten. Folglich entstand unter ihnen ein Völkerrecht, das von jenem, welches sie mit den Barbarn hatten, so wie von dem, das die Barbarn unter einander hatten, völlig unterschieden war. Dieses Völkerrecht war keine Sammlung ausdrücklicher Verträge: es bestand aus stillschweigenden Verträgen, welche mehr durch die Ausübung, als aus der Theorie bekannt waren. Man that, was man allezeit gethan hatte: man erkundigte sich, was Brauches war, und verfiel noch nicht auf den Einfall, in allgemeinen Grundsätzen zu suchen, was die Völker sich einander schuldig sind.

Die:

Dieser Gebrauch war für die Griechen eine sichere Richtschnur in vielen Absichten. Aus mehrern Gesellschaften, die sich selbst sonderheitlich beherrschten, machte er eine einzige Gesellschaft, in welcher alle Völker einen gemeinsamen Nutzen fanden; die einem jeden Volke Pflichten vorschrieb; und durch deren Erhaltung die Städte beynahe eben so gesellschaftlich wurden, als die Bürger. Diese Anlage, die sich schon zu den Heldenzeiten entdeckte, machte die Griechen geschickt, mit der Zeit sich Gesetzen zu unterwerfen: ja, sie mußten nach dieser Anlage früh oder spät Gesetze wünschen; denn die Erfahrung mußte ihnen früh oder spät die Unzulänglichkeit ihrer Gebräuche zu erkennen geben.

Dadurch wurde die Gesellschaftlichkeit ein ausgezeichneter Charakter der Völker auf Griechenland. Unterdessen, da sich nur eines nach dem andern zur Sittenlehre bildete, so erhielten sich einige Gebräuche der noch ungesitteten Truppen mitten unter den Gebräuchen der bürgerlichen Gesellschaften, die man errichtete; und sie erhielten sich desto leichter, weil sie selbst kaum erst die Barbarey abgeleget hatten. Aus diesem Gemische kam ein Völkerrecht hervor, an welchem man noch Ueberbleibsel des ersten Zustandes gewahr wird, in dem alle Griechen gelebet hatten.

Nach diesem Völkerrechte wurden die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht; und wir haben gesehen, daß die Lacedämonier sogar auf eine grausa-

grausame Weise dieses Recht gegen die Heloten ausübten. Das war augenscheinlich eine Folge des Rechts über Leben und Tod, dessen sich der Sieger über den Besiegten anmaßte: ein barbarischer Gebrauch, aus welchem man schloß, der Gefangene sey ein Eigenthum desjenigen, der ihm hätte das Leben nehmen können. Gleichwohl ist die Macht der Gebräuche so stark, daß dieses Recht, welches der Natur und der Vernunft widerspricht, bey den aufgeklärtesten Nationen ist angenommen worden.

Die Barbarn lebten vom Raube, und gegen diese Art zu leben hatten sie alle Hochschätzung. Es zeugte von Feigherzigkeit in ihren Augen, von einer langen und mühsamen Arbeit das zu erwarten, was man mit Herzhaftigkeit in einem Augenblick erringen konnte; und die Ehre, welche sie mit der Stärke des Körpers verbanden, war der Anspruch, der ihnen zu Gewaltthätigkeiten von jeder Art das Recht gab.

In diesem Zustande hatten sich die Griechen befunden, und ihr Völkerrecht hat dadurch Schaden gelitten. Sie blieben in gewissen Absichten ungesittet, selbst bis auf die Zeiten, wo sie die meisten Tugenden besaßen, und sie hatten so viel Beschwerniß, sich von Vorurtheilen los zu machen, denen die Herzhaftigkeit ein Ansehen zu geben schien, daß Plato und Aristoteles das Rauben nur für eine Art von Jagdlust angesehen haben; und daß Solon selbst dafür hielt, er müsse

die

die Räuber in eine Klasse setzen, wobey er nur das Verboth machte, an den Bürgern der Republik Räubereyen zu begehen.

Und gestehen wir nicht selbst den Eroberern unsre ganze Hochachtung zu? Gleichwohl ist diese Hochachtung nichts anders, als ein Rest von jener Schätzung, die unsre barbarischen Vorältern den Räubern zugestanden haben. Denn die Eroberung bleibt allemal eine Räuberey, weil sie nicht nur etliche Privatpersonen, sondern ganze Nationen beraubet, und ganze Reiche zerstört. Man sage nicht, daß es auch billige Erobrungen gebe. Es giebt in der That welche, wann man im Nothfalle gewesen ist, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben: da hat man das Recht zu erobern, weil man ein Recht zu einer Entschädigung hat, oder auch, weil man ein Recht hat, einen Feind zu schwächen, der eine ungerechte Ehrbegierde blicken läßt. Aber wir geben zu allen Erobrungen Beyfall.

Das Studium der Geschichte giebt die Unbilligkeit der meisten Kriege zu erkennen. Die Ehrbegierde, oder ein falscher Begriff von Ehre, eine Hofintrigue, die Angelegenheit eines Ministers, der sich unentbehrlich machen will, die Eifersucht, die eine Nation gegen die andere fasset, zuweilen bloß die Unstätigkeit, welche bey einem herzhaften Volke durch einen langen Frieden erreget wird, weil es dadurch allzu lang in einem ruhigen Zustande bleibt: das sind die Beweggründe, die Waffen gegen einander zu zücken. Unterdessen

scheinen eben diese Kriege noch heut zu Tag einen Theil unsers Völkerrechts auszumachen: weil sie zu allen Zeiten im Brauche gewesen sind, so bleiben sie auch zu unsrer Zeit im Brauche. Zum Unglücke scheint der Gebrauch alles erlaubt zu machen.

II. Kapitel.

Von den positiven Gesetzen, und vorzüglich von jenen, welche die Wesenheit einer jeden Regierung ausmachen.

Wir haben itzt gesehen, daß die Gebräuche, wo sie die einzige Richtschnur eines Volkes sind, nothwendiger Weise von einer Unordnung zur andern verleiten. Folglich, wenn sie gleich eine Zeit lang zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe zulänglich geschienen haben, so hat man doch aus der Erfahrung früh oder spät die Misbräuche erkennen müssen, die sie hervorbrachten. Man merkte dann, daß es nothwendig sey, die Gebräuche zu verbessern, und da man sie verbesserte, machte man das, was man nachmals positive Gesetze geheißen hat. Es sind also die positiven Gesetze nichts anders als verbesserte Gebräuche gewesen.

Stillschweigende Verträge mögen immer so vernunftmäßig seyn, so sind sie doch fehlerhaft, weil sie stillschweigend sind; und dieser Fehler allein muß mehr andere veranlassen.

Denn,

Denn in der That sind sie weder deutlich, noch bestimmt, noch bekannt genug. Man hat sie ohne Ueberlegung angenommen; man befolget sie aus bloßem Naturtriebe; man weicht davon ab, ohne daß man abweichen will; man verändert sie, ohne daran gedacht zu haben: und man wird die Verändrungen nicht gewahr, die daran vorbeygehen.

Ueberdas sind sie lediglich willkührlich: denn da sie fähig sind, verschiedentliche Anwendungen und Auslegungen anzunehmen, so steht es in der Gewalt der Mächtigsten, nach Willkühr ihrer Leidenschaften und ihres Eigensinns dieselben anzuwenden und auszulegen.

Man merkte diese Fehler; und je mehr man sie merkte, desto mehr mußte man sich über die Gebräuche berathschlagen, die man bisher blindhin befolget hatte.

Man berathschlagte sich dann: man entschied die Sache, und die Verträge wurden deutlich gemacht. Ein jeder sagte, oder dorfte sagen, zu was er sich verbinden wollte, und die Behutsamkeit, welche man öffentlich brauchte, um die geschloßnen Verbindnisse zu besiegeln, legte den Verträgen die erfoderliche Feyrlichkeit bey.

All dieses geschah im Anfange wie auf gerathewohl, und es brauchte sonder Zweifel eine lange Zeit, eh man an den vornehmsten Gebräuchen alles verbesserte, was sie verhindert hat, deutlich, bestimmt, und bekannt zu werden. Diese Verbesserung geschah desto langsamer, weil

es allezeit Leute gab, denen daran gelegen war, sich derselben zu widersetzen. Als sie aber endlich allmählig zu Stande kam, wurden nach Maaßgabe die Verträge deutlich und feyerlich; und alsdann waren sie eigentlich positive Gesetze.

Wann die stillschweigenden Verträge allein die Richtschnur der Völker sind, so machet die Sammlung dieser Verträge eine unförmige Masse aus, wo es hart ist, die Rechte und die Pflichten der Bürger daraus zu erkennen. Allein, weil man nothwendig über diese Verträge nachdenken mußte, war es auch nothwendig, einen nach dem andern zu beobachten, sie nach verschiednen Verhältnissen zu untersuchen, und folglich in Klassen einzutheilen. So wie man diese Untersuchung ordentlich vornahm, erhielt man positive Gesetze von verschiedenen Gattungen.

Der Endzweck dieser Untersuchung ist die öffentliche Ruhe, auf welche alle bürgerliche Gesellschaften, obgleich durch verschiedene Mittel abzielen. Es wird am vernünftigsten seyn, jene Mittel zu beobachten, welche von den Völkern, die wir schon kennen, angewandt worden sind. Dadurch werden wir uns vorbereiten, in der Folge diejenigen zu betrachten, welche von denen Völkern angewandt wurden, derer Geschichte wir noch zu studiren haben.

In allen bürgerlichen Gesellschaften, wo auf Ordnung gehalten wird, bemerken wir eine Macht, die von allen Gliedern muß verehret wer-

werden, und die man aus dieser Ursache die herrschende Macht nennt.

Diese Macht giebt Gesetze, und dringet auf ihre Ausübung. Will man sie nach diesen zweyen Verhältnissen betrachten, so theilet man sie in zwo Mächte ab, von denen eine die gesetzgebende, die andere die vollstreckende Macht heißen kann.

In den großen Monarchien Asiens besaß der Monarch diese doppelte Macht ganz und vollkommen. Er war dann allein der unbeschränkte Regent.

Seine Macht wußte sich Ehrfurcht zu verschaffen, weil der Monarch über alles Vermögen des Staates frey zu gebiethen hatte. Es war Niemand bewaffnet, als jene, denen er Waffen in die Hände gab, und sie waren für ihn gegen Jedermann bewaffnet.

Weil ein solcher Regent der unbeschränkte Gebiether einer Nation war, so hatte er ganz über sie zu schalten. Kann ihm der Einfall, eine Eroberung zu machen, so mußte man zu Felde ziehen, weil er es befahl. Er allein hatte das Recht, Krieg oder Frieden zu schließen.

Nun aber, das Recht Gesetze zu geben, das Recht die Gesetze zu vollstrecken, und das Recht, Krieg oder Frieden zu schließen, sind die drey Mächte, aus denen die unbeschränkte Herrschaft besteht.

In den kleinen Monarchien war die Macht des Monarchen, wie wir angemerkt haben, ein-

geschränkt, weil diese drey Rechte nicht alle in seiner Person vereiniget waren.

Bey den Griechen, zum Beyspiele, hatte zu den Heldenzeiten das Volk die gesetzgebende Macht: aber der Gebrauch, nach welchem man den Monarchen für den einzigen Richter und den einzigen Heersführer ansah, räumte ihm deßhalben das Recht ein, die Gesetze zu vollstrecken, und Krieg oder Frieden zu schließen.

Die Folge davon war, daß der Monarch die Gewalt des Volkes, und das Volk die Gewalt des Monarchen in den Schranken hielt. Denn so bald die Macht getheilet ist, hält sie sich auf jeder Seite das Gleichgewicht, und folglich wird sie zu beyden Seiten in den Schranken gehalten.

Das Volk hatte die Gesetzgebung beybehalten, weil alle Bürger Soldaten waren: sie hatten das Recht die Waffen zu tragen; sie trugen dieselbigen für sich, und wenn es Noth war, auch gegen den Monarchen.

Freylich räumten die zwey übrigen Rechte den Königen in Griechenland ein großes Ansehen ein, und sie mochten wohl in die Versuchung gerathen, Misbrauch davon zu machen: thaten sie es aber, so fanden sie an dem Volke einen Richter, das ist, einen bewaffneten Gesetzgeber.

Sie misbrauchten ihr Ansehen: und alsobald fieng ihr Thron zu wanken an, und der Monarch stürzte mit dem Throne zusammen.

Alsdann zog das Volk die drey Mächte der Oberherrschaft an sich, und wußte nicht, was

es damit machen sollte: denn es konnte nicht alle behalten, und getraute sich gleichwohl nicht mehr, dieselben zu vertheilen. Weil es für seine Freyheit eiferte, und nicht wußte, was es anfangen sollte, um seine Freyheit sicher zu stellen, befand es sich dortmals, da es alle Obergewalt erhalten hatte, in einem schwächern Zustande. Je mehr es sich anstrengte, die Obergewalt zu behalten, destomehr empfand es seine Schwäche; und es erfuhr in seiner Unruhe, daß dort wo Jedermann herrschen will, Niemand die Herrschaft hat, und folglich kein Regent, keine Gesetze, keine Sicherheit mehr gefunden werde. Daß ist die Zeit der Anarchie: eine Zeit der Unordnung, wo ein jeder Bürger in gewisser Art auf die drey Rechte der Oberherrschaft Anspruch machen will.

Die Anarchie konnte zur Tyranney den Weg wieder bahnen; und diese Furcht war der einzige Beweggrund, der die Völker in Griechenland auf den Entschluß brachte, Mittel auszudenken, um die drey Mächte also zu vertheilen, daß eine der andern das Gleichgewicht halten möchte.

Die Vertheilung der drey Mächte machet eigentlich das aus, was man Republik nennt, gleichwie die Vereinigung der drey Mächte in einer Person das ausmachet, was man Monarchie heißt.

Nun sind die drey Mächte entweder vereinigt, oder getheilet. Es giebt also überhaupt nur zweyerley Regierungsarten, die monarchische, und die republikanische.

Weil aber diese Regierungsarten verschiedene Gestalten annehmen können, so können sie in gewissen Absichten näher zusammen kommen, und gleichsam zusammenschmelzen. Zu den Heldenzeiten, zum Beyspiele, waren die Regierungen Griechenlands republikanisch, wenn wir betrachten, daß die drey Mächte vertheilet waren; und sie waren monarchisch, wenn wir betrachten, wie groß die Gewalt der Könige war, und wie vielen Antheil sie bey der Gesetzgebung hatten, wann sie sich zu betragen wußten.

Da die drey Mächte beschränket sind, sobald sie getheilet werden, so läßt sich begreifen, daß sie auf mancherley Art beschränket werden können. Allein, ihre Beschränkung, so wie ihre Vertheilung, geben zu verschiedenen Combinationen Gelegenheit, von denen jede eine sonderheitliche Regierung ausmachet. Diese Regierungen halten das Mittel zwischen den Monarchien, wo der Monarch allein alle Oberherrschaft hat, und zwischen den Republiken, wo die Bürger alle einen gleichen Antheil an der Oberherrschaft haben.

Es giebt dann verschiedene Arten von Monarchie, und verschiedene Arten von Republiken; und die Wesenheit einer jeden von diesen Regierungen besteht allein in der Combination der drey Mächte, welche mit mehr oder weniger Beschränkungen ausgetheilet sind.

Man nennet jene positiven Gesetze, die diese Combination kundbar und feyerlich machen, **politische und Grundgesetze**: politische, weil sie

den

den Gebrauch der Obergewalt bestimmen; Grundgesetze, weil die Regierung eine andere Gestalt annimmt, sobald sie verändert werden.

In den großen Monarchien Asiens räumte das politische Gesetz dem Monarchen die drey Mächte ohne alle Beschränkung ein, und dieses Gesetz war ein Grundgesetz: denn wenn das Volk, oder sonst jemand an der Oberherrschaft hätte Theil nehmen dörfen; so hätte man sie beschränken können, und der Monarch wäre nicht mehr ein unbeschränkter Gebiether gewesen.

In den Monarchien Griechenlands, zu den Heldenzeiten, war das politische Gesetz, welches die drey Mächte vertheilte, ein Grundgesetz: denn wenn die Mächte nicht mehr vertheilt geblieben, oder in der Person des Monarchen vereiniget worden wären, so wäre die Monarchie unbeschränkt geworden; oder hätte man sie im Volke vereiniget, so wäre eine Anarchie daraus entstanden.

Wenn man sich an die Verfassung von Athen und Lacedämonien erinnert, so wird man schliessen, daß für diese zwo Republiken das politische und das Grundgesetz nicht einerley gewesen sind, weil die Combination der drey Mächte in beyden unterschieden war, und daß aus diesen zwoen Combinationen zwo Republiken entstunden, die in ihrer Wesenheit unterschieden waren.

Man sieht aus diesen Beyspielen, daß die positiven Gesetze, die man politische und Grundgesetze heißt, für die Monarchien darinnen bestehen, daß sie die drey Mächte auf eine feyerliche Art in ei-

ner einzigen Person vereinigen; und für die Republiken bestehen sie darinnen, daß sie die Mächte, auf eine eben so feyerliche Art, vertheilen, und die Vertheilung derselbigen deutlich bestimmen.

III. Kapitel.

Von der Beschaffenheit der freyen Regierungen.

Ohne zu betrachten, ob die Mächte der Oberherrschaft vereinigt oder zertrennet sind, heißt man die physische oder moralische Person, welcher sie eigen sind, einen Regenten. Also war das ganze Volk Regent zu Sparta, wie es Cyrus von Persien war. Nach diesem Verstande will ich dieses Wort gebrauchen.

Es ist aus der Erfahrung bewiesen, daß die Umstände, aus denen die Regierungen entstehen, auf die Dienstbarkeit oder auf die Freyheit abzielen. Diese zween Punkte sind unabänderlich; sie sind es allein; und sie sind auch die einzigen, wovon wir uns recht bestimmte Begriffe machen können. Wann wir gesehen haben, wie die Regierung beschaffen sey, wo man frey ist, so sehen wir auch, wie die Regierung beschaffen sey, wo man es nicht ist: und dann werden wir leichtlich jene Regierungen beobachten können, welche etwas von Freyheit, und etwas von Dienstbarkeit haben. Das wird der Inhalt dieses und des folgenden Kapitels seyn.

Die Freyheit schließt alle willkührliche Macht und alle Gewalthätigkeit aus.

Wenn der Gebiether über nichts nach Willkühr schaltet, so genießt man in Sicherheit, was man besitzt.

Man thut auch, was man will, ohne gezwungen zu werden etwas zu thun, das man nicht will. Denn sobald die herrschende Macht nicht willkührlich handeln darf, so hat sie nicht vonnöthen, Gewalt zu brauchen, um sich Gehorsam zu verschaffen, und sie brauchet auch keine Gewalt.

Sie stellet die Freyheit sicher nach dem Verhältnisse, das die Bürger gegen die herrschende Macht haben; und weil sie die Schwachen beschützet, so stellet sie auch die Freyheit sicher, nach dem Verhältnisse, das die Bürger gegen einander haben. Sie ist eine Macht, welche den Gesetzen Ehrfurcht verschaffet, welche sie selbst in Ehren hält, und unter welcher Niemand ungestraft Gewalt brauchen darf.

Diese Macht würde die Ordnung ohne Hinderniß erhalten, wenn alle sonderheitlichen Kräfte in ihr vereiniget wären; also, daß alle Glieder der Gesellschaft zugleich und einhellig einerley Absichten zum Endzwecke hätten. Dieses geschieht aber nicht.

Es sind dann in der herrschenden Macht nur die überwiegenden Kräfte vereiniget: ja, sie besteht nur in diesen Kräften. Gleichwie sie nur deßhalben eine Macht ist, weil sie mit andern Kräften verglichen eine Kraft hat; also ist sie nur deßhal-

ben die herrschende Macht, weil sie eine Kraft hat, die alle andern Kräfte überwiegt.

Diese Macht, wird man sagen, thut also einigen Zwang an, um andern ihre Freyheit sicher zu stellen. Das ist ausgemacht, und es kann nicht anders seyn. Wenn Ausgelassenheit herrschete, so gebe es keine Freyheit: denn die Ausgelassenheit von allen würde der Freyheit von allen nachtheilig seyn. Um also die Freyheit sicher zu stellen, muß man die Ausgelassenheit im Zaume halten. Das machet die herrschende oder überwiegende Macht aus; und die Regierung ist frey, wenn sie nur denjenigen Zwang anthut, die ihre Freyheit misbrauchen wollen. Das ist: die Regierung ist frey, wenn die Gesetze den Gebrauch der herrschenden Macht bestimmen, und alle willkührliche Macht verbannen.

In allen Regierungen giebt es eine überwiegende Macht, und sie können nur so lange bestehen, als eben diese Macht besteht. Allein diese Macht ist der Freyheit zuwider gewesen, so oft es nicht möglich war, ihren Gebrauch durch Grundgesetze zu ordnen. Das wird man in Asien gewahr, wo die Umstände große Reiche aufgerichtet haben.

In Griechenland dagegen ist der Gebrauch dieser Macht besser geordnet gewesen, weil die Umstände daselbst nur kleine Monarchien aufgerichtet haben; und folglich sind die Griechen freyer als die Asiaten gewesen.

Ich sage freyer, und sage nicht vollkommen frey. Ein Volk kömmt dem Zustande der Freyheit,

nach

nach welchem es trachtet, mehr oder weniger nahe; und gemeiniglich kömmt es ihm nahe, und erreicht ihn dennoch nicht: denn die Verändrungen, die es zur Freyheit zu führen scheinen, lassen es entweder nicht so weit kommen, oder treiben es über das Ziel hinaus, bis es öftermal, nachdem es von einer Seite zur andern hin und her geworfen worden, in die Dienstbarkeit versinkt, welche das Grab der Nationen ist.

Es ist nämlich eine schwere Sache, den Gebrauch der herrschenden Macht zu ordnen. Ob es gleich wahr ist, daß die Freyheit sicher gestellet wird, wann die Gesetze, welche sie beschützen, die Vorschrift der herrschenden Macht sind; so ist es auch wahr, daß diese Macht selbsten die Gesetze machet. Hier wird dann unrichtig im Zirkel geschlossen, und die Schlußfolge davon ist, daß die herrschende Macht ihre eigene Vorschrift ist. Die Geschichte der Völker, die für ihre Freyheit eiferten, ist nur eine Schilderung des Bestrebens, das sie angewandt haben, um aus diesem Zirkel herauszukommen.

Es ist auch eine schwere Sache, der Freyheit daurhafte Gründe zu geben: denn die Gesetze, welche in den Umständen, wo sie gemacht worden sind, erklecklich waren, um die Freyheit zu schützen, sind zu ihrem Schutze nicht mehr erklecklich, wann sich die Umstände verändert haben. Wenn man alsdann eigensinnig darauf beharret, keine neuen Gesetze zu machen, so läuft die Freyheit Gefahr; und sie läuft auch Gefahr, wenn man sich

daran

daran giebt, neue Gesetze zu machen. Das ist ein kritischer Zeitpunkt, wo die Parteyen, die aus Privatabsichten entstehen, den Bürgern nicht verstatten, daß alle zugleich sich für das gemeine Beste verwenden könnten. Trifft nun dieser Zeitpunkt öfter ein, so wird früh oder spät der Fall sich ergeben, daß eine stärkere Partey gebiethen, und das Volk, das sich für frey hielt, in die Dienstbarkeit gerathen werde.

Aber es mag endlich immer so schwer halten, eine freye Regierung aufzurichten; so bleibt es nach dem, was wir gesagt haben, dennoch gewiß, daß es die Beschaffenheit dieser Regierung mit sich bringt, den Gebrauch der herrschenden Macht also zu ordnen, daß die Bürger vor aller willkührlichen Gewalt verwahrt bleiben, und daß der Zwang nur gebrauchet werde, die Ausgelassenheit im Zaume zu halten.

IV. Kapitel.

Von der Beschaffenheit der Regierungen, welche nicht frey sind, und despotisch genannt werden.

Wenn die drey Mächte ohne Beschränkung in einer einzigen Person vereiniget sind, so machen sie die despotische Regierung aus. Ein solcher Regent hat eine unbeschränkte und willkührliche Gewalt. Er allein hat das Eigenthum von allem; er ist berechtiget, über alles nach seinem

Wil-

Willen zu schalten; er übet an seinen Unterthanen die Macht eines Herrn über seine Sklaven aus.

Gleichwie es aber hart ist, daß ein Volk lediglich frey sey, so ist es unmöglich, daß Volk ein lediglich ein Sklav sey, wenn man das Wort Sklav nach dem Buchstaben nimmt. Die despotische Regierung, wie wir sie beschrieben haben, ist eine eben so chimärische Einbildung, als eine Anarchie, wo man setzen wollte, das jedes Glied der Gesellschaft die drey Mächte in seiner Person vereinigte. Zwischen diesen übertriebenen Fällen, die beyde unmöglich sind, werden wir alle mögliche Regierungen entdecken.

Es ist nicht wahr, daß der unbeschränkteste Monarch alles für sein Eigenthum nehmen könne. Eine harte Sklaverey mag wohl das Loos von vielen aus seinen Unterthanen seyn; ein jeder, einzeln betrachtet, mag dieses Loos zu fürchten haben: aber es ist nicht möglich, daß alle zugleich diese Fesseln tragen. Der größte Despotismus ist also dadurch eingeschränkt, daß er die Kräfte nicht hat, sich an allen zugleich ohne Unterschied zu üben.

Der Despot zeichnet sich darinnen aus, daß er, so viel er kann, seinen Willen die Stelle der Gesetze vertreten läßt, und daß er keine Grundgesetze erkennt, nach denen er sich richten müßte. Deßhalben kann sich keiner von seinen Unterthanen gegen seine eigensinnigen Einfälle schützen. Aber um ihm zu entgehen, darf man ihm nur unbekannt seyn; und zum Glücke kennet der Despot insgemein Niemanden, als jene, welche die Unvorsichtig-

tigkeit haben, sich kennen zu lassen. Man fühlet seine Tyranney mehr an den Uebeln, die man zu fürchten hat, als an den Uebeln, die man leidet.

Noch etwas zeichnet den Despoten vorzüglich aus: seine Schwachheit. Je mehr er will, daß man von ihm abhangen solle, desto mehr hängt er von andern ab. Seine Leibwache, die für ihn wachet, wachet auch gegen ihn. Sein Kopf fällt herab, wie der Kopf seines schlechtesten Unterthanen. Das Reich merket nicht, das es einen andern Gebiether erhält; und der mit Blute bespritzte Thron giebt zu erkennen, was ein Monarch sey, welcher glaubet alles, was er will, zu vermögen.

Der Despotismus ist also keine unbeschränkte Macht: er ist nur eine Macht, die keine Grundgesetze kennet. Man glaubet, daß diese Macht willkührlich sey, weil es scheint, daß der Despot, der alle überwiegende Kräfte in seiner Person vereiniget hat, nur befehlen dörfe, um Gehorsam zu erhalten. Gleichwohl ist sie nicht lediglich willkührlich: denn es giebt keinen Despoten, der sich nicht selbst Vorschriften machen, oder auch sich denen unterwerfen müsse, welche ihm die Meynung des Publikums vorschreibt. Wann wir die Regierung der alten Reiche beobachten werden, wollen wir die verschiedenen Ursachen anmerken, durch welche ihr Despotismus beschränket war.

V. Kapitel.

Von den Republiken.

Die Griechen haben die Oberherrschaft unter verschiedene Körper, und verschiedene Oberkeiten vertheilet: und da sie die Kräfte, welche sie einem Theile vertrauten, den Kräften, die dem andern anvertraut waren, entgegensetzten, haben sie gesucht ein Gleichgewicht herauszubringen, in welchem keine Macht so überwiegend seyn sollte, daß sie sich von den Grundgesetzen losmachen, und willkührlich gebiethen könnte. Also ist jede republikanische Regierung beschaffen.

Aber im Staatswesen giebt es kein vollkommenes Gleichgewicht, und der Zeitpunkt, wo man es erreicht zu haben glaubt, ist eben der Zeitpunkt, wo die Schale sich neigen wird. Denn es ist nicht möglich, die Kräfte ganz gleich zu vertheilen, und überdas sind sie von einer solchen Beschaffenheit, daß sie wechselweise zunehmen und abnehmen können.

Wir haben gesehen, daß Solon eine ungleiche Vertheilung machte, da er allen Bürgern das Wahlrecht zugestand. Durch diesen einzigen Umstand erhielt die vierte Klasse eine überwiegende Kraft: denn weil sie zahlreicher war, so hatte sie auch an der gesetzgebenden Macht den größesten Antheil.

Wann die Oberherrschaft auf dem ganzen Volke beruht, so nennt man diese Regierung demokratisch. Allein, in einer solchen Regierung ist es unmöglich, daß die Kräfte das Gleichgewicht

halten; denn die Vertheilung der Kräfte muß nothwendiger Weise ganz ungleich seyn. Daraus mußten Unordnungen entstehen, denen Solon weder vorbauen, noch sie verhindern konnte.

Fürwahr, wenn das Volk die Gesetze macht, so kann es auch dieselbigen aufheben: es kann sie verändern; und es scheint, daß es allezeit nur vorläufige Verordnungen mache. In einem solchen Falle ist dann die Oberherrschaft, nach ihrer Wesenheit, allen eigensinnigen Einfällen des grossen Haufen unterworfen; und folglich, wenn man alsdann saget, der Gebrauch der Oberherrschaft werde durch die Gesetze geordnet, so heißt es eben so viel, als ob man sagete, sie werde durch sich selbst geordnet, oder sie habe keine Vorschrift.

Diese Regierungsart, welche zur beständigen Abänderung sehr aufgelegt ist, leidet nothwendiger Weise eine Veränderung nach der andern, und verfällt endlich in eine Anarchie, oder in eine Dienstbarkeit. Ihre Dauer ist allezeit ein gewaltsamer Zustand. Sie erhält sich nur so lang, als sie durch fremde Ursachen gezwungen wird, in den nämlichen Grundsätzen zu verharren. Die blühenden Zeiten für die Athenienser sind jene gewesen, da sie mit den Persiern im Kriege begriffen waren. Der Friede, welcher die Frucht von Cimons Siegen war, ist der Zeitpunkt, wo diese Zeiten aufhören, und wo die Demokratie sich zum Verfalle neiget.

Die Regierungsart, die man Aristokratie heißt, ist diejenige, wo ein Theil des Volkes gebeut, und der andere gehorchet.

Die

Die Aristokratie kömmt also der Demokratie oder der Monarchie näher, je nachdem man die Anzahl derjenigen, die an der Oberherrschaft Theil haben, vermehret oder vermindert: und folglich hat sie nothwendiger Weise die Mängel und die Vorzüge von einer aus beyden an sich.

Als Antipater den Athenienſern, die nicht zwey tausend Drachmen hatten, das Wahlrecht nahm, verſetzte er alle, die dieſe Summe nicht beſaßen, in den Stand der Unterthanen. Aber jene, die ſie beſaßen, waren in großer Anzahl, und dieſe Aristokratie hatte viel Aehnlichkeit mit der Demokratie.

Dagegen, als Lyſander in Athen dreyßig Tyrannen aufſtellte, hatte dieſe Aristokratie, welche die Griechen Oligarchie nannten, viel Aehnlichkeit mit der Monarchie, und ſie hatte ihre Mängel, ohne ihre Vorzüge zu haben, weil ſie unbeſchränkt und tyranniſch war. Die Athenienſer waren zu ſolchen Verändrungen aufgelegt. Itzt wollen wir die Spartaner beobachten.

Man nennet die Regierung von Sparta eine vermiſchte Regierungsart, als wenn ſie eine Vermiſchung von Demokratie, Aristokratie, und Monarchie wäre; und dennoch gab es eigentlich in dieſer Republik weder Demokratie, noch Aristokratie, noch Monarchie. Man ſieht allein, daß Lykurg die Oberherrſchaft vertheilet, und die Theile davon in eine gewiſſe Ordnung gebracht hatte. Aber damit ich eine ſchon angenommene Benennung nicht verändere, ſo will ich jene eine vermiſch-

te Regierung heißen, wo man suchet, die Mächte im Gleichgewichte zu erhalten, und wo man verhindern will, daß nicht eine überwiegende Kraft die Staatsverfassung verändere. Das ist in der That, was Lykurgus suchte, und was er gefunden hat.

Als Solon von seinen Gesetzen sagte, sie seyn die besten, die man den Athenienſern geben könne, so dachte er auch ohne Zweifel, sie seyn nur für jene Zeit die besten, zu welcher er sie machte: denn er erkannte, daß man mit der Zeit Verändrungen daran werde vornehmen müssen. Er sah nämlich die zufälligen Begebenheiten voraus, welche durch die Umstände in den Sitten eines reichen Volkes würden veranlasset werden, welches viel auf die Künste hielt, dem Handel ergeben war, und nach jeder Gattung von Ehre geitzete.

Diesen Begebenheiten, denen Solon einen freyen Lauf ließ, hatte Lykurg vorgebauet, und er hat sie verhindert. Sobald aus seiner Republik das Reichthum, die Künste, die Handlung, und sogar die Begierde zu erobern verbannet war, so konnten sich die Sitten nicht mehr verändern; und die Gesetze, welche in dem Zeitalter, wo er sie machte, gut waren, mußten es auch in den folgenden Zeiten bleiben.

Durch die Austheilung, die er mit der Herrschaft gemacht hatte, waren die Mächte nicht in einem vollkommnen Gleichgewicht: aber sie hielten sich einander bis auf einen gewissen Punkt die Wage, und die Sitten konnten keinem so viel Ue-

Vergewicht geben, daß er die Staatsverfassung hätte verändern können. Im Gegentheile, kamen sie natürlicher Weise dem Schwächern zu statten, und halfen daher das Gleichgewicht fest setzen. In dieser Republik thaten die Sitten ohngefähr das, was die Unruhe in einer Uhr thut, die durch ihre gleichen Bewegungen ein jedes Rad antreibt, sich in einem gleichen und einförmigen Gange zu bewegen.

Man verändere die Sitten, so wird der Gang alsogleich verderbet seyn. Anstatt einförmig zu gehen, wird er stoßweise hüpfen; und die schwachen Kräfte werden von den überwiedenden Kräften, allmählig oder auf einmal, zerstöret werden. Die Vertheilung der Mächte mag dann geschehen, wie sie immer will, so ist sie doch aus sich selbsten nicht recht aufgelegt, das Gleichgewicht zu erhalten. Die Sitten der Spartaner setzten es fest; die Sitten der Athenienser würden das Uebergewicht vermehret haben.

Wir werden in der Folge der Geschichte Völker sehen, die sich durch die Handlung bereicherten, bey denen die Künste im Schwange waren, die Erobrungen machten, und dennoch, nachdem sie die Oberherrschaft getheilet hatten, sich schmäuchelten, sie haben alle Theile in ein völliges Gleichgewicht gesetzt. Man wird voraussehen, daß diese Völker, welche die Sitten der Lacedämonier nicht hatten, vielen Verändrungen ausgesetzt seyn mußten, und das ihre Regierung nicht so lang

wird gedauret haben, als die Regierung von Sparta daurete.

VI. Kapitel.

Von den gemäßigten Monarchien.

Pisistratus beschützte die Gesetze, die Solon gemacht hatte, und er hielt sie selbst in Ehren. Das hohe Gericht zu Athen hatte immerfort für ihre Erhaltung zu sorgen, und der Senat war auch, wenigst dem Scheine nach, der Rath des Fürsten, wie er der Rath der Republik gewesen war.

Es stand nicht in der Gewalt des Pisistratus, willkührlich zu regieren. Er regierte durch die Gesetze: denn er mußte sich vor dem hohen Gerichte und vor dem Senat in acht nehmen, weil sie über seine Verwaltung ein wachsames Aug hatten; und diese zween Körper waren desto mehr zu fürchten, weil alle Bürger wider den Monarchen aufgestanden wären, wenn sie an ihnen ein Misvergnügen wahrgenommen hätten.

Obgleich diese zween Körper bey der Demokratie allzuschwach waren, um der Macht des versammelten Volkes das Gleichgewicht zu halten; so sieht man doch, nachdem die Regierung monarchisch geworden ist, daß sie stark genug sind, um der Macht des Monarchen die Wage zu halten. Diese Monarchie ist nun ein Beyspiel der Monarchien, die ich gemäßiget nenne.

In einer solchen Monarchie war man wahrhaftig frey. Der Uebermuth des Volkes wurde durch die Gesetze, die der Monarch beschützte, im Zaume gehalten; und der Uebermuth des Monarchen wurde auch durch die Gesetze eingeschränkt, die das hohe Gericht und der Senat selbst gegen ihn beschützten.

Die Bürger waren vor der Anarchie gesichert, weil sich das Volk nicht selbst regierte: sie waren auch vor dem Despotismus gesichert, weil der Monarch nicht mit einer uubeschränkten Gewalt regierte. Ihre Freyheit bestand darinnen, daß sie nur den Gesetzen unterworfen waren: und so lang eine solche Regierung Bestand hat, darf man sagen, ohne zu fürchten, daß man unrichtig im Zirkel schließe, der Gebrauch der Oberherrschaft werde durch die Gesetze geordnet.

In den Monarchien, wie die athenienſische unter den Pisistratiden war, vermag also der Monarch nicht alles; er kann Gutes, aber nicht Böses thun.

Er kann nicht Böses thun, sage ich; denn es brauchet nicht mehr, als eine Unbilligkeit, die einem Bürger angethan wird, um das ganze Volk zum Aufstande zu bringen: und sogleich liegt der Tyrann zu Boden. Hipparch und Hippias mögen es beweisen.

Man sieht, daß die Athenienser sich nicht für frey angesehen hätten, wenn der Monarch einen einzigen Bürger hätte ungestraft beleidigen können. Und eben diese Meynung war erklecklich,

die Gewalt des Monarchen zu zwingen, sich zu mäßigen; das ist, sich in den Schranken zu halten, die von den Gesetzen vorgeschrieben waren.

In dieser Regierung hatten das hohe Gericht und der Senat ihre Gewalt nicht vom Monarchen, sondern von den Grundgesetzen, die Solon gemacht hatte. Diesen Grundgesetzen war Pisistratus unterworfen, und er konnte sie nicht abändern, weil sie von mächtigen Körpern, und durch die Meynung, die ihn selbst im Zwange hielt, beschützet waren.

Alle gemäßigte Monarchien sind nicht in der Verfassung, wie die atheniensische unter den Pisistratiden war: und wir werden davon verschiedene Gattungen antreffen.

Ja, diese Regierungsart ist nach ihrer Verfassung beständigen Abändrungen unterworfen, weil die Mächte, die sich einander das Gewicht halten, beständig sich bestreben, um das Uebergewicht zu erlangen. Der Monarch will seine Gewalt ausdehnen, und die Gewalt der Körper einschränken: die Körper wollen die ihrige erweitern, und die Gewalt des Monarchen beschränken. Also senket sich die Schale wechselweise bald auf eine, bald auf die andere Seite. Aber dieses haben alle gemäßigte Monarchien gemein, und ihre Wesenheit besteht darinnen, daß sie Grundgesetze haben, welche der Monarch nicht nach Willkühr abzuändern vermag.

VII. Ka-

VII. Kapitel.

Betrachtungen über den Despotismus der alten Monarchien.

Kein Geschichtschreiber hat uns die Verfassung der alten Reiche in Asien bekannt gemacht. Gleichwohl können wir uns einen ziemlichen Begriff davon machen, wenn wir über einige Thatsachen nachdenken, an denen man nicht zweifeln kann, und die zu sehr wahrscheinlichen Muthmaßungen Anlaß geben. Vielleicht mögen wir uns betriegen; aber doch entsteht der Nutz daraus, daß wir die Ursachen untersuchet haben, welche den Despotismus erweitern oder beschränken.

Ich vermuthe, daß man in den Reichen in Asien keine Grundgesetze gekannt habe, wodurch die Macht des Monarchen eingeschränkt worden wäre, und daß sie folglich despotisch gewesen seyn. Diese Vermuthung hat Grund: denn es ist sicher, daß die alten Monarchien mehr nach Gebräuchen als nach Gesetzen regieret wurden.

Sobald es aber Gebräuche giebt, welche die Vorschrift der Regierung sind, so ist die Macht des Monarchen nothwendiger Weise eingeschränkt. Dieses bestätiget, was wir schon gesagt haben, daß der Despotismus, als eine unbeschränkte Gewalt betrachtet, die alles für ihr Eigenthum hält, und sich nur nach dem Eigensinne richtet, eine Sache sey, die blos in der Einbildung besteht.

Aber Gebräuche zeichnen nur unbestimmte und undeutliche Gränzen aus. Man sieht also nicht klar, wo die Gewalt stehen bleiben soll; und der Despotismus, dem diese Dunkelheit zu Statten kömmt, breitet sich unvermerklich, und gleichsam ohne Wissen der Völker aus.

Ich sage: **unvermerklich und gleichsam ohne Wissen der Völker**; denn ich vermuthe nicht, daß irgend ein Monarch auf einmal sich angestellt habe, als wenn er, ohne alles Absehen auf die eingeführten Gebräuche, regieren wollte. Ja, er wird den Schein angenommen haben, als wenn er sie in Ehren hielte, weil er sie ungestraft zu seinem Vortheil auslegen und verdrehen wollte. Er wird sie erst verdrehet haben, nachdem er die Nothwendigkeit gefühlet hat, seine Macht zu erweitern, und er wird nur alsdann neue Versuche gewaget haben, seine Gewalt zu erweitern, wann ihm die ersten gelungen waren. Auf solche Weise werden die alten Gebräuche allmählig verschwunden seyn; die neuen, die an ihre Stelle traten, werden die unumschränkte Gewalt, die sie eingeführt hatte, begünstiget haben: und die unterjochten Völker werden geglaubt haben, sie seyn es allezeit gewesen. Also hat der Despotismus, wie alle menschliche Dinge, seinen Anfang und sein Wachsthum gehabt.

Die Herrschaft, welche ein Monarch über mehrere Provinzen ausbreitet, läßt zwey Dinge vermuthen: erstlich, daß diese Provinzen von Völkern besetzet sind, die den Feldbau treiben; zweytens,

tens, daß sie durch Gränzen geschieden sind, die leicht überschritten werden können.

Es hat also eine Zeit gegeben, zu welcher Asien von großen Reichen nichts wußte; und dieß war diejenige Zeit, wo die Völker, die den Feldbau trieben, sich auf einige Theile von jeden Provinzen einschränkten, und zwischen einander unbebaute Länder liegen ließen, die sie den Hirtenvölkern Preis gaben.

Folglich werden die großen Reiche erst entstanden seyn, nachdem mehrere Provinzen, die unbefestigt, angränzend, und bebauet waren, von Völkern bewohnt worden sind, die sich schon seit etlichen Geschlechtern daselbst angesetzt hatten, und nicht mehr wußten, wie sie anderswo leben sollten.

Wir haben angemerket, daß die Kunst zu erobern in ihrem Ursprunge nicht anders gewesen ist, als die Kunst zu verheeren; daß die Nationen, welche sich unterwarfen, um nicht vertilget zu werden, dem Joche von selbst entgegen gegangen sind; und daß eben sie den Einfall gehabt haben, dem Sieger ein Reich abzubiethen, der nichts anders als rauben im Sinne hatte. Dergleichen Unterthanen waren nicht aufgelegt, etwas streitig zu machen; und diese Umstände scheinen den Despotismus begünstiget zu haben.

Aber die kleinen Monarchien hatten Gebräuche, welche den Despotismus keinen festen Fuß fassen ließen, sobald sie Provinzen eines Reiches wurden. In diesen Monarchien entschied der Monarch die Geschäfte nicht allein; sondern die Nation versammelte sich, gieng zu Rathe, und erklärte seinen

Willen, wie zuvor. Nachdem mehrere Monarchien unter einerley Herrschaft werden vereinigt worden seyn, ist es nicht allezeit in der Gewalt des Siegers gestanden, den Gebrauch aufzuheben, der einem jedem Volke das Recht gab, sich zu versammeln.

Man muß sich nicht wundern, wenn ich vermuthe, daß dieser Gebrauch eben so alt, als die Monarchien, gewesen sey: er war sogar älter als die Monarchien. Weil ein herumziehender Trupp immer versammelt ist, und folglich alle Glieder zu den Berathschlagungen gezogen werden, so ist es natürlich, daß er, nachdem er sich in den Oertern, wo er sich ansetzte, ausgebreitet hat, fortgefahren sey, sich allemal zu versammeln, so oft es darauf ankam, einen Entschluß zu fassen, an welchem allen gleich viel gelegen war. Man wird sehen, daß die Barbarn diesen Gebrauch allenthalben mit sich führten, wo sie sich angesetzt haben.

Freylich, nachdem diese Monarchien Provinzen eines Reichs geworden sind, zog der Monarch allmählig die wichtigen Geschäffte an sich, und machte sie allein aus. Die Versammlungen hatten dann in den Provinzen jenes Ansehen nicht mehr, das sie in den Monarchien gehabt hatten.

Unterdessen, da der Monarch in Verlegenheit gewesen wäre, wenn er in einer jeden Provinz die schicklichste Regierung hätte einführen sollen, und da er überdas Völker zum Aufstande gereizet hätte, die noch nicht recht ans Joch gewöhnet waren, wenn er offenbar sich allen Gebräuchen widersetzet hätte;

hätte; so ist es wahrscheinlich, daß er ihnen die Freyheit gelassen habe, sich in vielen Absichten nach ihren Gebräuchen zu halten.

Außerdem muß man nicht glauben, daß ein Monarch eilfertig alles thue, was er thun kann. Oft kennet er seine ganze Macht selbsten nicht: und wann er sie kennen lernet, so geschieht es nicht allezeit, weil er es gewaget hat, Versuche zu machen; sondern zuweilen nur deßhalben, weil man ihm zuvorkam, da man ihm etwas anboth, das er nicht gedacht hätte zu begehren. Die ersten gebiethenden Monarchen sind es geworden, ohne daß sie die Absicht hatten es zu werden.

Ich muthmaße, daß bey dem Anfange der Gesellschaften die Welt unter den Monarchen ohngefähr also regieret wurde, wie sie sich selbst regieret hätte: das ist, nach Gebräuchen, die ein jeder Monarch befolgte, weil sie ein jeder Monarch vor ihm befolget hatte. Denn überhaupt betragen sich die Regenten, wie sie es an andern sehen; sie thun, was sie sehen, das man gethan hatte, und das Beyspiel ist sonderbar für sie ansteckend.

Die Art, nach welcher die ersten Reiche entstanden sind, giebt dann zu erkennen, daß die Gewalt des Fürsten nothwendiger Weise eingeschränkt war. Es gab noch verschiedene andere Ursachen, welche sie einschränkten.

Erstens scheint es, daß der Gebrauch den Königen Assyriens kein Recht gab, willkührliche Auflagen auf die Völker zu machen, weil zu den spätern Zeiten Cyrus und Kambyses sich mit den

Sum-

Summen begnügten, welche die Provinzen gutwillig anbothen; und die Vorsorge, die Darius brauchte, als er das erstemal seine Unterthanen mit Abgaben belegen wollte, beweisen deutlich, daß seyn Despotismus nicht ohne Gränzen war.

Aus diesem Umstande läßt sich erachten, daß es vor Darius noch Versammlungen in den Provinzen gab: denn sonst begreift man nicht, wie man so wohl die freywilligen Geschenke, als den Antheil, den jeder beytragen mußte, hätte ausmachen können.

Zweytens mag die Macht des Monarchen in Asien immer so groß gewesen seyn, so war sie doch nicht auf alle Provinzen gleich unbeschränkt. Wenn der Eroberer die eroberten Nationen mit einem schweren Joche belegte, so schonte er zum wenigsten die Nation, die mit ihm erobert hatte. Die Geschichtschreiber machen die Anmerkung, daß Darius auf die Persier keine Auflage machte. Sobald es nun Völker giebt, welche Vorrechte genießen, so ist der Despotismus eingeschränket.

Auch die Mittel, welche die Könige von Assyrien hatten, um sich zu bereichern, und wozu sie gewöhnet, und durch das Beyspiel berechtiget waren, hielten den Despotismus in Schranken, oder leiteten ihn zum mindsten auf einen Nebenweg ab, daß er eher den Nachbarn des Reiches, als den Unterthanen zur Last fiel.

Die Reichthümer dieser Monarchen waren unermeßlich, obschon sie den Gebrauch der willkührlichen Auflagen nicht kannten, oder vielleicht,

eben

eben deßhalben, weil ihnen dieser Gebrauch in der That unbekannt war. Wir hätten zwar Lust, Sagen, die übertrieben scheinen, zum Theile zu verwerfen. Gleichwohl dörfen wir sie nicht ganz verwerfen, und wir müssen gestehen, daß das assyrische Reich große Kriegsheere, große Städte gehabt, und schwere Kriege ausgehalten hat; daß die öffentlichen Gebäude eine Größe hatten, die wir bewundern müssen, und daß der Hof der assyrischen Fürsten prächtig und ansehnlich war.

Der Krieg half alle diese Ausgaben bestreiten. Er war eine Quelle von Reichthume, und die einzige, die man dortmals kannte. Nicht allein erfoderte er keinen Aufwand, sondern er wurde auf Kosten der Feinde geführet. Man zog nur zu Felde, um reiche Nationen zu plündern. Sesostris hatte keine andere Absicht; und es läßt sich vermüthen, daß die Plünderung auch der Hauptgegenstand der Feldzüge von Ninus und Semiramis gewesen sey. Die Sklaven waren ein Schatz für einen Eroberer, den er zu den Künsten des Luxus anwandte.

Nun aber, das Reichthum des Monarchen stellte die Unterthanen vor Unterdrückung sicher. Er dachte nicht daran, sie zu drücken, weil er keine Noth dazu fühlte; weil er sich auf einen andern Weg bereichern konnte, und zwar auf einen Weg, mit welchem das Vorurtheil eine Art von Ruhme verband. Er preßte dann nicht allein jenes Volk nicht, das ihm siegen half, sondern theilte sich mit ihm in den Beute, und der Despotismus

setzte sich von selbsten Gränzen. Man erzählet, Sesostris habe zu den öffentlichen Bauwerken lauter Gefangene gebrauchet, die er auf seinen Feldzügen eingebracht hatte. Gleichwie dortmals der Ehrgeitz der übrigen Monarchen eben auch darinnen bestand, viele Sklaven zu haben, und große Gebäude zu unternehmen, so könnte man muthmaßen, sie haben sich auch eben so, wie Sesostris betragen.

Unter den Gebräuchen, welche die Oberherrschaft in gewissen Schranken halten mochte, ist einer, welcher, so viel uns bekannt ist, beynahe allen Nationen in Asien gemein war. Ich meyne die erblichen Handwerke. Ein Sohn dorfte das Gewerb seines Vaters nicht aufgeben, und man theilte ein Volk in eben so viele Klassen oder Zünfte an, als verschiedene Handwerke waren.

Jede von diesen Zünften hatte ihre Vorrechte, ihre Gesetze, ihre Gebräuche, oder sogar ihren eigenen Gottesdienst. So wie sie mehr oder weniger geachtet wurden, eiferten sie mit einander, und waren eben so viel durch den Haß, als durch ihre Gewerbe getheilet: und je mehr sie sich hasseten, desto mehr hielt sich eine jede an das Gewerb, welches ihr eigen war. Eben dieses sieht man auch heut zu Tage in Indien, wo dieser Brauch noch im Schwange geht; und das ist genug, um zu vermuthen, daß er bey allen Völkern, die ihn angenommen haben, die gleichen Wirkungen hervorgebracht habe.

Es ist nun augenscheinlich, daß der unbeschränkteste Monarch wenigst einige Gefahr laufen würde, wenn er es versuchte, sich an den Vorrechten, Gesetzen, Gebräuchen, oder an dem Gottesdienste jener Klassen zu vergreifen, die in einiger Achtung stünden. Wegen dieser einzigen Mishälligkeit steht dann das ganze Volk, in vielerley Absichten, nicht unter der Gewalt des Monarchen. Unterdessen kann es von einem Tage zum andern sich dieser Gewalt noch mehr entziehen; denn die Zünfte, die immer eifersüchtig bleiben, wagen um die Wette weitere Ansprüche, und machen sich durch neue Misbräuche beständig neue Rechte.

Sie befinden sich in dem Zustande feindlicher Republiken, von denen alle bedacht sind, sich einander wechselweise zu vertilgen, weil eine jede bedacht ist, sich zu erweitern; und jene, die den Vorzug haben, maßen sich der Obergewalt desto zuversichtlicher an, weil sie ihnen die Meynung des Publikums einzugestehen scheint. Unerachtet dieses feindseligen Zustandes wird dennoch keine vertilget. Alle werden erhalten, weil die Meynung des Publikums, welche für die Erhaltung von allen zu wachen scheint, die schwächsten gegen die mächtigsten vertheidiget.

In einer Monarchie von dieser Verfassung wird jede Zunft nach ihren Vorurtheilen, das ist, nach Meynungen, die sich nicht leicht verändern, regieret. Wenn auch Verändrungen vorgehen, so geschehen sie langsam, und gleichsam

unvermerklich. Alles scheint zu stocken, und nach mehrern Jahrhunderten sieht man die alten Gebräuche, die alten Sitten noch, welche in manchen Absichten auch alsdann unverändert bleiben, wann in großen Verändrungen Reiche auf Reiche zusammenstürzen. Der Monarch, welcher selbst auf seinem Throne stocket, und auf alle Vorurtheile achten muß, hat also nur so lang eine Gewalt, als er alle Zünfte zugleich unbetastet, und sie selbst gegen einander streiten läßt.

Unterdessen scheint es, daß die Vorurtheile, die seine Macht einschränken, zu seiner eigenen Sicherheit nothwendig sind. Er scheuet sich vor Erläutrungen, weil man auch seine Ansprüche untersuchen könnte, nachdem man die Ansprüche einiger Zünfte untersuchet hätte. Er verlanget also nicht, daß man allzu viel aufgeklärt werde, und er beuget sich, wie der geringste von seinen Unterthanen, unter die Last jener Fesseln, womit die Meynung alle gefangen hält.

VIII. Kapitel.

Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte.

Nachdem wir beobachtet haben, was den Fortgang des Despotismus aufhalten kann, wollen wir sehen, was für Wirkungen von ihm entstehen.

In einer ganz despotischen Regierung hat der Monarch über die Großen des Reiches, die um

ihn

ihn sind, die nämliche Gewalt, die ein Herr über seine Sklaven hat. Sie hangen unmittelbar von seiner eigensinnigen Laune ab: sie sind durch kein Gesetz vor ihm beschützet; und gleichwie sie durch seine Gunst emporgestiegen sind, also werden sie durch seine Ungnade gestürzet.

Diese Gewalt wird ohne Zwang eingeführt. Nicht der Monarch kömmt auf den Einfall, die Großen zu Sklaven zu machen; sondern die Großen geben ihm zu erkennen, daß sie seine Sklaven sind. Er glaubet es ihnen, und behandelt sie auf diese Art.

Wenn man saget, daß in einer solchen Regierung alle Reichthümer dem Despoten zugehören; so ist es wahr von dem Reichthume der Großen: denn sie besitzen nichts, als was sie vom Despoten haben, oder was man glaubet, daß sie von ihm haben.

Es ist wahrscheinlich, daß nach seinem Beyspiele die Statthalter, sonderbar in den abgelegenen Provinzen, sich einer despotischen Gewalt über ihre Lieblinge anmaßen, und daß sie dieselbe auch an allen denjenigen ausüben, welche sie um ihr Vermögen beneiden. Deßhalben haben jene, die das größte Vermögen zu besitzen scheinen, in einer solchen Monarchie kein sicheres Eigenthum.

Gleichwohl ist dem Monarchen daran gelegen, die Macht, welche er den Statthaltern zugesteht, einzuschränken, und den Statthaltern ist eben so sehr daran gelegen, daß die Gewalt bey allen denen, die unter ihnen stehen, auf gleiche Art ein-

geschränkt sey. Die unbeschränkte und despotische Macht wird also schwächer, wann sie von einer Hand zur andern, vom Monarchen bis auf die letzten Unterbedienten, übergeht.

Allein die Einschränkung aller dieser Mächte verschaffet im Gegentheile dem Volke Sicherheit. Denn das Gesetz, kraft dessen es nicht in der Gewalt der Staatsbedienten steht, über das Vermögen und die Person eines jeden Unterthanen nach ihrem Wohlgefallen zu schalten, stellet einem jeden Unterthanen das Eigenthum seiner Person und seines Vermögens sicher.

Alle diese Staatsbedienten sind nicht so sehr die Unterthanen eines Monarchen, als die blinden Werkzeuge eines Despoten, der sie als Sklaven hält. Das Volk allein ist unterthan, weil es, in gewissen Absichten, unter dem Schutze der Gesetze steht.

Es steht unter dem Schutze der Gesetze: denn wenn gleich der Despot, mitten an seinem Hofe, wo er selbst gebeut, nur nach seinem Eigensinne handelt; so ist er doch genöthiget, jenen, die in den Provinzen unter seinem Namen handeln, Gesetze vorzuschreiben. Gleichwohl beschützen die Gesetze das Volk nur in gewissen Absichten: denn in einer Regierung, wo der Regent nur durch Sklaven handelt, werden sie nur so lang in Ehren gehalten, als man sie nicht ungestraft verletzen kann; und folglich ist das Volk großen Bedrückungen ausgesetzt.

Für-

Fürwahr, es ist leicht für Staatsbediente, einen Monarchen zu hintergehen, der nichts mit eigenen Augen sieht, und der, also zu reden, in seinem Palaste vergraben ist. Aber es ist unmöglich für sie, daß sie allezeit sich alle verstehen, ihn durch die nämlichen Lügen zu betriegen. Ihre Angelegenheiten sind verschieden; sie beneiden einander, und trachten nur, sich einander ins Verderben zu stürzen: und wer immer angeklagt wird, daß er die Befehle eines Gebiethers, welcher auf sein Ansehen eifersüchtig ist, nicht genau befolget habe, der ist verloren.

Sie geben dann Achtung auf einander, und diese wechselseitige Wachsamkeit ist, bis auf einen gewissen Punkt, die Schutzwehre der Völker. Denn derjenige, der seine Macht misbrauchen wollte, sieht an allen, die nach seiner Stelle trachten, lauter Ankläger, welche sich rüsten, ihre Stimme gegen ihn zu erheben.

Die großen Reiche sind also dem Despotismus zugleich günstig und nachtheilig. Sie sind ihm günstig, weil sie groß sind; und weil sie zu groß sind, so sind sie ihm nachtheilig. Im übrigen, um die Wirkungen zu beurtheilen, welche diese Regierungsart unter den Königen Assyriens hat hervorbringen mögen, müßte man von ihrer Monarchie, und von den Provinzen, aus denen sie bestand, eine umständlichere Kenntniß haben, als wir nicht haben. Gleichwohl will ich Muthmaßungen anstellen.

Aus dem Satze, daß die Gewalt schwächer wird, wenn sie durch mehrere Hände geht, folget der Schluß, daß die Unterthanen, jemehr sie nach ihrem Stande von dem Despoten entfernet waren, desto minder die Wirkungen des Despotismus fühleten. Gleichwie die Großen Sklaven waren, weil kein Gesetz zu ihrem Schutze sprach; also hatte das Volk, welches aus den geringsten Klassen bestand, einige Freyheit, weil es unter dem Schutze der Gesetze lebte.

Es scheint, man könnte auch vermuthen, daß der Despotismus verhältnißmäßig schwächer wurde, je weiter man sich von der Hauptstadt entfernte; daß folglich die Völker der innersten Provinzen in größerer Dienstbarkeit lebten; und daß die Völker an den Gränzen mehr zinsbar als unterthan, und deßhalben freyer waren. Dennoch muthmaße ich, daß die Regierung überhaupt sehr gelind gewesen sey.

Eh es große Reiche gab, und folglich, ehe man den Despotismus kannte, ließ man sich mit der Pflege des Feldbaues und der nothwendigsten Künste genügen. Man wußte vom Luxus nichts; man fühlte kein Bedürfniß dazu: denn die Lebensart war ganz einfach, und ist es noch lange Zeit hernach geblieben.

Wenn wir uns deßhalben in jene Zeiten zurückdenken, wo das innere Asien unter eine Menge Völker getheilet war, die den Feldbau trieben, und von denen ein jedes sich nach seinen Gebräuchen regierte; so werden wir urtheilen, der Acker-

bau, von welchem man allein sich unterhalten konnte, müsse in großer Achtung gestanden seyn.

Dieser muß bey der Aufrichtung der großen Reiche vieles gelitten haben: denn durch die Verheerung ganzer Provinzen erweiterte man seine Herrschaft, und die Staatskunst der Monarchen in Asien bestand darinnen, daß sie Völker vertilgten, um die Herrschaft zu erlangen.

Aber dieses Uebel war nicht von langer Dauer. Die Meynung, welche dem Ackerbau Hochachtung verschaffte, brachte ihn bald wieder in Aufnahme, selbst in den Provinzen, die verheeret worden waren. Da die Monarchen, mit all ihrem Despotismus, den Meynungen nicht gebiethen können; so mußten sie selbst den Ackerbau mit Achtung ansehen: und folglich beschützten sie ihn desto mehr, weil seine Nützbarkeit eben in jenen Zeiten, wo die Künste des Luxus unbekannt waren, besser in die Augen fiel.

Alles zeuget uns von der Schätzung, welche die Regenten in den entferntsten Zeiten dem Ackerbaue widmeten. Wir sehen Länder, welche von Natur nicht allzu fruchtbar waren: und sie haben häufige Früchte getragen, durch Bemühungen, an die man nicht eher hat denken können, als es große Monarchien, und Monarchen gab, die sie veranstalteten. Ich meyne die Kanäle, die man in Aegypten und Babylonien gegraben hatte, um die Austretung des Nilus, Tigris, und Euphrates zur Befruchtung des Erdreiches anzuwenden.

Je größer diese Bemühungen waren, desto mehr wurde die Meynung befestiget, welche dem Feldbaue einen Werth gab; und folglich wurde der Ackerbau sowohl besser gepfleget, als besser beschützet.

Wenn die Meynungen, wo sie auch nur schaden können, bloß deßwegen fortdauren, weil sie durch eine längere Zeit in Ansehen gekommen sind; so ist es aus stärkerm Grunde natürlich, daß sie fortdauren werden, wo sie durch die Erfahrung bestätiget sind, die alltäglich ihre Nützbarkeit zu erkennen giebt. Deßhalben ist der Feldbau in Ansehen gestanden, bis auf die Zeiten, wo der Luxus schon überaus viel zugenommen hatte. Cyrus der Jüngere beschäfftigte sich mit dem Feldbaue, wie Xenophon erzählet, und freute sich der Kenntnisse, die er in diesem Fache erworben hatte.

Um sich zu überzeugen, daß die Ackersleute nicht bedrücket wurden, darf man sich nur erinnern, daß die Abgaben der Provinzen willkührlich waren. Denn von derselben Zeit an baute ein jeder sein Feld, und genoß ohne Furcht die Früchte seiner Arbeit. Man genoß sie mit desto größerer Freyheit, weil die Regierung noch nicht im Brauche hatte, dem Handel Hindernisse in den Weg zu legen. Denn, wenn Darius der erste war, der Auflagen gemacht hat, so läßt sich mit Grunde vermuthen, daß die Assyrier nicht gedacht hatten, von den eingehenden Waaren Abgaben zu fodern, und von einer Provinz zur andern Zoll-

ämter

ämter anzulegen. Im Gegentheile beflissen sie sich jene Hindernisse auf die Seite zu räumen, wodurch die Natur die Vereinigung der Provinzen beschwerlich machte. Semiramis hatte, nach dem Zeugnisse Diodors, in dem ganzen Umfange ihres Reiches Wege angelegt, um den Zugang von einer Provinz in die andere zu erleichtern.

Es ist zwar der Krieg eine Plage für die Felder gewesen; aber diese Plage hat nicht lang gedauret. Die Mächte kannten noch die lange und mühsame Kunst nicht, sich zu erschöpfen, damit keine große Staatsveränderung zu Stande kommen möchte. Sie führten den Krieg nicht so methodisch, aber sie führten ihn auch mit größerm und schnellerm Fortgange. Ein einziger Sieg sperrte dem Sieger den Weg zu vielen Provinzen auf, und war manchesmal erklecklich, dem Reiche einen neuen Gebiether zu geben.

So lang ein Eroberer sich in einer Provinz aufhielt, trug er Sorge, dieselbe nicht zu verwüsten, weil es ihm sonst nicht möglich gewesen wäre, sich darinnen aufzuhalten. Er verheerte sie nur, wann er gezwungen wurde, sie zu verlassen. Alsdann nahm er aus den Städten die Schätze mit; er erwürgte die Einwohner, und führte eine große Menge Gefangner davon. Gleichwohl verstattete ihm insgemein sein übereilter Rückzug nicht, die Verheerung über eine große Strecke Lands zu verbreiten; sondern er zerstörte, wie ein reißender Strom, alles, was ihm unterwegs aufstieß. Man konnte ihm durch die

Flucht entgehen; und wann er abgezogen war, kehrte ein jeder zu seiner Arbeit zurück, und die Ruhe ersetzte den Schaden wieder so gut, daß kaum einige Spur der Verheerungen übrig blieb. Ja, diese Verheerungen waren nicht einmal so groß, als man glauben möchte. Denn die Kriege waren dortmals gemeiniglich nicht so wohl Unternehmungen, die nach einer Methode geführet wurden, als augenblickliche Ueberfälle.

Die Räubereyen der Statthalter, die in den Provinzen zu gebiethen hatten, waren weder so lärmend, noch so schnell als die Verheerungen. Sie geschahen heimlich und langsam, aber beständig fort.

Unterdessen litten die Einwohner auf dem Lande nicht zum meisten darunter. Der Schutz, welchen der Ackerbau genoß, gestattete es nicht. Außerdem hatte dieser Theil des Volkes wenig Geld: denn wir werden bald sehen, daß die nothwendigsten Lebensmittel in geringem Preise waren. Die Gewerbschaft zog jenes Gold und Silber, das man Reichthum nennt, in die Städte; und dieses hatte die Eigenschaft, die Raubbegierde der Statthalter zu erwecken. Die Städte waren dann der vornehmste Schauplatz der Räubereyen, und wer großes Vermögen hatte, der war dort großen Bedrückungen ausgesetzt.

Dieß war also das Schicksal der Provinzen in einem Reiche. Die Einwohner auf dem Lande hatten einige Freyheit, weil sie selten andere Reichthümer besaßen, als Feldfrüchte, die hart weg-

zu-

zubringen waren, und weil sie überdas des Schutzes genoßen, den man dem Ackerbau angedeihen ließ. Die städtischen Einwohner waren nicht so glücklich. Aber wenn sie gleich großen Räubereyen ausgesetzt waren, so wurde doch die Gewerbsamkeit nicht gehemmet, weil sie von aller Auflage frey war. Da die Kunst, sie mit Abgaben zu belegen, keine so leichte Entdeckung war, so ist sie lange Zeit unbekannt geblieben. Vor Darius, dem Vater des Xerxes, kannten die Monarchen in Asien diese Kunst nicht, weil sie durch den Gebrauch noch nicht berechtiget waren, die Völker mit willkührlichen Auflagen zu beschweren. Die Handlung wurde dann mit einer großen Freyheit getrieben, und folglich machte sie den Ueberfluß in den Städten herrschen.

„ Es haben sich in Asien große Verändrungen „ begeben „, wie Herr von Montesquieu die Anmerkung machet. „ Der nordwestliche Theil „ von Persien, Hyrkanien, Baktrian, u. s. w. „ waren ehemals mit blühenden Städten angefüllt, die nicht mehr bestehen; und die Nordseite dieses Reiches, das ist, die Erdenge, welche das kaspische Meer vom schwarzen Meere „ scheidet, war mit Städten und Nationen besetzet, die auch nicht mehr gefunden werden.

„ Eratosthenes und Aristobulus hatten von „ Patroklus vernommen, daß die Waaren aus „ Indien über den Oxus in das schwarze Meer „ gebracht wurden. Markus Varro erzählet uns, „ man habe zur Zeit des Pompeius in dem Krie-

„ ge

„ ge gegen Mithridates erfahren, daß man in sie-
„ ben Tagen aus Indien in das Land der Baktria-
„ ner; und auf den Fluß Ikarus kam, der sich
„ in den Oxus stürzet; daß auf diesem Wege die
„ Waaren aus Indien das kaspische Meer durch-
„ kreuzen, und von dort in die Mündung des
„ Cyrus einlaufen konnten; daß man von die-
„ sem Flusse an nur fünf Tage zu Lande reisen
„ dorfte, um den Phasis zu erreichen, der auf
„ das schwarze Meer leitete. Durch die Natio-
„ nen, welche in diesen verschiedenen Ländern
„ wohnten, haben ohne Zweifel die großen Rei-
„ che der Assyrier, Medier, und Persier ein Ge-
„ werb mit den entlegensten Ländern ostwärts
„ und westwärts gepflogen „.

Diese Nationen, welche sich mehr auf die Handlung, als auf das Kriegen verlegten, waren vermuthlich den großen Reichen zinsbar, die sie zu fürchten gehabt hätten. Dadurch stellten sie sich vor den Unternehmungen sicher, die man gegen sie hätte versuchen können; und sie hatten sich gegen Völker, die ihre Handlung hätten stören mögen, Schutz zu versprechen.

Allein, es ist sehr wahrscheinlich, daß die Könige Assyriens sich die Furcht vor ihren Waffen, und den Schutz, den sie gaben, zu Nutzen gemacht, und nur viele Vorwendungen gesuchet haben, um von diesen Völkern immer höhere Tribute zu verlangen. Sie haben etwa den Statthaltern, die sie an ihren Gränzen aufstellten, das Recht verstattet, sie durch immerwährende Anfoderungen

zu

zu belästigen; und dergleichen Statthalterschaften waren vermuthlich für Günstlinge aufbehalten, die man wollte reich werden lassen.

Aber wenn der Tribut auch immer so groß war, so blieb doch die Nation, welche ihn zahlte, unabhängig. Sie wurde nach ihren Gesetzen beherrschet; die Gewerbschaft hatte ihren freyen Lauf, und schien mit den Abgaben zuzunehmen.

Ueberdas ersetzte ihr der Luxus der Assyrier beynahe wieder, was ihr die Macht derselbigen entwandte. Denn da nur die gewerbsamen Völker die Bedürfnisse des Luxus herschaffen konnten, so ist es wahrscheinlich, daß sie selbst den Preis davon bestimmten; und daß sie ihn folglich so hoch hinauf setzten, als es möglich war.

So sehr dortmals die Bedürfnisse des Luxus theuer waren, so wenig waren es die Lebensbedürfnisse: und zwischen dem Preise von diesen auf jene war kein Verhältniß.

Es mußten nämlich die Lebensbedürfnisse sehr häufig in einem Reiche seyn, wo der Ackerbau Schutz genoß, und wo folglich ein Ackersmann nicht daran dachte, seinen Pflug zu verlassen, um irgend in einer Stadt ein Handwerk zu erlernen. Das Volk, sonderbar das Landvolk, ist nicht so ehrgeizig, daß es seinen Stand verändern will. Es ist von Natur geneigt, zu bleiben, wo es sich befindet, und suchet nicht auswärts sein Fortkommen, wenn es nicht dazu gezwungen wird. Dieß ist die Ursache, daß Asien, unerachtet der großen Verändrungen, welche, wie es scheint,

ganze Nationen hätten zu Grunde richten sollen, unter den Assyriern, Mediern, und Persiern außerordentlich bevölkert gewesen ist. Die Familien wachsen leicht wieder an, wann sie die Regierung von ihrer Handarbeit leben läßt.

Jenes ungleiche Verhältniß, welches ich zwischen dem Preise der Bedürfnisse des Luxus und der Lebensbedürfnisse vermuthe, hat heut zu Tage nicht Statt. Aber es hat bey den Persiern Statt gehabt. Es hat bey den Griechen Statt gehabt, zu jenen Zeiten, wo Gold und Silber nicht seltsam war, zu den Zeiten Solons, Alexanders, und lange darnach (*). Die Beobachtungen, die wir angestellet haben, beweisen, daß es sich also verhalten mußte; und wir können uns noch besser davon überzeugen.

Zur Zeit dieses ungleichen Verhältnisses war die Lebensart überhaupt sehr einfach; und der Luxus war eine Pracht, die nur den Regenten und großen Herren, das ist, Leuten eigen war, welche auf den Preis der Bedürfnisse zum wenigsten achten. Man begreift also, daß sie verpflichtet waren, den gewerbschaftlichen Nationen die Tribute zurückzugeben, welche sie ihnen auferlegt hatten.

Heut zu Tag ist der Luxus so ansteckend geworden, daß man, wenn man nur nicht lediglich arm ist, wie Leute erscheinen will, die Ue-

ber-

(*) Man lese die historische und politische Abhandlung von der Bevölkerung der alten Zeiten, von Herrn Wallace.

berfluß haben. Folglich ist aus Gewinnsucht die Zahl derjenigen angewachsen, die durch ihre Gewerbschaft den Luxus unterhalten können: weil sie aber zu sehr angewachsen ist, so mußten sie mit Abschlag verkaufen, und ihren Waaren einen Preis setzen, der auch für geringere Stände angemessen ist. Also ist zwischen dem Preise der überflüßigen und unentbehrlichen Bedürfnissen eine Art von Ebenmaaß entstanden. Man sieht aber dadurch, daß dieses Ebenmaaß zu jenen Zeiten nicht Statt haben konnte, wo der Luxus nicht so gemein war.

In der großen Bevölkerung und im geringen Preise der Lebensbedürfnisse ist das Reichthum und die Macht der alten Reiche bestanden. Die Monarchen konnten größere Kriegsheere halten; sie konnten eine größere Menge Sklaven unterhalten; sie konnten größere Werke ausführen; sie konnten mit einem Worte in allen Unternehmungen größer seyn. Man kann dann allgemach begreifen, daß vieleicht jenes, was man von ihrer Herrlichkeit erzählet, nicht so übertrieben ist, als man es insgemein glaubet.

Nach denen Beobachtungen, die wir angestellet haben, sieht man nicht, daß der Despotismus so schädlich sey, als er zu seyn scheinet. Aber wie wird er dann schädlich werden? Dieses wollen wir im folgenden Kapitel untersuchen.

IX. Kapitel.

Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte.

Der Despotismus wird nach jener Maaßgabe schädlich, nach welcher der Luxus weiter um sich greift.

Der Luxus besteht in den überflüßigen Dingen, und ich theile ihn in dreyerley Gattungen ab: in den Luxus aus Pracht, aus Gemächlichkeit, und aus Tändeley.

Den Luxus aus Pracht suche ich in der Größe und Herrlichkeit der Städte, der Paläste, der öffentlichen Gebäude, im Gepränge, das die Großen um sich haben, und im Reichthume, womit sie sich pralen. Also war die Pracht der Assyrier beschaffen.

Man sah ohne Zweifel diese Pracht für ein Eigenthum des Reiches, des Monarchen, und der Großen an. Man machte dann keinen Anspruch darauf, wann man gemäß seines Standes nicht bestimmet war, Anspruch darauf zu machen; und folglich war dieser Luxus nicht ansteckend.

Die Beute von besiegten Nationen, und die Abgaben der zinsbaren Nationen waren erklecklich, ihn zu unterhalten. Man brauchte die Sklaven zu den öffentlichen Arbeiten; oder wenn man die Unterthanen daran arbeiten ließ, so war es ein Mittel, einen Theil des Reichthums der Großen unter dem Volke in Umgang zu bringen. Dieser Luxus war dann keine Last. Er war es

um desto weniger, weil er in Dingen bestand, die von sich selbst eine lange Dauer haben, und deßhalben war es nicht vonnöthen, die alten Unkosten beständig zu wiederholen.

Es hat nicht die nämliche Beschaffenheit mit Dingen, die zur Gemächlichkeit gehören, wie da die Wohnung, das Hausgeräthe, der Tisch, die Kleidung, Wagen und Pferde sind; u. s. w. Dieser Luxus ist kostbar: denn die Unkosten, zu denen er verleitet, werden beständig wiederholet; und er wird täglich kostbarer, weil man nicht vergnüget ist, der Gemächlichkeiten zu genießen: man will auch eine Art von Pracht damit treiben.

Er schleicht sich allgemach und unvermerklich in alle Stände ein. Alle machen Anspruch darauf, oder glauben das Recht zu haben Anspruch darauf zu machen; und man würde sich schämen, wenn man sich nicht wie andere aufführte.

Wann dieser Luxus einmal eingerissen ist, so richten sich jene, die nicht von den Reichsten sind, zu Grunde, damit sie ihn aushalten; die Armen trachten sich auf allerley Wege zu bereichern, in der Hoffnung desselben einmal zu genießen, und die Sitten werden verderbet.

Nachmals sind die Stände beynahe nicht mehr zu unterscheiden; und sie würden nicht zu unterscheiden seyn, wenn die reichen Leute, welche sich die Gemächlichkeiten anschaffen, ohne ihren Beutel zu erschöpfen, nicht beflissen wären, den Gemächlichkeiten, deren sie genießen, Pracht und

Ansehen beyzulegen; und sie richten sich zu Grunde, da sie mit dem Luxus aus Gemächlichkeit noch den Luxus aus Pracht vereinigen.

Aber eben um dieser Pracht willen, die sie alle einander nachmachen, sind sie wieder nicht mehr zu unterscheiden; und gleichwohl will sich ein jeder um die Wette vorzüglich herausnehmen. Es bleibt dann kein anderer Weg übrig, als in Tändeleyen zu verfallen. Man verfällt darein; und da ist die Zeit, wo man die Großen mit Kinderspielen im Ernste beschäfftiget sieht. Man möchte glauben, die Welt sey wieder in die Kindheit verfallen.

Wenn man bis auf diesen Punkt gekommen ist, so ist der Geschmack zum Luxus im Grunde nichts anders, als eine Ausschweifung in der Einbildung, welche unsre Eitelkeit antreibt, mehr zur Schau als zum Gebrauche, gemächliche, prächtige, oder kindische Dinge zu suchen, die nicht Jedermann sich anschaffen kann.

Die Pracht hat ihre Gränzen; die Gemächlichkeiten haben auch die ihrigen: aber die Tändeleyen haben keine Gränzen. Der Luxus in Tändeleyen muß also das größte Vermögen vollends zu Schanden richten, und er richtet auch die Sitten zu Grunde.

Die Assyrier strebten nicht viel nach ausgesuchten Gemächlichkeiten, und kannten nur den Luxus in der Pracht. Ihre Art zu leben war sehr einfach. Diese einfache Lebensart hat auch bey den Mediern und Persiern fortgedauret. Sie hat nur

ganz

ganz unvermerklich nachgelassen. Sie erhielt sich durch mehrere Jahrhunderte; und kaum erst nach Alexandern ist der Luxus aus Gemächlichkeit bey den Nationen in Asien merklich in den Gang gekommen.

Die allereinfachste Lebensart schließt alle Gemächlichkeiten, alle Tändeleyen aus, und schränket die Ausgaben auf bloße Nothwendigkeiten ein. Die Lebensart der Assyrier war freylich nicht in diesem Grade einfach; aber sie war nahe dabey, oder zum wenigsten nicht weit davon entfernet, wenn man sie mit den Asiaten unter den Nachfolgern Alexanders vergleicht. Laßt uns beobachten, was die Wirkungen dieser Lebensart haben seyn müssen, und wir wollen nachmals die Wirkungen betrachten, welche der Luxus muß hervorgebracht haben.

Wenn das Reichthum eines Staates, wie ich dafürhalte, darinnen besteht, daß er eine große Bevölkerung unterhalten kann; so besteht er folglich in der Menge der nothwendigsten Materialien, die zu den Künsten gebraucht werden, und in der Menge der Lebensmittel, welche den städtischen und ländlichen Einwohnern zur Nahrung dienen. Wenn diese Menge ein Ebenmaaß mit der Aufzehrung hat, so ist der Staat reich; wenn sie keines hat, so ist der Staat arm.

Allein zu jenen Zeiten, wo die Art zu leben einfach ist, wird dieses Ebenmaaß leicht zu Stande gebracht: denn der Feldbau schaffet die nothwendigsten Materialien und die Lebensmittel im Ue-

berflusse herbey; und da sich außerdem die Menschen bloß mit denen Künsten beschäfftigen, deren sie unumgänglich bedörfen, so geht im überflüssigem Aufwande nichts verloren.

Aus eben diesem Grunde, weil der Staat reich ist, so ist kein Privatmann arm, oder zum wenigsten kann ein jeder von seiner Arbeit leben. Der Ueberfluß der Nothwendigkeiten erhält sie in niederm Preise, und die Auflagen, die noch unbekannt sind, können sie nicht vertheuern. Die einfache Lebensart, welche alles im niedern Preise läßt, machet dann das Reichthum sowohl der Privatpersonen, als des Staates aus.

Wenn man gelten läßt, daß die Lebensart der Medier nicht so einfach gewesen sey, als die Lebensart der Assyrier; so muß man daraus schließen, daß sie mehr Aufwand auf den Luxus, das ist, auf überflüssige Dinge, gewendet haben. Allein jemehr Aufwand in überflüssigen Dingen geschieht, desto schwerer kann die Masse der Lebensmittel und der nothwendigsten Materialien ein Ebenmaaß mit der Aufzehrung haben. Nach dieser Vermuthung muß also das Reich der Medier ärmer gewesen seyn, als das Reich der Assyrier. Ich ziehe den nämlichen Schluß von den Persiern, von den Nachfolgern Alexanders, u. s. w. und ich sehe, daß bey auf einander folgenden Reichen das letzte allezeit minder minder reich, als das vorhergehende ist.

Wie groß immer das Reichthum eines Privatmanns seyn mag, so hält man ihn dennoch nur

so

so weit für reich, als sein Vermögen mit seinen Ausgaben ein Ebenmaaß hat. Sein Reichthum mag unvermindert bleiben, und seine Ausgaben mögen sich vermehren, so wird er alsobald weniger reich seyn, und bald arm werden. Es verhält sich mit den Staaten auf gleiche Weise: nur durch die gute Sparsamkeit bleiben sie reich.

Von den Persiern an, sehen wir in Asien den Luxus, und folglich die Ausgaben zunehmen. Aber wir sehen das Reichthum, das ist, die Masse der Lebensmittel und der nothwendigsten Materialien, nicht zunehmen. Im Gegentheile nimmt diese Masse von einem Jahrhunderte zum andern ab, weil von einem Jahrhunderte zum andern der Ackerbau in Asien immer mehr in Abfall geräth.

Aber man wird sagen: bringen die Künste des Luxus nicht Reichthum und Ueberfluß mit sich? Nein; sie bringen nur neue Bedürfnisse auf die Bahn. Allein, weil neue Bedürfnisse die Aufzehrung vermehren, so werden sie den Staat arm machen, wenn nicht die Producten, von denen zuvor das Volk gelebet hat, im nämlichen Ebenmaaße sich vermehren.

Die Form, welche die Materialien in den Kunstwerken erhalten, hat zwar einen Preis, und dieser Preis ist der Preis des Arbeitlohns. Die Handwerker bestimmen ihn selbst nach dem, was sie währender Zeit, wo sie arbeiten, oder wo sie nicht arbeiten können, zu ihrem Unterhalte vonnöthen haben. Aber sie bestimmen ihn nicht nach Willkühr: denn da der Luxus die Handwerker von

jeder Art vermehret, so werden sie durch die Menge gezwungen, ihre Arbeit nicht höher anzuschlagen, als was sie in der That werth ist. Wenn einige, weil sie bessere Arbeit machen, theurer sind, oder auf ihre Arbeit einen willkührlichen Preis zu legen scheinen; so bleibt es dennoch wahr, daß dieser Preis, nach seiner wahren Beschaffenheit, nichts anders als der eigentliche Werth der Dinge ist, deren er zu seinem Unterhalte vonnöthen hat.

Allein da der Preis der Kunstwerke nichts anders ist, als der Werth der Nothwendigkeiten für den Handwerksmann, wenn man ihn zu dem Werthe der Materialien rechnet; so folget daraus, daß keine neuen Reichthümer durch die Kunstwerke hervorkommen. Sie stellen nur jene vor, die man schon vormals hatte. Sie stellen zwar dieselben mit einer Form vor, die sie nicht gehabt haben, und passen sie den neuen Bedürfnissen an, die wir an uns nehmen. Deßhalben beredet man sich ohne Zweifel, daß man reicher sey.

Allein alles, was der Luxus in überflüssigen Dingen verschwendet, entgeht schon dem nothwendigen Aufwande; und bey dieser Beschaffenheit der Sachen gebricht es dem Pöbel an Nothwendigkeiten, indessen daß die Reichen Ueberfluß genießen, und sich zu Grunde richten.

Es ist augenscheinlich, daß die Handwerker, die für den Luxus arbeiten, meistentheils dem Feldbaue entzogen werden, welcher deßhalben de-

sto mehr in Verfall geräth, je weiter der Luxus um sich greift.

Einerseits trägt das Erdreich um so viel weniger, je kleiner die Anzahl derjenigen wird, die das Feld bauen; und anderseits je mehr es Leute giebt, die das Feld nicht bauen, desto mehr wäre vonnöthen, daß das Erdreich viele Frucht trüge. Allein in den Zeiten, wo der Luxus herrschet, nimmt die Anzahl derer, die das Feld bauen, täglich ab, und die Anzahl derjenigen, die es nicht bauen, nimmt täglich zu. So müssen dann die Nothwendigkeiten des Lebens beständig theurer werden, und folglich muß auch das Volk von Tag zu Tage mehr Beschwerniß haben, sich die Nothwendigkeit anzuschaffen.

Bey diesem Aufschlag haben jene, deren Felder in gutem Werthe sind, ein größeres Einkommen im Gelde, weil sie ihre Feldfrüchte theurer verkaufen. Aber wenn alles im gleichem Verhältnisse aufschlägt, so sind sie deßhalben nicht reicher; und wenn es dagegen Dinge giebt, die im alten Preise bleiben, wie sie zuvor gewesen sind, so mag es daher kommen, weil man den Lohn und die Besoldungen derjenigen etwa nicht erhöhet hat, die nur von ihrem Lohne oder ihren Besoldungen zu leben haben. Alsdann sind die Eigenthümer von Landgütern nur deßhalben reicher, weil sie sich das Elend der Dürftigen zu Nutzen machen, welche aus Noth für sie arbeiten müssen. Es erhält sich also der Luxus nur mit dem Schaden von einem Theile des Volkes; und folglich

ist die Theurung, die er nach sich zieht, ein Beweis, daß der Staat ärmer wird.

Man wird ohne Zweifel zur Entschuldigung des Luxus sagen, daß er eine Aufmunterung zum Feldbaue seyn könne, weil er um destomehr Muth machet, des Feldbaues zu pflegen, jemehr er in überflüssigen Dingen aufzehret. Aber alle Zeiten, von denen man noch einige Nachrichten übrig hat, bezeugen, daß der Feldbau niemals blühender gewesen ist, als in den Monarchien, wo die einfachesten Sitten dem Wachsthume des Luxus Gränzen gesetzet haben.

In jenen Monarchien wurden die nothwendigen Künste nicht in den Städten allein, sondern auch in den Flecken, in den Dörfern, in den Weilern, und allenthalben getrieben. Da nun diese Künste die einzigen sind, von denen man das Bedürfniß fühlet, so findet man aller Orte die nämlichen Vortheile; und folglich denket ein reicher Mann nicht daran, seinen Hof zu verlassen, um die Einkünfte davon in einer Stadt aufzuzehren. Die Verzehrung der Feldfrüchte und der nothwendigsten Materialien geschieht selbst auf dem Platze, wo sie gesammelt werden. Der Ueberfluß von einem Dorfe wird gegen den Ueberfluß eines andern Dorfes, der Ueberfluß einer Landschaft gegen den Ueberfluß einer andern benachbarten Landschaft umgetauscht; und diese Vertauschung geschieht desto leichter, weil die Ueberfuhr aus der Nähe weniger Kosten verursachet. Ueberdas ist das Geld, welches auch die Vertau-

schung erleichtert, in alle Theile der Monarchie ausgebreitet. Es gilt allenthalben gleich, oder ohngefähr gleich. Der Umlauf ist desto leichter, und folglich werden dadurch allenthalben der Feldbau und die nothwendigen Künste in einem blühenden Zustand erhalten.

Aber die Künste des Luxus ziehen sich in die Städte. Dort werden sie betrieben, und sie blühen sogar nur in den größten. Man muß ihnen dann in die Städte nachfolgen, wenn man der Bequemlichkeiten, die sie verschaffen, genießen will. Man will ihrer genießen, und folglich werden die Dörfer und Bauerhöfe allmählig denen überlassen, die weniger reich sind, und also weniger Mittel haben, aus ihren Feldern vieles zu ziehen. Man darf die Sorgfalt der großen Eigenthümer nicht viel rechnen, die von ihren Gütern entfernet sind, und denen es der Luxus zur Nothwendigkeit machet, ihre Güter zu vernachläßigen. Oft setzen sie dieselbigen herunter, um sich daraus eine kurzdaurende Hülfe zu verschaffen. Zum wenigsten ist es gewiß, daß ihre Güter nicht so gut gepfleget werden, als die Felder eines Bauers, der nicht von seinem Hofe wegzieht. Es giebt keine ungebauten Landstriche, als in den Herrschaften großer Eigenthümer.

Durch den Zulauf, den der Luxus in die großen Städte herbeyzieht, wird allmählig alles Geld dahin gebracht. Es wird dann in den andern Städten seltsam; in den Marktflecken noch selt-

samer, und in den Dörfern bleibt beynahe keines mehr.

Alsdann wird der Preis der nothwendigsten Dinge in den Städten erhöhet, weil man sie muß weit herkommen lassen, um den Einwohnern die Nothwendigkeit zu verschaffen; und er wird von einem Geschlechte zum andern unvermerklich noch mehr erhöhet, weil von einem Geschlechte zum andern der Zulauf größer, und das Geld gemeiner wird. Die großen Städte sind Abgründe, welche der Luxus scheint eröffnet zu haben, um alle Reichthümer einer Monarchie zu verschlingen.

Wir müssen noch betrachten, was aus dem Despotismus wird, wann die Völker die einfache Lebensart aufgeben, und die Künste des Luxus zu treiben anfangen.

Wir haben eben itzt gesehen, daß der Feldbau blühet, und die Reichthümer allenthalben gleich ausgetheilt werden, wann die Lebensart einfach ist. Die Völker zahlen dann leicht ihre Abgaben, und diese Abgaben sind erklecklich für den Monarchen, welcher zwar prächtiger, aber eben so einfach als die Völker lebet.

Wir haben aber auch gesehen, daß der Feldbau zu blühen aufhöret, daß die Reichthümer allmählig in die Städte gezogen werden, und daß auf dem Lande das Elend beständig zunimmt, wann der Luxus herrschet.

Die Völker zahlen dann nicht so leicht ihre Abgaben mehr. Gleichwohl höret der Krieg auf, eine Hülfquelle für den Monarchen zu seyn, weil

der

der Luxus, mit dem man Kriege führt, und der hohe Preis der Nothwendigkeiten denselben allzu kostbar gemachet haben.

Die Beysteuern der zinsbaren Nationen sind auch von geringem Belange. Sie werden alle Tage minder beträchtlich. Man muß zu den Waffen greifen, um dieselben einzutreiben; man muß Glück dabey haben, und wenn man es gehabt hat, so sind die Beysteuern, die man einbringt, in Kriegskösten aufgegangen. Wie wird es erst lauten, wenn das Reich, dessen Macht geschwächet ist, von seinen Nachbarn nicht mehr gefürchtet wird? wenn es sie selbsten fürchtet? und wenn die Reihe kömmt, daß es selbst zinsbar wird?

In dergleichen Umständen erklecken die vorigen Auflagen dem Monarchen nicht mehr, um seinen Luxus, den Luxus der Großen, den Luxus aller Staatsbedienten, zu unterhalten. Sie erklecken um desto weniger, weil die Staatsverwaltung mehr als jemals verwickelt ist, nachdem der Luxus die Geschäffte, und die Leute, die davon leben, vermehret hat. Man muß mehr Besoldungen, mehr Bestallungen, mehr Ehrengehalte, mehr Gnadengelder bezahlen: man muß sie dreyfach, vierfach bezahlen. Man muß dann neue Auflagen errichten.

Gleichwohl sind neue Auflagen eine neue Last für das Volk, und sind, nach eben demselben Verhältnisse, keine Vermehrung der Einkünfte für den Monarchen. Denn die Einsammlung nimmt ei-

nen großen Theil davon weg, und sie fallen über: das ihm selbst wieder zur Last, weil sie den Preis der Nothwendigkeiten von jeder Art erhöhen. Man sieht also, je mehr er dieses Mittel brauchet, de: sto mehr richtet er seine Provinzen zu Grunde; und dennoch wird er es forthin brauchen, weil er kein anderes hat.

Aber diese Einrichtung hat ein ausgestecktes Ziel, und wenn dieses überschritten ist, so sieht man in den Provinzen, die sonst geblühet haben, nur ein allgemeines Elend mehr. In diesen Zu: stand ist nach den Zeiten Alexanders Asien verfal: len. Es ist nicht durch große Staatsverändrungen verwüstet worden. Zuvor hatte es dergleichen aus: gestanden, und war dabey immerfort in einem blühenden Zustande geblieben. Aber der Despo: tismus hat die Verheerung angerichtet, als der Luxus alle Schranken, die dem Despotismus ge: setzt waren, durchgerissen hatte.

Bisher ist Europa glücklicher gewesen. Wann man die neuere Geschichte studiren will, so wird man Republiken, vermischte Regierungen, und gemäßigte Monarchien daraus entstehen sehen, wobey der Despotismus, sowohl durch die Den: kensart der Völker, als durch die Grundgesetze, denen die Monarchen sich unterwarfen, verbannet war.

X. Ka

X. Kapitel.

Von den positiven Gesetzen, die man bürgerliche Gesetze nennt.

Die Gesetze, die der Regent, das ist, die physische oder moralische Person, in welcher die Oberherrschaft vereiniget ist, vorschreibt, um zu entscheiden, was die Unterthanen, die unter seiner Herrschaft leben, dem Staate zu leisten haben, und was sie zur Erhaltung der Ordnung sich selbst einander schuldig sind, werden bürgerliche Gesetze geheißen.

Insgemein ist die Absicht dieser Gesetze, den öffentlichen Gottesdienst zu ordnen, den Stand der Privatpersonen zu bestimmen, einem jeden das Eigenthum seines Vermögens und seiner Person zu versichern, und jene zu bestrafen, welche durch die Uebertretung der Gesetze sich strafbar machen.

Sie müssen unparteylich, und für die Schwächsten, wie für die Mächtigsten günstig seyn; sie müssen verhindern, daß die Unterthanen sich einander keine Unbilligkeiten zufügen.

Die Sammlung dieser Gesetze ist der Gegenstand einer Wissenschaft geworden, die man Rechtsgelehrtheit nennt. Gleichwohl will ich sie nicht unter diesem Gesichtspunkte betrachten: ich will sie nur in Absehung auf die Regierungsarten, von denen wir gesprochen haben, beobachten.

In den alten despotischen Monarchien, wo die Lebensart noch einfach war, vermuthe ich, daß es wenig bürgerliche Gesetze gegeben habe. Mir däucht, man habe selten ein Bedürfniß gefühlet, dergleichen Gesetze zu machen, weil überhaupt alles nach den Gebräuchen der Völker, oder nach den Gebräuchen einer jeden Zunft ausgemacht werden konnte.

Als der Despotismus keine Schranken mehr hatte, werden die bürgerlichen Gesetze auch überaus seltsam gewesen seyn. Da diese Regierungsart den Seelen alle Kraft benimmt, so wird man aus Gewohnheit fortgefahren seyn, die alten Gebräuche zur Richtschnur zu nehmen; und man wird sich nur in so weit nach neuen Gebräuchen gerichtet haben, als sich dieselben unvermerklich einschlichen, oder als man die Zeit nicht beobachtete, wo sie angefangen hatten. Diese Vermuthung wird dadurch bestätiget, weil der Despot und jene, die in seinem Namen gebiethen, eine willkührliche Macht gern ausüben möchten, und nicht so sehr bedacht sind, Gesetze vorzuschreiben, die man vonnöthen hat, als jene die schon vorhanden sind, aus der Gedächtniß zu bringen.

Unterdessen ist es nicht möglich, daß es keine Gesetze gebe, wenn man etwa nicht vermuthen wollte, der Monarch, der allein das Recht auf alles hat, schalte auch über alles nach seinem Wohlgefallen. Allein diese Vermuthung widerlegt sich von selbst: der Despot müßte dieses Recht aufgeben, und folglich außer seinem Eigenthums-

rech-

rechte noch andere erkennen: denn er kann nicht, und will nicht aus allen denen, die in in seinem Namen gebiethen, lauter Despoten machen, die ihm gleich wären, das ist, welche ihm das Eigenthumsrecht, das er sich zueignet, streitig machen würden. Seine Macht, wie wir angemerkt haben, wird geschwächet, da sie andern mitgetheilet wird: sie gleicht jenem Lichte von Zoroastern, aus welchem alles fließt, und daß von einem Ausflusse zum andern dunkler wird.

Zu Sparta hatte der Regent auf alles das Recht und das Eigenthum. Nichts beschränkte eine Macht, die nicht durch eine Reihe von Gewalthabern vertheilet wurde, sondern die in ihrem Grundwesen ganz vereiniget blieb. Ein Spartaner, als Unterthan, hatte nichts; als Bürger hatte er an allem Antheil, weil er an der Oberherrschaft Antheil hatte.

Die Heloten waren weder Bürger, noch Unterthanen: sie waren Lastthiere, welche der Regent zu seinem Feldbaue brauchte. Es gab auch keine Gesetze für sie, wie es in Persien für die Großen keine Gesetze gab.

Gleichwie die Spartaner als Bürger gleich waren, weil sie alle an der Oberherrschaft gleichen Antheil hatten; also waren sie auch als Unterthanen gleich, weil sie alle gleich arm waren. Man begreift also leicht, daß sie wenig bürgerliche Gesetze vonnöthen hatten, und sie hatten auch sehr wenige.

In der Republik von Athen hatte ein jeder Bürger das Wahlrecht: folglich bestand alle Oberherrschaft bey dem Volke, wie zu Sparta. Die Athenienser waren dann als Bürger gleich: aber sie waren ungleich als Unterthanen; denn in dieser Betrachtung waren sie mehr oder weniger reich. Sie hatten also mehr Gesetze vonnöthen; und dieses Bedürfniß nahm mit dem Wachsthume der Künste zu.

Die Gesetze wurden in dieser Republik desto zahlreicher, weil sie alles in sich schlossen. Sie veränderten sogar den Sklavenstand, und ließen die Sklaven, welche sie beschützten, an den Rechten der Unterthanen Theil nehmen.

Gleichwohl scheint es, daß das Volk, wenn es sich selbst beherrscht, sein eigener Despot sey. Ja, es giebt sogar keinen unbeschränktern, blindern, und eigensinnigern Despoten. Es ist zwar eine Zeit, wo alles ein herrschendes Volk anzutreiben scheint, groß zu werden: aber man sollte glauben, daß es nur durch die Umstände gezwungen werde, tugendhaft zu seyn. Und in der That, sobald diese sich ändern, hört es auf, tugendhaft zu bleiben: es giebt alsdann seinem Hange nach, und verfällt von einer Ausschweifung in die andere. Es verbannet einen Bürger, wie ein König von Persien einen seiner Großen verdammt, bloß weil er keine Neigung mehr zu ihm hat, oder weil er ihn fürchtet. Es begnüget sich nicht, wie der große König, seine Einkünfte zu verschwenden: sondern es will, daß seine Ver-

schwendungen zu Gesetzen werden; es befiehlt, die Schätze, welche zur Vertheidigung des Vaterlands bestimmet sind, zu öffentlichen Lustbarkeiten anzuwenden. Da es die Gesetze giebt, so will es auch Richter seyn; und weil es in seinen Aussprüchen sich auf seine gesetzgebende Macht steifet, so läßt es seinen veränderlichen Willen statt der Gesetze gelten, die es gegeben hat; und folglich vertritt der bloße Eigensinn die Stelle der Gesetze.

Also ist dieser Despot beschaffen. Man darf sich dann nicht wundern, wenn er hart mit seinen Bundsgenossen verfährt; man darf sich auch nicht wundern, wenn er endlich in die Dienstbarkeit verfällt.

Im übrigen sind die bürgerlichen Gesetze bey allen Völkern in Griechenland von geringer Anzahl, und ganz einfach gewesen. Sie hatten keiner Erklärung und keiner Auslegung vonnöthen: man konnte sie bald und leichtlich studiren, und es dorften sich keine Bürger mit diesem Studium einzig beschäfftigen. Deßhalben haben die Griechen keine Rechtsgelehrten gehabt. Wir werden in der Folge der Geschichte sehen, wie die bürgerlichen Gesetze sich vermehret, und zur Rechtsgelehrtheit die Veranlassung gegeben haben.

XI. Kapitel.

Von dem Gesetze der Meynung.

Die Gesetze sind eingeführet, um die Ordnung zu erhalten; aber ohne die Ordnung zu verderben, kann man zu ihrer Erhaltung weniger thun, als man thun sollte: man kann sie mittelbar stören: man kann sie durch Verbrechen übertreten, welche der Gesetzgeber nicht vorausgesehen hat: endlich kann man Fehler begehen, für welche er keine Strafe hat bestimmen dörfen; denn da sie also beschaffen sind, daß man sie nicht kennen, oder nur schwerlich kennen kann, so würden sie Untersuchungen erfodern, durch welche die Gesellschaft zerstöret würde.

Gleichwohl können die Verbrecher nicht aller Strafe entgehen; sie werden durch das Urtheil gestrafet, das das Publikum über ihr Betragen fället. Folglich ist die Meynung ein Gesetz, welches über jene Handlungen ausspricht, deren sich das bürgerliche Gesetz nicht annimmt. Verachtung ist die Strafe, und Hochschätzung die Belohnung, die man von ihr zu erwarten hat.

Ich setze dieses Gesetz unter die Zahl der positiven Gesetze. Obwohl es nicht feyerlich ausgerufen wird, so ist es dennoch allgemein bekannt. Das Publikum ruft es auf gewisse Art durch sein Urtheil jeden Augenblick aus.

Dennoch hat dieses Gesetz einen von den Fehlern, die wir an den stillschweigenden Verträgen

angemerkt haben. Die Meynung ist oft, wie diese, nur die Wirkung von Umständen, in denen wir uns befunden, und wobey wir die Dinge, mehr mit Vorurtheile als mit Ueberlegung, beurtheilet haben. Sie ist eine Gewohnheit, unsre Hochschätzung und unsre Verachtung unbedächtlich auszutheilen, und beständig in das nämliche Irrthum zu verfallen. Sie ist eine Quelle von Vorurtheilen. Deßhalben sieht man die Meynungen von einer Zeit zur andern, von einem Lande zum andern sich verändern.

In Persien legte die Meynung den Großen Hochachtung bey. Allein man wurde durch die Gunst des Monarchen groß: und man wurde noch größer, wenn man mächtig genug war, sich durch eigne Kräfte zu erhalten, und die Herrschaft des Regenten, dem man gedienet hatte, von sich abzuwerfen. Das Gesetz der Meynung befahl also, ein Sklav zu werden, um sich emporzuschwingen, und ein Empörer zu werden, um kein Sklav mehr zu seyn. Es machte den Großen weder aus den Niederträchtigkeiten, noch aus der Treulosigkeit ein Verbrechen; und folglich war der Endzweck davon, daß sie alle Tugend auf die Seite setzten.

Sie hatten gegen den Monarchen das nämliche Verhältniß, welche niederträchtige und ungetreue Sklaven gegen einen grausamen Herrn haben: und gleichwie die Meynung den Spartanern das Recht einräumte, über das Leben der Heloten zu schalten; also räumte sie dem Könige von

sien das Recht über das Leben der Großen ein. Er führte keine Rechtsklage gegen sie, sondern er verdammte sie, ohne Umstände.

Das betäubte Volk sah den Begebenheiten, welche den Umsturz der Großen, und manchesmal des Monarchen selbst nach sich zogen, gleichgültig zu; und wenn die Streiche auf seinen Nacken fielen, so hielt es sie aus, als ein nothwendiges Uebel, und wagte es nicht zu untersuchen, ob man billig oder unbillig mit ihm verfahre. Die Meynung war also nur ein barbarisches Vorurtheil, das allen Begriff von Billigkeit ausschloß.

In Griechenland räumte die Meynung allen Bürgern das gleiche Recht zur Freyheit ein; und diese Denkensart, welche zu großen Thaten antrieb, bahnte natürlicher Weise den Weg zu Gesetzen, die sich auf die Billigkeit gründeten, und konnte eine Quelle von gesellschaftlichen Tugenden werden.

Gleichwohl war sie zu Lacedämonien also geordnet, daß sie böse Wirkungen hervorbrachte. Es hatte Lykurg die Freyheit in einer durchaus vollkommenen Gleichheit festgesetzt, und die Meynung, welche den Spartanern allein eigen war, sagte, es habe jeder Bürger kein anderes Eigenthum, als seine Freyheit; er könne außerdem nichts erwerben; und alles gehöre dem Regenten zu; das ist, dem Körper, der in der Vereinigung aller Spartaner bestand. Allein diese Meynung hatte ihre Beschwernisse.

Der

Der Regent von Sparta war in der That eine Art von Despoten. Seine Gewalt ist zwar nicht willkührlich, aber doch unbeschränkt gewesen. Er gründete seine Macht auf die Armuth seiner Unterthanen: er beraubte sie zu seiner Sicherheit; er unterdrückte sogar die Talente, weil er sie fürchtete; und da er keine andern Rechte kannte, als die er sich zuschrieb, machte er seinen Nutzen zur einzigen Richtschnur seiner Gerechtigkeit. Allein diese Denkensart hatten alle Glieder mit einander gemein, aus denen die Person des Regenten bestand: sie schien ihnen desto natürlicher, weil sich ein jeder, als Unterthan, dem Despoten unterworfen; weil ein jeder dem Rechte, seine Kräfte anzuwenden, auf gewisse Art entsaget, und sich selbst verurtheilt hatte, keine Talente zu haben, weil ihm der Despot verbothen hat, Talente zu besitzen. Aus dieser Ursache sind die Spartaner grausam gegen ihre Sklaven, hart gegen ihre Bundsgenossen, untreu gegen alle Griechen gewesen.

Alle Athenienser hatten das nämliche Recht zur Freyheit, wie die Spartaner. Aber ihr ungleiches Vermögen ließ einen jeden im Besitze seines Eigenthums, und nichts verhinderte sie, ihre Talente zu benutzen. Die bürgerlichen Gesetze nahmen dieses Eigenthum und diese Talente in ihren Schutz. Der Regent oder der Körper der Bürgerschaft hielt sie in Ehren, und ein jeder als Unterthan gewöhnte sich zu denken, daß er sie selbst in Ehren halten müsse.

Folglich war die Meynung in dieser Republik, daß von den Bürgern ein jeder besonders seine Güter und seine Talente als ein Eigenthum besaß, gleichwie sie alle zusammen die Oberherrschaft besaßen. Diese Denkensart, welche ihnen von der Gerechtigkeit einen deutlichern und vollkommnern Begriff gab, hieß sie das Eigenthum selbst bey den Ausländern unberührt lassen, und die Talente lieben, wo sie immer herkommen mochten: deßhalben sind die Athenienser billiger als die Spartaner gewesen, und haben sanftere Sitten gehabt.

Die Ungleichheit des Vermögens ist ihnen dann nützlich gewesen; und fürwahr, sie muß auch nützlich seyn, so lang die Reichthümer das Maaß der öffentlichen Hochschätzung nicht sind. Wo in einer Republik ein Aristides, unerachtet seiner Armuth, höher geschätzet wird, als ein reicher Bürger, was schadet es dann, wenn auch die Güter ungleich vertheilet sind? Die Meynung, welche die Tugend über alles hinaufhebt, wird die Republik mit allen Schätzen der Bürger bereichern. Haben die Reichthümer Cimons etwas zu seiner Hochachtung beygetragen, so geschah es deßhalben, weil er nach der Denkensart, in welcher er erzogen war, und die er von seinen Voralten ererbet hatte, dafür hielt, er sey dieselben, so wie seine Talente, seinem Vaterlande schuldig. Bey den blühenden Zeiten Athens wären große Reichthümer einem Bürger nur zur Last gewesen, der sie für sich allein hätte zurückhalten wollen:

er

er hätte nicht gewußt, wozu er sie brauchen sollte.

Mit einem Worte, die Ungleichheit des Vermögens ist nützlich für eine Republik, wenn die Meynung, welche den Gebrauch des Reichthumes vorschreibt, einem Bürger nicht verstattet, dasselbe zu seinem Luxus anzuwenden. Denn wollte er es in einem solchen Falle nicht für das Vaterland anwenden, so hätte er nur die Plage davon. Er schenket es also dem Staat, und der Staat ist desto reicher, jemehr er bemittelte Bürger zählet.

Diese Meynung bringt selbst aus der Ungleichheit eine Gleichheit zu Stande. Denn da die Bürger für sich nur die Nothdurft behalten, so sind in dieser Absicht alle einander gleich, weil alle ihre Nothdurft haben; und der Ueberfluß, welcher sie zu unterscheiden schien, machet sie wieder gleich: denn da er dem Vaterlande geschenket wird, wird er allen geschenket. Diese Meynung bringt eine Gemeinschaft der Güter zuwegen, welche das Gewerb ungleich vertheilet hatte.

Bey solchen Umständen ist es in Wahrheit schön, Reichthum zu haben, weil es schön ist, dieses Mittel zum Dienste des Vaterlands voraus zu besitzen. Diese Denkensart wird für republikanische Seelen die mächtigste Triebfeder zur Gewerbschaft, und eine Quelle nützlicher Talente.

Die Spartaner, welche diese Denkensart nicht haben konnten, waren aller guten Wirkungen beraubet, die aus derselben entspringen. Es wur-

de zwar die Dauer ihrer Regierungsart durch die Gleichheit befestiget; aber die Republik wurde dadurch arm gemacht, da die Bürger arm blieben.

Die Athenienser veränderten ihre Denkensart. Diese Veränderung, welche die Tugenden des Cimon noch verzögert hatten, begab sich unverweilt nach dem Tode dieses Bürgers. Das gute Glück hatte unvermerklich den Weg dazu gebahnet: denn da die Furcht der Feinde nachließ, hörte die Wachsamkeit für das Vaterland auf, und da die Wachsamkeit aufhörte, wurde auch die Zuneigung zum Vaterlande geschwächet.

Der Sieg bey Salamine ist also der Zeitpunkt, wo diese Veränderung angefangen hat. Ihr Fortgang war nachmals so schnell, als der Fortgang der athenienſischen Waffen. Sie war ziemlich weit geschritten, als Cimon dem Könige von Persien Gesetze vorgeschrieben hatte. Sie wäre dortmals von selbst zu Stande gekommen; aber Perikles beförderte sie, weil er nur beschäfftiget war, dem neuen Geschmacke des Volkes zu schmäucheln.

Nach dieser Veränderung hörten die Sparsamkeit und die Mäßigkeit auf, Tugenden zu heißen, oder wurden sogar zum Gegenstande der Verachtung. Ueberfluß wurde zur Nothwendigkeit. Man glaubte dann, daß man niemals reich genug für sich sey, und folglich war es nicht mehr möglich, für die Republik reich zu seyn. Alsdann brachte das Reichthum wirklich die Ungleichheit zu Stande. Es gab nichts mehr, als

Rei-

Reiche und Arme, und die Reichen wurden selbst arm, weil das Reichthum nicht verhältnißmäßig, wie der Luxus, zunahm. Also sind im Anfange die Staaten arm, werden durch den Ueberfluß verderbet, und verfallen endlich in das Elend.

Eine Meynung gab zum Unglücke der Athenienser den letzten Stoß, da die fähigsten Köpfe nicht anders glücklich zu werden glaubten, als wenn sie von den öffentlichen Geschäfften sich entfernet hielten. Dann wurde die Republik niederträchtigen Seelen Preis gegeben, und ihr Umsturz wurde dadurch beschleuniget.

So groß ist die Macht der Meynungen. Sie ist desto größer und weit umfangender, weil sie nicht allein, wie die Gesetze, auf einige unsrer Handlungen, sondern auch auf unser ganzes Betragen, auf alle unsre Gewohnheiten, alle unsre Bewegungen, mit einem Worte, auf unsre ganze Denkensart, einen Einfluß haben, und uns nach ihrem Eigensinne herumleiten.

Bald sind sie die Grundursache der einfachen Lebensart, der Mäßigkeit, der Liebe zum Gemeinbesten, der Uneigennützlichkeit, und aller Tugenden. Ein andermal heißen sie die unvernünftigsten, ungereimtesten, schädlichsten, unmenschlichsten Gebräuche gut. Sie muntern auf dazu, rechnen dieselbigen unter die Zahl der löblichen Dinge, machen Pflichten daraus, und legen dem Laster Hochachtung bey. Je mehr man die Nationen beobachtet, desto besser wird man

überzeugt, daß sie glücklich oder unglücklich sind, je nachdem die Meynungen, welchen sie folgen, mit der Vernunft übereinstimmen, oder nicht übereinstimmen.

Unsre Handlungen sind, in Absicht auf die Meynung betrachtet, schätzbar oder verächtlich, wohlanständig oder ungebührlich, ehrsam oder lästerlich, ruhmwürdig oder schandbar, geziemend oder lächerlich, erhaben oder niederträchtig, edel oder ungesittet, u. s. w.

Allein die Meynung leget den menschlichen Handlungen nur deßhalben so vielerley Benennungen bey, weil sie daran eben so viele Charaktere als Nebenumstände wahrnimmt, welche geschickt sind, uns zu Handlungen anzutreiben. Es scheint, sie habe sich damit beschäfftiget, alle Beweggründe zu entwickeln, die auf uns Eindruck machen können. Sie belohnet oder strafet uns, da sie unser Betragen mit einer aus jenen Benennungen belegt; nnd nach der Anwendung, die sie davon machet, sind die Völker tugendhaft oder lasterhaft.

Eine schickliche Anwendung aller dieser Benennungen ist eine so schwere Sache, daß es kein Volk giebt, welches in diesem Punkte von allem Tadel frey wäre. Auch zu den aufgeklärtesten Zeiten behält die Meynung noch Ueberbleibsel von der Barbarey zurück, worinnen man gelebet hat; und anstatt sich zu bessern, so oft sie sich verändert, wird sie oft durch die Laster, die der Luxus einführet, noch mehr verderbet.

Sie

Sie wird schnell verderbet, und langsam verbessert. Sie wird schnell verderbet, weil ein neuer Geschmack und neue Leidenschaften uns leicht verführen, eine andere Denkensart anzunehmen. Sie wird langsam verbessert, weil sie nicht anders verbessert werden kann, als wenn wir alte Leidenschaften ablegen, denen sie günstig ist.

Es sind also die gefährlichsten Meynungen von der längsten Dauer. Sie dauren fort, weil sie schon lang gedauret haben: die Kinder beharren darauf, weil die Väter darauf beharret sind; und jedes Geschlecht ist der Meynung, man könne nicht besser denken, als man vor ihm gedacht hatte. Die letzten Geschlechter kommen in diesem Punkte so weit in der Dunkelheit, daß man beynahe sagen möchte, sie hätten gar nicht gedacht, wenn sie zu erst gelebet hätten.

Es ist desto härter die Misbräuche zu vertilgen, welche durch alte Meynungen in Ansehen gekommen sind, weil oft die Mittel, die man dagegen brauchet, neue Misbräuche sind. Alsdann werden die Gemüther wider alle Neuerung eingenommen, und hängen sich je mehr und mehr an ihre Vorurtheile. Es brauchet viele Umstände, um in den Meynungen eine nützliche Veränderung zu bewirken.

XII. Kapitel.

Von den Polizeyverordnungen.

Die bürgerlichen Gesetze und die Gesetze der Meynungen mögen immer so vollkommen gedacht werden; so erklecken sie doch zur öffentlichen Ruhe noch nicht. Um die beste Ordnung zu erhalten, darf man nicht warten, bis die Unordnung stark überhand genommen hat; man muß ihr in ihrem Anfange Einhalt thun. Zuweilen muß man, selbst bey der ersten Entstehung eines Verbrechens, Fehler strenge bestrafen, welche der Gesetzgeber nicht verbothen hat, weil sie gering sind; welche aber dennoch Folgen haben würden, wenn man sie dulden wollte. Von dieser Art sind die Ungebührlichkeiten, die Beschimpfungen, die Zankhändel, u. d. g. Die Gesetze, wodurch sie verbothen werden, nennet man Polizeyverordnungen. Sie sind über alle Bürger beständig wachbar, und züchtigen auf der Stelle die Uebertreter.

Gleichwie der Gegenstand der bürgerlichen Gesetze ist, das Eigenthum eines jeden sicher zu stellen, und folglich die Verbrechen zu verhindern; also ist der Gegenstand der Polizeyverordnungen, die guten Sitten zu handhaben, und folglich sie vor allem zu verwahren, was auf ihr Verderbniß abzielet.

Nichtsdestoweniger hat dieser Gegenstand keine sichere Richtschnur: denn oft duldet bey einem

Vol-

Volke die Polizey, was sie bey einem andern bestrafet; sie ist nach den Umständen der Zeiten und des Ortes streng oder nachsichtig.

Zu Sparta hatte sie wenig zu schaffen, weil die Regierungsart, aus ihrer Natur, den neuen Meynungen, wie den neuen Sitten, allen Weg versperrte. Ueberdas wäre es vergeblich gewesen, Verordnungen zu machen, um Misbräuche zu verhindern, welchen man durch die sorgfältigste Erziehung schon vorgebauet hatte. Die Bürger, die nach einerley Geiste erzogen waren, hielten sich einander wechselweise in den Schranken: denn da von allen einer des andern Aufseher war, hielt ein jeder auf alle wachsam die Augen. Allein in einer solchen Republik halten sich die Sitten von selbsten aufrecht.

Es hatte mit der Republik von Athen nicht die nämliche Beschaffenheit, wo die Freyheit in Ausgelassenheit ausartete, und wo die Gemüther zu Neuerungen aufgelegt waren. Aber zum Unglücke sind die Polizeyverordnungen eine schwache Mauer gegen ein herrschendes Volk, das die Veränderungen liebet.

Man könnte nicht leicht errathen, wie die Polizey in den alten Monarchien Asiens mochte beschaffen gewesen seyn, wo die Völker fortfuhren zu denken und zu leben, wie sie allezeit gedacht und gelebet hatten, und wo sie zu Neuerungen weder geneigt, noch beherzt genug waren. Man ließ die Misbräuche gelten, wann sie alt waren; und waren sie nicht alt, so ließ man sie dennoch

gel-

gelten, weil in dergleichen Regierungen ein Beyspiel, das man duldet, zur Vorschrift wird.

Es ist wahrscheinlich, daß für die Fehler, deren sich das Gesetz nicht annahm, nichts bestimmtes festgesetzt war; und daß die Strafen nach Willkühr der Sklaven auferlegt wurden, mit denen der Monarch Umgang pflag. Da nun dergleichen Gewalthaber von Natur grausam und auf ihr Ansehen stolz sind; so läßt sich erachten, daß die Polizey eben so hart als willkührlich gewesen sey, und daß sie sonderbar diejenigen scharf gezüchtiget haben, die es wagten, ihr Betragen zu tadeln.

XIII. Kapitel.

Von dem öffentlichen Rechte.

Nach den Beobachtungen, die wir angestellt haben, sieht man, daß der Grund der verschiedenen Regierungen auf viererley Gesetzen beruhet: auf den politischen und Grundgesetzen, auf den bürgerlichen Gesetzen, auf den Gesetzen der Meynungen, und auf den Polizeyverordnungen.

Aber diese Gesetze machen nur den Bestand der innerlichen Regierung aus; und gleichwohl müssen die Gesellschaften, von denen jede für sich entstanden und jede unabhängig ist, deutlich wissen, was sie sich einander schuldig sind. Dieses erfahren sie durch die Gebräuche, welche Fuß

fassen,

fassen, wann sie Angelegenheiten mit einander auszumachen haben; und diese Gebräuche, welche nur stillschweigende Verträge sind, legen den Grund, wie wir gesagt haben, zu dem, was man das Völkerrecht heißt.

Dieses Gesetz, das nach seiner Natur allzu unsicher und zweydeutig ist, versetzet die Nationen in den Nothfall, ihre wechselseitigen Anfoderungen deutlicher zu bestimen. Zu diesem Ende kommen sie ausdrücklich wegen der Verbindungen übereins, zu denen sie sich gegen einander verpflichten; das ist, sie machen Verbindnisse. Dadurch erhält das Völkerrecht, nachdem es deutlicher bestimmet ist, eine öffentliche Kundbarkeit, welche ihm die Benennung eines öffentlichen Rechts verschaffet.

Durch viele Jahrhunderte haben die Völker Griechenlands nur das Völkerrecht gekannt. Zum Beyspiele, da sie anfiengen sich in Republiken einzutheilen, hielten sie dafür, daß sie nach stillschweigenden Verträgen einander gegen die Tyranney Hülfe leisten müßten.

In den Kriegen, die aus der Eifersucht Athens und Lacedämoniens entstanden sind, wurden oft Verbindnisse gemacht; und folglich wurde das öffentliche Recht selbsten die Vorschrift der Verbindungen, welche die Völker eingiengen.

Diese Vorschrift ist von Natur veränderlich. Es hat auch das öffentliche Recht in Griechenland sich verändert, wie die Bündnisse.

Die

Die Ursache dieser Veränderung kömmt daher, daß die Völker nach ihren Angelegenheiten, die sich auch verändern, und nach der Art sie zu betrachten, die noch mehr veränderlich ist, ihre Verbindnisse schließen. Sie richten sich nach den Parteyen, in die sich theilen, und die wechselweise die Oberhand gewinnen; sie geben jedem Eindrucke nach, den sie empfinden, und können unmöglich eine sichere Beurtheilung haben.

Die Völker schließen freywillig oder aus Zwange Verbindnisse. Freywillig richteten die Städte von Achaja ihren Bund auf. Freywillig traten auch die Völker in Griechenland den Bündnissen bey, welche gegen Athen oder Lacedämonien geschlossen wurden. Im übrigen rede ich überhaupt von der Sache: denn die Umstände haben nicht allezeit jedes Volk mit gleicher Freyheit handeln lassen.

Solche Verbindungen, solche Bündnisse haben zum Endzwecke, aus verschiedenen Völkern und verschiedenen Regierungen nur ein Volk und eine Regierung zu machen. Daraus entsteht eigentlich eine Republik von Regenten, und die Verbindnisse, die man geschlossen hat, sind die politischen und Grundgesetze dieser Republik.

Der Fehler einer solchen Regierung besteht darinnen, daß sie keine zulängliche Kraft hat, die Regenten, welche die Glieder davon sind, unter der Verbindlichkeit der Gesetze zu halten, die sie sich gemacht haben. Wann sie aufgerichtet wird, helfen alle mit Eifer dazu, und scheinen

nur

nur den allgemeinen Nutzen dabey zu suchen. Sobald sie errichtet ist, will ein jeder besonders seinen grössern Nutzen dabey finden. Man führet Klagen; man machet sich einander Vorwürfe; man beobachtet einander aus Mistrauen; man vergißt aus Misverständniß die Absicht des Bündnisses; und da kein Richter ist, um die Streitigkeiten beyzulegen, welche sich äußern, so hält man sich bald für frey von aller Verbindlichkeit. Das öffentliche Recht hat also keinen sichern Grund, wann es auf freywillig geschloßne Verträge gebauet ist.

Die Friedensschlüsse zwischen zweyen Völkern sind nach ihrer Natur gezwungne Verbindnisse. Denn jener, der da glaubet, es stehe nicht in seinem Vermögen, Sieger zu werden, hat die Freyheit nicht, Bedingnisse, die man ihm vorschreibt, auszuschlagen. Das öffentliche Recht, das sich auf dergleichen Schlüsse gründet, ist also nur so lang gesichert, als die Macht des Siegers selbsten gesichert ist.

Fürwahr, ein Volk, welches sich dem Gesetze unterworfen hat, glaubet alsobald das Recht zu haben, selbst zu gebiethen, wann es mächtiger wird: deßhalben hat das öffentliche Recht in Griechenland beständig Verändrungen erlitten.

Wenn Völker, die mit einander eifern, wie die Griechen, in einer Lage sich befinden, wo keines seine Herrschaft über die andern sicher behaupten kann; bleibt ihnen nur ein Mittel übrig, um das öffentliche Recht, welches sie verge-

bens festzustellen versuchen; weniger veränderlich zu machen. Sie müssen nämlich ihre Verbindnisse unter Gewährleistung einer Macht schließen, welche fähig ist, sie alle ohne Unterschied zu zwingen, die Verbindungen, die sie eingehen, zu erfüllen. Aus dieser Ursache haben wir gesehen, daß die Griechen bald den König von Persien, bald den König von Macedonien, bald die Römer zu Währmännern ihrer Bündnisse genommen haben. Aber wenn man sich der Gewährleistung einer solchen Macht unterwirft, stellet man seine Rechte nicht allezeit sicher: man setzet sich der Gefahr aus, früh oder spät unter eine fremde Herrschaft zu gerathen.

Dieß ist also das Loos der Völker: sie sind unabhängig, wann sie entstehen, und sie können ihre Unabhängigkeit nicht behaupten. Ein jedes thut dem andern Zwang an; ein jedes leidet wieder von dem andern Zwang.

Sie mögen also freywillig oder aus Zwange Verbindnisse schließen, so bleibt das öffentliche Recht nach seiner Natur in beyden Fällen unsicher, weil es nicht, wie die bürgerlichen Gesetze, von einer Macht beschützet werden kann, welche fähig wäre, demselben Ehrfurcht und Gehorsam zu verschaffen.

Da wir die Völker beobachten, von denen wir die Geschichte studiret haben, entdecken wir politische oder Grundgesetze, bürgerliche Gesetze, Gesetze der Meynungen, Polizeyverodnungen, und Verbindnisse, auf welche das öffentliche

Recht

Recht sich gründet. Das sind alle positive Gesetze, die zur Aufrechthaltung der Gesellschaften dienlich sind.

XIV. Kapitel.

Von den natürlichen Gesetzen.

So weit die positiven Gesetze zur Erhaltung der Gesellschaft abzielen, sind sie nichts anders, als natürliche Gesetze, die deutlicher erkläret oder besser entwickelt sind. Deßhalben handelt man die natürlichen Gesetze vor den positiven Gesetzen ab, und folglich betrachtet man die Menschen in einem Stande der Natur, welchen man sich als wirklich vorstellet, obschon er keine Wirklichkeit hat.

Ich habe zuerst die Verträge beobachten wollen, welche die Menschen errichtet haben, und nach welchen alle positive Gesetze gemodelt worden sind: denn das sind Thatsachen, von denen man sich leicht einen Begriff machen kann, und man darf nur noch etliche Abstractionen vornehmen, um zu begreifen, was man durch den Stand der Natur verstehen soll.

Wir wollen in der That alle Menschen zugleich betrachten, und der verschiedenen Gesellschaften vergessen, in denen sie leben: so werden wir weder an die stillschweigenden Verträge, die sie machten, noch an die positiven Gesetze, die sie sich vorschrieben, noch an die Regierungen denken, die sie errichteten. Alle diese Dinge wer-

den vor unsern Augen seyn, als ob sie nicht wären: wir werden an den Menschen nichts weiter sehen, als die Bedürfnisse und die Fakultäten, die sie von dem Urheber der Natur empfangen haben, und wir werden sie nicht anders betrachten können, als nach den Verhältnissen, die aus diesen Bedürfnissen und diesen Fakultäten entstehen.

Das ist der Stand der Natur. Er ist eine Abstraction, die nur in unserm Verstande ihr Daseyn hat, und nach welcher wir die Menschen bloß nach den Verhältnissen betrachten, die sie durch die natürlichen Bedürfnisse und die natürlichen Fakultäten gegen einander haben.

Die erste Pflicht der Menschen, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, besteht in der Erkenntniß, daß sie dem Wesen, welches sie erschaffen hat, alles zu verdanken haben. Folglich heißt das erste natürliche Gesetz die Gottheit anbethen.

Dieses Gesetz, sage ich, ist das erste der Pflicht nach. Wenn es nicht in der That das erste ist, so kömmt es daher, weil der erste Gebrauch der Fakultäten die Menschen nicht auf einmal zur Erkenntniß ihrer wesentlichsten Pflichten führet. Der Gedanke eines einzigen Gottes und Schöpfers setzet Vernunftschlüsse voraus, zu denen sie nicht eher fähig sind, als wann sie schon viele Vernunftschlüsse gemacht haben.

Das zweyte natürliche Gesetz ist, daß alle Menschen gleich sind: denn im Stande der Natur hat ein jeder keinen Obern als Gott, der ihn erschaffen hat.

Daraus entspringt, wie ein Folgschluß, dieses dritte Gesetz: daß ein jeder das gleiche Recht zu seiner Erhaltung hat; daß Niemand berechtiget ist, der Erhaltung eines andern zu schaden; und daß jeder seinem Nächsten begegnen soll, wie er wünschte, daß man ihm begegnen möchte.

Man sieht, daß alle Begriffe von Gerechtigkeit diese drey ersten Gesetze zum Grunde haben. Sie hangen also von keinem Vertrage ab: sie lassen auch keinen vermuthen.

Das sind die Grundsätze, worauf alle positiven Gesetze wären gebauet worden, wenn sie jederzeit nichts anders gewesen wären, als die Entwicklung der natürlichen Gesetze. Aber die Unwissenheit und die Leidenschaften haben es nicht zugelassen.

Die Verirrungen der Menschen in diesem Punkte haben bey den ersten, ausdrücklichen oder stillschweigenden, Verbindnissen angefangen, die sie mit einander eingiengen. Sie ließen sich vom Naturtriebe leiten, und machten Gesetze, wie sie sich einen Gottesdienst gemacht haben; und wenn sie endlich in der Kunst sich zu regieren aufgeklärt worden sind, so geschah es erst, nachdem sie viele Verändrungen erfahren, und durch die Bedrängnisse, die sie sich zuzogen, die Falschheit der Vorurtheile erkannt hatten, welche ihre Richtschnur gewesen waren.

Unterdessen ist das natürliche Gesetz auch den ungesittetsten Völkern nicht gänzlich unbekannt. Es sind zwar die Begriffe, die sie sich von der

Gottheit machen, sehr ungereimt: aber sie wissen dennoch, daß die Menschen von Geburt einander gleich sind. Wenn sie nicht fähig sind, diese Wahrheit zu beweisen, so lassen sie doch dieselbe gelten, und zweifeln nicht daran.

Sie betragen sich auch nach diesem Begriffe. Der Anführer eines herumirrenden Trupps ist nur der erste unter seines Gleichen; und wenn dieser Trupp sich ansetzet, so ist er auch nur der erste. Die Glieder lassen freywillig eine Unterwürfigkeit gelten, welche sie für nothwendig achten, um die Ordnung zu unterhalten: aber sie würden sich nur mit Gewalt einer Herrschaft unterwerfen, die alle Gleichheit aufheben wollte.

Zum wenigsten würden sie sich derselben nur mit Gewalt bey Errichtung der Gesellschaften unterwerfen: denn da hätte keiner von ihnen das Recht, sich Vorzüge herauszunehmen, die er mit den übrigen nicht gemein hätte. Es verhält sich ganz anders, wann in der Folge von Geschlechtern Bürger, durch ihre Talente oder durch ihre Dienste, Vorrechte erlangen, die man ihnen gutwillig abtritt, oder die man ihnen nicht streitig machet. Alsdann räumt ihnen das positive Gesetz wirklich den Rang vor andern ein; und weil dieses Gesetz ein feyrlicher Vertrag ist, so haben sie ihren Vorzug mit dem besten Rechte.

Das positive Gesetz kann also ohne Unbilligkeit die Gleichheit unterbrechen. Aber es wäre hart zu bestimmen, wie weit sie damit schreiten könne. Ist es billig, zum Beyspiele, daß ein Mensch

der

der Sklav eines andern Menschen sey? Ich dächte nicht. Das positive Gesetz kann das natürliche Gesetz erklären; es kann ihm eine andere Form geben: aber es darf dasselbige nicht vertilgen.

XV. Kapitel.

Fortsetzung von dem nämlichen Inhalte.

Wir haben itzt gesehen, daß der Stand der Natur jener ist, wo wir die Menschen unter den einzigen Verhältnissen betrachten, die sie nach ihren natürlichen Bedürfnissen und ihren natürlichen Fakultäten gegen einander haben. Er ist ein Stand, wo sie noch keine Verbindlichkeit auf sich haben; aber alle bedörfen Hülfe von andern, und alle haben auch das Vermögen, andern Hülfe zu leisten.

Allein man darf sie nur unter diesem zweyfachen Gesichtspunkte betrachten, so wird man erkennen, daß sie von Natur geneigt sind, Gemeinschaften zu errichten, in welchen ein jeder auf die Hülfe rechnet, deren er vonnöthen hat, und sich zugleich verbindet, alle Hülfe zu leisten, die in seiner Macht steht.

Das ist ein Vertrag, welcher stillschweigend und ohne alle Ueberlegung geschlossen wird: denn er ist die bloße Wirkung der Verhältnisse, die die Menschen gegen einander haben. Und da diese Verhältnisse von allen empfunden werden, so müssen sie die Vereinigung derjenigen zu Stande

bringen, welche nach ihren Umständen im Falle sind, einander Hülfe zu leisten.

Sie würden sich nicht früh genug vereinigen, wenn sie sich erst alsdann vereinigten, nachdem sie alle Beweggründe ihrer Vereinigung überleget, und alle Bedingnisse festgesetzt hätten. Die Empfindung leitet sie schneller und sicherer. Sie treten dann zusammen, und befinden sich in einer Verbindung, ohne daß sie irgend eine Verbindlichkeit einzugehen dachten.

Also stiften sie Verträge; und der Vertrag, den sie machen, wird ein gesellschaftlicher Vertrag geheißen, weil er der Grund der entstehenden Gesellschaft ist. Er ist ein Verständniß, wodurch ein jeder gegen alle, und alle gegen einen jeden sich stillschweigend verbinden. So bald es geschlossen ist, wird jedes Glied durch den ganzen Körper der Gesellschaft beschützet, und die Gesellschaft selbst wird durch die vereinigten Kräfte aller Glieder vertheidiget.

Als wir die Menschen, ohne Rücksicht auf alle Gesellschaft, betrachteten, waren sie gleich: sie sie sind es also noch alsdann, wann wir sie in dem Zeitpunkte betrachten, wo sie den gesellschaftlichen Vertrag allererst errichtet haben.

Fürwahr, weil die Glieder, die diesen Vertrag aufrichten, alle sich einander gleich sind, so müssen die Vortheile für alle gleich seyn. Allen sind in diesem ersten Zeitpunkt einerley Rechte zugestanden, weil man von allen glaubet, daß sie einer-

einerley Bedürfnisse und einerley Hülfe in die Gesellschaft mitbringen.

Eine Folge dieser Gleichheit ist, daß ein jeder das nämliche Recht hat, der Früchte seiner Arbeit zu genießen. Allein es werden nicht alle gleich, weder mit gleicher Sorgfalt, noch mit gleicher Fähigkeit arbeiten. Die Früchte der Arbeit werden also nicht gleich vertheilet seyn. Es wird daraus folgen, daß einige mehr, andere weniger besitzen werden, und das Vermögen wird ungleich werden. Also wird nach dem errichteten Vertrage die Ungleichheit natürlicher Weise selbst aus der Gleichheit entspringen, die man zuvor unter den Gliedern gefunden hat, welche den Vertrag errichteten.

Aber, obschon sie im Vermögen ungleich sind, so bleiben sie doch alle darinnen gleich, daß ein jeder das nämliche Recht zu seiner Erhaltung, und auch das nämliche Recht auf den Schutz der Gesellschaft behauptet. Sie ist allen den Unterhalt schuldig; und deßhalben müssen die Gesetze zur Erhaltung von allen ohne Unterschied wachsam seyn.

Zum Unglücke sind diese Gesetze, wie wir öfters angemerkt haben, im Anfange nur Gebräuche, und Gebräuche werden oft Misbräuche.

Die positiven Gesetze sollten diese Misbräuche verbessern: aber das thun sie nicht allezeit; denn die gesetzgebende Macht ist nicht unfehlbar.

Es ist dann unmöglich, daß man niemals in Misbräuche verfalle, gleichwie es unmöglich ist, daß man niemals in Irrthümer verfalle.

Die Misbräuche können kein Recht geben, die eingeführte Ordnung zu unterbrechen: erstlich, weil kein Mitglied auf Unfehlbarkeit Anspruch machen kann; zweytens, weil die Gesellschaft nicht mehr bestehen würde, wenn ein jedes Mitglied darauf Anspruch machen wollte; endlich, weil die gesetzgebende Macht, die in einem solchen Falle der einzige Richter ist, allein das Recht hat, die Gesetze zu verändern.

Die positiven Gesetze einer bürgerlichen Gesellschaft werden dann für die ausdrücklichen Bedingnisse des gesellschaftlichen Vertrags gehalten; und sie sind die ausdrücklichen Bedingnisse desselbigen so lang, bis es der gesetzgebenden Macht gefällig ist, sie abzuändern.

Nach diesen Beobachtungen entwickeln sich die Begriffe von der Billigkeit und Unbilligkeit; und sie werden vollständig, wann wir betrachten, daß Gott uns zur Gesellschaft bestimmet, und folglich die Mittel vorschreibt, welche zu ihrer Erhaltung dienlich sind: woraus wir schließen sollen, daß er uns befiehlt die Gesetze zu halten, die zur Erhaltung der Ordnung abzielen. Sobald wir wissen, daß wir Gottes Willen vollziehen, wenn wir den Gesetzen gehorchen, so haben wir eine richtige Kenntniß von der Billigkeit.

Der Willen Gottes offenbaret sich vorzüglich im natürlichen Gesetze, wovon er der einzige Gesetzgeber ist. Er hat es selbst verfasset, da er den Menschen schuf, dessen Natur, das ist, die Fakultäten und Bedürfnisse, die alle haben, jeden

den Augenblick dieses Gesetz verkündigen. Deßhalben wird es das göttliche Gesetz geheißen. Man nennt es auch das unveränderliche Gesetz, weil es nicht, wie das positive Gesetz, verändert wird: es ist, wie die Natur des Menschen, zu allen Zeiten und aller Orten einerley.

Die bürgerlichen Gesellschaften können bestehen, ohne daß sie mit einander Verträge errichtet haben. Sie sind dann von sich selbsten im Stande der Natur. Folglich mögen sie immer so ungleich in der Macht seyn, so sind sie doch in diesem Verstande gleich, daß ihre Pflichten, da sie alle unabhängig sind, wechselseitig, und für die mächtigsten wie für die schwächsten, einerley sind. Wollen sie also billig seyn, so werden sie einander ohne Unterschied wie ihres Gleichen begegnen; es wäre dann, daß sie durch angenommene und erkannte Verträge oder Gebräuche sich verstanden hätten, mit Titeln, Vorzügen, oder andern Rechten sich einander zu unterscheiden.

Sobald die Nationen von sich selbst im Stande der Natur sind, so ist eine Folge davon, daß das natürliche Gesetz die einzige Richtschnur des Betragens ist, welches sie gegen einander beobachten sollen, wenn sie noch keine Verbindlichkeit auf sich genommen haben. Dieses Gesetz, in Absicht einer Nation gegen die andere betrachtet, wird eigentlicher **das Recht der Natur** oder **das natürliche Recht** geheißen. Das Recht der Natur ist dann der einzige Grund des Völkerrechts und des öffentlichen Rechtes; und folglich

sind

sind das Völkerrecht und das öffentliche Recht unbillig, wenn sie dem Rechte der Natur zuwider sind.

Jede Gesellschaft, wenn sie sich ansetzet, erwirbt ein Eigenthumsrecht auf das Land, welches sie bauet. Dieses Recht gründet sich nicht darauf, daß sie das Land vor allen andern in Besitz genommen hat: denn es wäre ungereimt zu behaupten, man sey Herr über ein Land, weil man zuerst dahin gekommen ist. Jedes Erdreich, das nicht angebauet ist, gehöret ohne Unterschied allen Menschen zu: es ist nothwendiger Weise allen gemein, weil die Natur die Früchte zur Erhaltung aller Menschen ohne Unterschied hervorbringt, wann sie allein ihnen die Nahrung giebt. Das Eigenthumsrecht der Einwohner ist dann auf die Pflege des Erdreichs gegründet. Das Erdreich gehöret ihnen eigenthümlich zu, weil die Erdfrüchte der Lohn ihrer Arbeit sind; und das Recht des ersten Besitznehmers, ohne das Recht, welches man durch die Pflege des Erdreichs erlangt, ist ein ungegründetes Recht.

Ein Staat kann sich also ohne Unbilligkeit das Erdreich nicht zueignen, welches die Bürger eines andern Staates anbauen. Wenn er kein Recht auf daß Erdreich hat, so ist es augenscheinlich, daß er auch keines auf die Personen, oder auf die Gesellschaft hat, die aus ihnen besteht: und alle selbstherrschenden Staate sind dem Rechte nach gleich und unabhängig.

Eine Regierung, welche nach ihrer Verfassung kriegerisch ist, mag dann immer sonst so vor-

treff-

trefflich seyn, so ist sie doch im Grunde eine Räuberey.

Fürwahr, die Stärke allein kann kein Recht geben: denn wenn sie gleich in die Noth versetzet, aus Bescheidenheit zu gehorchen, so kann sie doch niemals den Gehorsam zur Pflicht machen. Sie würde im Gegentheil alle Pflicht aufheben, weil sie dem Schwächsten die Obergewalt einräumen müßte, wenn er mächtig genug würde, ungestraft sich zu empören. Das Faustrecht ist dann ein wahrer Widerspruch.

Das Eroberungsrecht hat keinen bessern Grund, wenn man aus Ehrgeize die Waffen ergriffen, und ein Volk bekrieget hat, das durch keine Ungerechtigkeit diese Züchtigung verdiente. Wenn aber die eroberten Provinzen nur eine Schadloshaltung für das erlittene Unrecht sind, so darf man sie mit Rechte behalten. In jedem andern Falle ist das Eroberungsrecht nur ein Titel, um eine ungerechte Gewaltthat zu bemänteln.

Das sind meines Dünkens die Grundsätze, nach welchen die Rechte und die Pflichten der Nationen geordnet werden sollten; aber alle Geschichten geben zu erkennen, wie schlecht man sie, wenigst in der Uebung, gekannt habe. Anstatt dieser Grundsätze läßt jedes Volk seine Vorurtheile, seine Gewohnheiten, seinen Eigennutz, seine Leidenschaften gelten. Alsdann werden die Anfoderungen lauter Rechte, die Vorwendungen lauter Gründe, und die unbilligsten Unternehmungen nehmen den Schein der Billigkeit an.

Also

Also betragen sich insgemein die regierenden Staaten. Die Staatskunst ist bey ihnen nur die Kunst, fein zu betriegen, wann sie sich auf ihre Kräfte nicht vertrauen dörfen; oder offenbar und ohne Bedenken eine unbillige Unternehmung zu wagen, wann sie sich für mächtig genug halten, dieselbe auszuführen. Die Ausnahmen von diesem allgemeinen Satze sind zum Unglück überaus seltsam. Insgemein scheinen List und Gewalt die Rechte der Nationen auszumachen.

Letztes Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen von der Gesetzgebung.

Wir haben gesehen, wie Griechenland eine andere Gestalt an sich genommen hat. Es sind Städte entstanden, wo zuvor nur Wälder gewesen waren, und Wilde sind Bürger geworden. Diese langsame Veränderung ist die Wirkung der Umstände, welche den Griechen von einem Gebrauche zum andern den Weg bahnten, und sie allmählig vorbereiteten, sich endlich selbst dem Joche der Gesetze zu unterwerfen: und die Gesetzgeber dorften nur vollenden, was sie schon durch die Umstände selbst in ziemlich gutem Gange fanden.

Die Umstände verändern sich, aber die Gebräuche verändern sich nicht so schnell. Also, weil die Truppen einen Führer hatten, da sie in den Wäl-

Wäldern herumirrten, fuhren sie fort einen Führer zu behalten, als sie sich in den Städten angesetzet hatten, und die erste Regierung ist monarchisch gewesen.

Bey den herumziehenden Truppen war dieser Führer nur der erste unter seines Gleichen gewesen, und aus diesem Grunde war er auch nur der erste unter seines Gleichen bey den Truppen, die sich angesetzt hatten.

Dieser Gedanke von Gleichheit erhielt bey den Menschen, welche Bürger geworden waren, jenes Gefühl der Freyheit, oder der Unabhängigkeit, das sie gehabt hatten, als sie noch Wilde waren; und dieser Grundsatz: wir sind alle gleich, ist das Grundgesetz der ersten Monarchien gewesen.

Die Geschichte Griechenlands ist der Beweis davon. Denn die Städte dieses Landes huben die Monarchie nur deßwegen auf, weil die Tyrannen sich nicht begnügten, die ersten unter ihres Gleichen zu bleiben; und sie kamen nur deßwegen auf den Einfall, Republiken zu errichten, weil alle ihre Bemühungen dahin zielten, die natürliche Gleichheit wieder einzuführen.

Alle Nationen, von denen wir den Anfang wissen, werden diese Anmerkung bestätigen. Wir werden zum Beyspiele sehen, daß ganz Europa in kleine Städte vertheilet war, von denen jede für ein Grundgesetz hielt, daß alle Menschen von Geburt gleich sind.

Wir würden ohne Zweifel eben dieses in Asien beobachtet haben, wenn uns die Erblehre verstattet hätte, die Monarchien zu jenen Zeiten zu betrachten, wo die Völker anfiengen sich festzusezzen. Wir hätten gesehen, daß die Menschen, weil sie gleich gewesen waren, eh sie Städte bauten, geglaubet haben, sie müssen es noch nach ihrer Erbauung bleiben. Sie gaben also die Gleichheit nicht auf; sie ließen dieselbige zum wenigsten stillschweigend gelten, und folglich ist die natürliche Gleichheit in Asien, wie in Griechenland, das Grundgesezz der ersten Monarchien gewesen.

Unterdessen, da die Provinzen in Asien nicht allezeit durch hart zu übersteigende Gränzen getrennet sind, sie waren sie von den ersten Zeiten an, mehrern Verändrungen ausgesezt, als die Provinzen Europens; und weil diese Umstände zur Erweiterung der Monarchien günstig waren, hat Asien große Reiche gehabt, als Europa nur kleine Städte noch hatte.

In diesen großen Reichen hatte die Gleichheit nicht mehr Bestand. Vieleicht auch sind sie entstanden, ehe die Völker hätten denken können, sich als Republiken zu beherrschen. Wie hätten sie in der That daran denken sollen, zu einer Zeit, wo sich ein jedes beständig den Ueberfällen der herumziehenden Truppen bloß gestellt sah, und wo sie genöthiget waren, unter den Führern, denen sie gehorchten, immer in Waffen zu stehen? Die Umstände halfen dann die monarchische Re-

gie-

gierung unterhalten: sie ließen den Gedanken einer republikanischen Regierung niemals entstehen. Folglich darf man sich nicht wundern, wenn die Liebe zur Freyheit bey den Asiaten nicht, wie bey den Griechen, hervorscheint.

Die Reiche, welche in Asien aus Gewalt, oder aus dem Erobrungsrechte entstanden sind, haben despotisch seyn können. Sie sind zwar, wie wir die Anmerkuug machten, nach den Umständen mehr oder weniger despotisch gewesen: aber sie konnten keine Grundgesetze haben, welche tauglich gewesen wären, die Obergewalt des Monarchen und die Freyheit der Unterthanen zu vereinbaren.

Gleichwie die Gewalt allein diese Reiche errichtet, so giebt sie auch allein die Gesetze. Sie bedrücket die Völker immer härter, die selbst von Tage zu Tage unfähiger werden, das Joch von sich abzuwerfen. Der Despot mag zum Falle kommen; sein Reich mag zusammenstürzen: aber der Despotismus steigt allezeit aus dem Grabe des Despotismus wieder hervor.

In dieser Reihe von Verändrungen, wo die Gewalt alles zu Stande bringt, kann die Gesetzgebung keine großen Schritte machen: im Gegentheile muß sie von einem Zeitalter zum andern immer unbekannter werden. Wenn wir sie dann studiren wollen, so haben wir nichts als die Griechen zu beobachten übrig.

Betrachten wir die blühenden Nationen, so sehen wir, was der menschliche Verstand vermag:

wir sehen auch, wie groß seine Swachheit ist, wenn wir die Nationen in ihrem Anfange betrachten. Aber der Gesetzgebung stießen Hindernisse auf, welche ihr nicht erlaubten, schnelle Schritte zu machen.

Da die Bürger einer griechischen Stadt den Grundsatz hatten, sie seyn alle gleich; so bestand die Beschwerniß Gesetze zu machen darinnen, daß man eine Unterwürfigkeit ausfinden sollte, welche die Ordnung handhaben, und dennoch die Gleichheit erhalten möchte.

Ihre ersten Versuche in diesem Punkte waren fehlerhaft. Es entstanden Misbräuche daraus, und diese Misbräuche, die man hätte bessern sollen, wurden noch größere Beschwernisse als jene, die man glaubte überschritten zu haben.

Die Beschwernisse nahmen desto mehr zu, weil das Volk die Gemüthsart hat, die Nothwendigkeit einer Verbesserung nicht eher einzusehen, als die bösen Folgen aufs Höchste gestiegen sind. Es hält auf seine Gebräuche aus Gewohnheit, aus einer misverstandenen Freyheit, und oft sogar wegen der Misbräuche, die daraus entstehen. Es freuet sich wechselweise der Ausschweifungen, und zittert darüber. Es widersetzet sich der Obermacht, und läßt sich durch Verführung einnehmen. Weil es betrogen worden ist, will es Niemanden sein Vertrauen schenken; und es verschenkt es wieder, weil es nicht weiß, wem es trauen soll. Endlich machet es Gesetze in seiner Verwirrung, hebt sie wieder auf, und ist voll

Unru-

Unruhe, ohne daß es bestimmen könnte, was es haben will. Man hat gesehen, wie sehr die Griechen beschäfftiget waren, zwey Dinge zu vereinbaren, die sich nicht vereinbaren lassen: die bürgerliche Gesellschaft, und eine unbeschränkte Freyheit. Man hat gesehen, wie eigensinnig sie unter allen Bürgern eine eingebildete Gleichheit einführen, und diese Gleichheit auf gewisse Art selbst in der Anarchie suchen wollten.

Gleichwohl haben diese Verwirrungen ein Ziel. Denn gleichwie der Pöbel den Uebeln, die er nur erst zu fürchten hat, vermessentlich Trotz beut, also läßt er unter den Uebeln, die er erfährt, feigherzig den Muth sinken. Dann ist der schickliche Zeitpunkt, das Volk unter das Joch der Gesetze zu bringen. Es ist ein unbändiges Thier: man muß sich die Zeit seines Schlafes zu Nutzen machen, um es anzufesseln.

In den großen Reichen, wie die Reiche von Asien waren, ist dieser Schlaf eine Schlafsucht, aus welcher das Volk nicht mehr erwachet. In den kleinen Monarchien dagegen, wie die griechischen, ist er nur ein Schlummer, aus welchem das Volk gleichsam plötzlich emporspringt, und die Verwirrungen fangen wieder an, sobald es erwachet.

Zum Glücke dienet die Wetteiferung der Parteyen, den Verstand aufzuklären. Alsdann beschäfftigen sich die besten Köpfe mit Einrichtung der Regierung. Man machet Entwürfe, man trägt sie vor, man untersuchet sie. Das Volk,

welches zu Neuerungen Lust hat, versuchet alles: die Erfahrung giebt ihm die Vortheile und den Nachtheil aller seiner Versuche zu erkennen; und je mehr es sich aufkläret, desto mehr sehnet es sich nach bessern Gesetzen. Es bleibt also nichts mehr übrig, als einen Gesetzgeber zu finden.

Es haben viele Jahrhunderte vorbeygehen müssen, um die Gemüther dahin zu bringen; und noch mehr andere mußten vorbeygehen, um einen Bürger zu bilden, der fähig wäre, den Wünschen seines Vaterlands zu entsprechen.

Da es hart ist sich von allen Vorurtheilen seines Zeitalters loszumachen, verfielen die ersten Gesetzgeber ohne Zweifel in manche Fehler, und gaben zu neuen Unordnungen Anlaß. Bald kamen sie über das Ziel hinaus, und foderten mehr, als man ihnen halten konnte. Bald waren sie zu furchtsam, und ließen Misbräuche fortdauren, die sie hätten abschaffen können. Damit dann ein jeder Gesetzgeber eine nützliche Veränderung zu Stande bringen möge, muß das Vergangene seinem Verstande zu größern Schritten den Weg gebahnet haben.

Endlich steht ein Gesetzgeber auf: ein Mann, der sich im Frieden und im Kriege Hochachtung erworben hat. Man kennet seinen Eifer, seine Rechtschaffenheit, seine Einsichten. Sein ganzes Betragen zeuget von seiner Liebe zum Gemeinbesten, und alle Bürger setzen ihr Vertrauen auf ihn.

Dieser Mann sieht auf gewisse Weise in den gegenwärtigen Umständen das Vergangne und die Zukunft vor sich; er entdecket die Ursachen der herrschenden Misbräuche, und in diesen Misbräuchen die schädlichen Wirkungen, wovon sie die Grundursache seyn können. Er beobachtet, daß man vor ihm die günstigen Umstände nicht benutzet, oder schlecht benutzet, und alles umgeändert hat, ohne etwas zu verbessern. Er ist durch die Fehler, in die man verfallen ist, klug geworden, und läßt sich nicht genügen, einigen Unrichtigkeiten vorzubeugen. Er forschet den Ursprung der Unordnungen aus; er machet den Entwurf zu einer allgemeinen Verbesserung; und hat Herz genug, diesen Entwurf zu unternehmen, Klugheit genug, um die tauglichsten Mittel anzuwenden, und Ansehen genug, um nur Hindernisse zu finden, die er überschreiten kann.

Von dieser Art sind Lykurg, Solon, und überhaupt alle griechische Gesetzgeber gewesen. Alle haben die Gleichheit als das Grundgesetz jeder bürgerlichen Gesellschaft angesehen.

Lykurg führte eine in allen Absichten strenge Gleichheit ein; und durch seine Verordnungen verschob er auf etliche Jahrhunderte die Staatsveränderungen, wodurch sie hätte verderbt werden können.

Solon betrachtete an der natürlichen Gleichheit nichts anders, als den gleichen Antheil, den jeder Bürger an der Oberherrschaft haben soll.

Er räumte dann allen das Wahlrecht ein, und in dieser Absicht waren alle gleich.

Er glaubte nicht, daß die Ungleichheit des Vermögens aus sich selbst der natürlichen Gleichheit zuwider sey. Denn wenn in einer Republik alle Bürger das nämliche Recht zur Oberherrschaft haben, so folget, daß auch ein jeder von ihnen das nämliche Recht hat, der Früchte seiner Arbeit, und seines Fleißes zu genießen.

Wenn aber die Ungleichheit des Vermögens einem Theile der Bürger die Macht nähme, sich zu erhalten, so würde sie der natürlichen Gleichheit im Wege stehen, weil ein jeder Mensch von Natur das nämliche Recht zu seiner Erhaltung hat; und wenn in diesem Falle die Gesetzgebung fortfahren wollte, das Wahlrecht denen zu verstatten, welchen sie den Unterhalt versagete, so wäre es ungereimt: denn sie ließe Menschen an der Oberherrschaft Theil nehmen, denen an dem Staate nichts gelegen seyn kann. Sie haben in der That nur den Namen von Bürgern: im Grunde sind sie Feinde der Regierung, welche ihnen alles versaget, und deßhalben sie selbst als Feinde zu behandeln scheint.

Um diesem Misbrauche vorzubauen, verwendete Solon alle Sorgfalt darauf, daß jeder Bürger von seiner Arbeit leben könnte. Nun aber ist es ausgemacht, daß die Ungleichheit des Vermögens den Athenienſern niemals einen Nachtheil gebracht haben würde, wenn die Arbeit für sie das einzige Mittel gewesen wäre, reich zu werden.

den. Jene ärgerlichen Reichthümer, welche das Elend des Publikums befördern, werden durch andere Wege gesammelt.

Allein, wie soll man die Gewerbsamkeit ermuntern und dem Luxus Einhalt thun? wie soll man einerseits die großen Reichthümer, und anderseits das Elend einer Menge Bürger verhindern, die dadurch arm geworden sind. Das ist ein schwerer Knoten. Lykurg benahm den Lacedämoniern alle Gewerbsamkeit; das ist, er hieb den Knoten entzwey. Solon sagte, man werde mit der Zeit seinen Gesetzen eine andere Form geben müssen. Er sah vor, daß eine Zeit kommen sollte, wo der Luxus die natürliche Gleichheit gänzlich vertilgen würde.

Man sieht aus dem Beyspiele Solons, daß der Gesetzgeber gezwungen ist, sich mit den Gesetzen zu begnügen, die sich von der Gemüthsart der Bürger und von den Umständen, in denen sie sich befinden, einen guten Fortgang zu versprechen haben. Er weiß, daß die Dinge einen Lauf haben, den keine menschliche Macht verhindern kann. Er hält diesen Lauf zurück, treibt ihn schneller an, und ordnet ihn, so gut er kann. Aber der Damm, den er ihm entgegensetzt, wird früh oder spät durchgerissen werden.

Die Staaten sind Maschinen, denen die Umstände die Bewegung geben. Die Umstände sind also die Kräfte, welche der Gesetzgeber brauchen, oder zum wenigsten nach seinem Endzwecke leiten muß. Obschon er erkennt, daß jeder Bürger frey

ist, oder vielmehr, weil er die Freyheit eines jeden Bürgers sicherstellen will, sieht er den Körper der Gesellschaft für eine Maschine an, die sich nur durch eine überlegene Kraft in Bewegung setzen läßt. Nach dieser Aussicht ist er nicht so viel bedacht, vernünftige Wesen zu leiten, als Thiere, die nur Leidenschaften haben, mit Gewalt anzutreiben.

Um sich in dieser Materie recht zu unterrichten, muß man vorzüglich die Reiche bey ihrer Entstehung, bey ihrer Erweiterung, in ihrem Falle betrachten, und auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalls merken. Daraus kann man die Gesetzgebung im Grunde studiren: denn man wird dabey alles entdecken, was immer die Menschen und die Umstände in diesem Punkte Gutes und Böses gestiftet haben.

Ende des zweyten Bandes.

Verzeichniß

der

in diesem Theile enthaltenen Merkwürdigkeiten.

A.

Abaris: ein scythischer Wahrsager und Zauberer. 54.

Aberglaube: warum ist er so hart zu erkennen? 28.
hat durch die Sterndeutung zugenommen. 36.

Ackerbau: sieh: Feldbau.

Aegyptier: ihre Meynungen. 38. sie haben es frühzeitig in der Sternkunde und in der Meßkunst weit gebracht. ebend. hatten eine gemeine und eine geheime Theologie. 39. glaubten an die Seelenwanderung. 40. an drey Grundwesen der Dinge. 42. Thoot ist ihr erster Lehrer gewesen. 43. hat ihnen Gesetze gegeben. ebend.

Aesop: lebte zur Zeit der sieben Weisen in Griechenland. 94. ist vieleicht der Verfasser jener Fabeln nicht, die seinen Nameu tragen. ebend.

Akademiker: ihre Sekte hat Plato zum Stifter gehabt. 156. wurde von andern fortgesetzt. 176. hat

bey Philo aufgehört. 184. ist mit der Sekte der Sceptiker in eine zusammengeschmolzen. 207.

Amphion: sein fabelhafter Ruhm bey den Griechen. 77. war einer der ältsten griechischen Dichter. 81.

Amykus: König in Bebrycien, ein berühmter Kämpfer. 280. wird erleget. 281.

Anacharsis: ein gelehrter Scythe. 53. verliert das Leben, weil er in seinem Vaterlande Neuerungen einführen will. 54.

Anaxagoras: verlegt die ionische Schule nach Athen. 99. muß flüchtig gehen. ebend. sein Lehrbegriff. 99. 100.

Anaxarchus: ein Anhänger der eleatischen Sekte. 125. ein Hofschmäuchler. ebend.

Anaximander: ein Zögling von Thales. 97. sein Lehrbegriff. ebend. er hat zuerst Landkarten und Sonnenuhren verfertiget. 98.

Anaximenes: Schüler des Anaximander. 98. sein Lehrbegriff. ebend.

Anniceris: ein Schüler Aristippens, kauft den Plato los. 157.

Antiochus: ein Schüler des Philo, geht von der akademischen Sekte ab. 184.

Antisthenes: stiftet die Sekte der Cyniker. 148. sein Schwärmgeist. 148. 149. Diogenes dringt sich zu seinem Schüler auf. 149.

Arcesilas: ist der Urheber der mittlern Akademie. 177.

sein Betragen gegen die Dialektiker. 179. er wird von Kleanthes vertheidiget. 180.

Archelaus: der letzte von der ionischen Sekte, und Lehrmeister des Sokrates. 101.

Archytas: ein berühmter Pythagoräer. 107.

Arete: eine gelehrte Tochter des Aristippus. 145. hat Schule gehalten. ebend.

Armanius: ein böses Grundwesen der Persier. 47.

Aristippus: Stifter der cirenäischen Sekte. 144. wird zu Athen von seinen Feinden verfolget. ebend. sein Lehrbegriff. 144. 145. hatte eine berühmte Tochter. 145. wird an den Hof des jüngern Dionysius berufen. 158.

Aristokratie: welche Regierung wird also geheißen? 354.

Ariston: ein peripatetischer Philosoph. 200.

Aristoteles: hat seine Kathegorien aus den Schriften des Archytas gezogen. 107. hat die Bücher der Pythagoräer benutzet. ebend. kam zu Etagira auf die Welt. 185. seine Lebensumstände. ebend. u. f. hat sich auf die Erziehung Alexanders verwendet. 187. seine Geschichte der Thiere ist eines der besten Werke von dieser Art. ebend. er hält im Lyceum Schule. 188. muß sich nach Chalcis flüchten. 189. stirbt bald darauf. ebend. ist der berühmteste unter den alten Philosophen. ebend. liebte die zweyfache Lehrart. 190. das Schicksal seiner Schriften. 191. seine Redekunst und seine Dichtkunst sind

vor-

vortrefflich. 192. seine Vernunftlehre ist nicht so gut. 193. seine Naturkunde ist das unvollkommenste von seinen Werken. ebend. sein ganzer Lehrbegriff. 194. u. f.

Aspasie: eine griechische Sophistinn. 89.

Athleth: ihre Lebensart. 287. ihre Uebungen. 296.

Sieh: Gymnastik. Spiele.

Atomen: Sieh: System.

B.

Baal: ist der Chaldäer Gott gewesen. 33.

Bacchus: Buddas: der Indianer Gott. 49.

Barden: waren die Dichter der Gallier. 56.

Bevölkerung: muß nicht nach den Familien der ersten Patriarchen berechnet werden. 306.

Bias: einer von den sieben Weisen in Griechenland. 91. 92.

Brachmanen: Braminen: das vornehmste Geschlecht bey den Indianern. 49. ihr Lehrbegriff. ebend. wurden von den Griechen Gymnosophisten geheißen. 50. ihre Lebensart. ebend. gaben sich mit Weissagen ab. 51.

C.

Celten: was für Völker sind unter diesem Namen begriffen? 55. ihre Meynungen. ebend.

Chaldäer: ihre Meynungen. 33. ihr Gott Baal. ebend.

bey

bey ihnen hat die Sterndeutung angefangen. 36. sie hielten die Welt für ewig. 37. schrieben ihre Meynungen von Zoroastern her. ebend. ihre Philosophen hießen Magus. 38.

Chilon: einer von den sieben Weisen in Griechenland. 92. ließ in den Tempel zu Delphi schreiben: Lerne dich selbst kennen. ebend.

Chrysippus: ein Stoiker, und Nachfolger des Zeno. 222.

Cyniker: ihre Lebensart. 146. woher sie diesen Namen haben. 151.

D.

Demokratie: welche Regierung wird also geheißen? 353.

Demokritus: hielt sich an die Lehre des Leucippus. 119. lebte einsam als Philosoph. 124.

Demosthenes: hat den Isokrates zum Lehrmeister der Wohlredenheit gehabt. 130.

Despotismus: ist eine Macht, die keine Grundgesetze kennet. 352. Betrachtungen darüber. 361. u. f. Ursachen, welche ihn einschränken mochten. 365. u. f. seine Wirkungen. 370. u. f. wann wird er schädlich? 384. steht der Gesetzgebung im Wege. 433.

Diagoras: ein Zögling des Demokritus. 119.

Dicenäus: ein Gesetzgeber der Scythen. 53.

Dichter: berühmte Dichter in Griechenland vor dem trojanischen Kriege. 81. nach dem trojanischen Krie-

ge. 86. u. f. waren Theologen im Heydenthume. ebend.

Dichtkunst: hat bey den Griechen großen Fortgang gemacht. 77. u. f.

Dio: ein Schüler des Plato, stellet ihn am Hofe des ältern Dionysius vor. 156. wird verbannet. 157.

Diodor: ein peripatetischer Philosoph. 200.

Diogenes von Apollonien: ein Schüler des Anaxagoras. 101.

Diogenes, der Cyniker: dringt sich dem Antisthenes zum Schüler auf. 149. ist ein Sonderling. ebend. wird von den Seeräubern losgekauft. ebend. Krates ist der berühmteste von seinen Schülern. 150. wird an den Hof des jüngern Dionysius berufen. 158.

Dionysius: ein Philosoph von Epikurs Schule. 251.

Dionysius der Aeltere: König von Syrakus, läßt den Plato zu Aegina verkaufen. 157. schreibt an ihn. ebend.

Dionysius der Jüngere: sein Sohn, läßt dem Plato eine Stadt zum Geschenke anbiethen. 157. beruft die berühmtesten Philosophen an seinen Hof. 158. jaget den Plato weg. 159. schenket ihm achtzig Talente. ebend.

Druiden: waren die Priester und Gesetzgeber der Gallier. 55. ihre Vorzüge. 56. wohnten in Eichenhainen. 57. ihre Lehre. ebend.

E.

Empedokles: ein Dichter, Redner, und Arzt, war berühmt unter den Pythagoräern. 106.

Epeus: hat das trojanische Pferd erbauet. 280. den Faustkampf erfunden. ebend.

Epicharmus: ein berühmter Pythagoräer. 106. hat das Lustspiel in Sicilien eingeführt. ebend.

Epikur: legt zu Athen eine Schule an. 232. sein Lehrbegriff. 232. u. f. sein Tod. 250. hat viel geschrieben. ebend.

Eroberung: bleibt allemal eine Räuberey. 237. wann sie billig werden kann. 429.

Essenier: eine Sekte unter den Juden. 322.

Evander: ein Philosoph aus der mittlern Akademie. 181.

Eubulides: Erfinder der Trugschlüsse. 152.

Eudoxus: ein Schüler des Archytas von der pythagorischen Sekte. 107. hat auch die Schule des Plato besucht. ebend.

Euklides: besuchet die Schule des Sokrates mit Gefahr seines Lebens. 151. stiftet die megarische Schule. 152.

Eumolpus: ein alter griechischer Dichter und Sohn des Musäus. 81.

Verzeichniß

F.

Feldbau: ist zuerst vervollkommnet worden. 22. leidet durch den Luxus. 390. 391. blühet bey der einfachen Lebensart. 392.

Friedensschlüsse: lassen allezeit auf einer Seite Zwang vermuthen. 417.

G.

Gallier: hatten die Druiden für Priester und Gesetzgeber. 55. wurden von den Rittern iu Dienstbarkeit gehalten. 58. schlachteten Menschenopfer. ebend.

Gebräuche: haben lang für Gesetze gegolten. 326. machten das erste Völkerrecht aus. 333.

Germanier: waren den Priestern unterworfen. 58. hatten Wahrsagerinnen. ebend. schlachteten Menschenopfer. ebend.

Gesellschaft: wie sie entsteht. 423.

Gesetze: sind im Anfange nichts anders als die ersten Gebräuche gewesen. 326. die positiven Gesetze sind verbesserte Gebräuche. 338. von den politischen und Grundgesetzen. 344. 345. von den bürgerlichen Gesetzen. 397. von dem Gesetze der Meynung. 402. dieses ist veränderlich. 403. u. f. ist mächtig. 409. von den Polizeygesetzen. 412. von den natürlichen Gesetzen. 419. u. f. es giebt eigentlich drey. 420. 421.

Gesetzgebung: Betrachtungen darüber. 430. u. f. wird durch den Despotismus verhindert. 433. ist im Anfange fehlerhaft gewesen. 434. kann durch die Geschichte erlernet werden. 440.

Glückseligkeit: Meynungen der Alten von der Glückseligkeit. 223. u. f. man will 288 davon gezählet haben. 268.

Gorgias: machet durch seine Wohlredenheit viel Aufsehens zu Athen. 129.

Griechen: ihre Dichter vor dem trojanischen Kriege. 81. nach dem trojanischen Kriege. 86. ihre Spiele. 278. u. f.

Gymnasiarch: das Oberhaupt der Kampfschulen in Griechenland. 285.

Gymnastik: was sie bey den Griechen gewesen. 278. u. f. die athletische hat erst zu den Zeiten des Perikles Fortgang gemacht. 284.

H.

Handwerke: sind im Anfange erblich gewesen. 63. dieser Gebrauch war schädlich. 65. hielt den Despotismus in Schranken. 368.

Hegesimus: ein Philosoph aus der mittlern Akademie. 181.

Heraklitus: hat zu keiner Sekte gehöret. 123. war zu Ephesus gebohren. ebend. war ein Menschenfeind. 124.

Herkules: hat den Antheus im Ringen besieget. 281.
Hermachus: ist auf Epikuren in seiner Schule gefolget. 251.
Hesiodus: kam in Böotien zur Welt. 86. wir haben zwey Gedichte von ihm. ebend.
Hipparchia: schlägt sich zu den Cynikern, und nimmt Krates zur Ehe. 150. 151.
Homer: ist in Kleinasien gebohren. 86. lebte ohngefähr tausend Jahre vor Christi Geburt. ebend.
Hyyasus: ein Pythagoräer, und Lehrmeister des Heraklitus. 123.

J.

Indianer: ihre Meynungen. 48.
Isis: das zweyte Grundwesen der Aegyptier. 42.
Isokrates: ein Wohlredner zu Athen, und Lehrmeister des Demosthenes. 130.
Juden: Hauptverändrungen von diesem Volke. 305. ihre verschiedenen Benennungen. ebend. ihr Hang zur Abgötterey. 306. ihre Strafen. 307. ihre Vertheilung in zwey Reiche. 310. ihre Priester. 311. ihre Regierungsart. 314. ihre Lehrbegriffe. 318. u. f. ihre Sekten. 321.

K.

Kabala: eine Erblehre unter den Juden. 322. ihre Ungereimtheiten. 323. u. f.
Kämpfe: wie sie bey den Griechen gehalten wurden.

287. u. f. Beschreibung des Faustkampfs. 296.
Karneades: Stifter der neuen Akademie. 181. stammte aus Afrika her. ebend. seine Lehre. ebend. wird von den Athenienfern zum Abgesandten nach Rom ernannt. 183.
Kleanthes: ein Stoiker, vertheidigt den Arcesilas. 180. ist ein Nachfolger des Zeno gewesen. 222.
Kleobolus: einer von den sieben Weisen in Griechenland. 93. hat eine berühmte Tochter gehabt. ebend.
Klitomachus: ein Schüler und Nachfolger des Karneades in der neuen Akademie. 184.
Krates: war zu Thebe gebohren. 150. läßt alles zurück, um ein Cyniker zu werden. ebend. nimmt Hipparchien zur Ehe. 151.
Kriege: die meisten sind unbillig. 337. die gemeinsten Beweggründe zum Kriege. ebend.
Kriegskunst: ist langsam zur Vollkommenheit gebracht worden. 25.
Kritolaus: ein peripatetischer Philosoph. 200.

L.

Lacydes: ein Philosoph aus der mittlern Akademie. 181.
Laufbahne: was sie bey den Griechen gewesen. 291. 294.
Leucippus: ein berühmter Schüler des Zeno. 114.

führte eine andere Philosophie ein, als sein Lehrmeister gehabt hatte. 119.

Linus von Chalcis: der älteste griechische Dichter. 81. Orpheus und Tamiris sind seine Schüler gewesen. ebend.

Luxus: es giebt dreyerley Gattungen davon. 384. der Luxus aus Pracht war in Asien nicht schädlich. ebend. der Luxus aus Gemächlichkeit ist ansteckend und kostbar. 385. der Luxus in Tändeleyen richtet Vermögen und Sitten zu Grunde. 386. hat in den großen Städten seinen Sitz. 393. zerstöret die natürliche Gleichheit unter den Menschen. 439.

Lykon: ein peripatetischer Philosoph. 200.

M.

Magus: also wurden die chaldäischen Philosophen geheißen. 38. und die persischen. 40. ihr Lehrbegriff. 45.

Melampus: ein alter griechischer Dichter. 81.

Menedemus: ist ein Schüler des Plisthenes gewesen. 143. stiftet die eretriensische Schule. ebend.

Menschen: sind von Natur einander gleich. 420. 425. wie sie ungleich werden. 425. durch den Luxus wird alle natürliche Gleichheit zerstöret. 439.

Meßkunst: ist von den Aegyptiern frühzeitig betrieben worden. 39.

Meynungen: der Alten können lehrreich für uns seyn. 4. die ersten sind älter als Denkmäler. 5. sind

sehr

sehr verändert worden. 6. wurden durch die Dichtkunst fortgepflanzt. 7. und durch die Bilderschrift. ebend. die Griechen kannten die Meynungen der alten Völker in Asien nicht recht. 17. die Römer noch weniger. 21. Meynungen der Chaldäer. 33. der Aegyptier. 38. der Persier. 44. der Indianer. 48. der Scythen und Celten. 52. der Alten von der Glückseligkeit. 223. die Sprachen haben vielen Einfluß auf die Meynungen. 260. u. f. man hat 288 von der Glückseligkeit gezählet. 268. sie sind veränderlich. 403. sind mächtig. 409. die gefährlichsten sind von der längsten Dauer. 411.

Milo: ein außerordentlicher Fresser. 287.

Mithras: die Sonne wurde von den Persiern angebethet. 45.

Monarchie: besteht aus dreyen Mächten. 341. 343. es giebt verschiedene Arten von Monarchie. 344. von der gemäßigten. 358.

Musäus: ein alter griechischer Dichter. 81. Schüler des Orpheus. ebend.

N.

Natur: was ist der Stand der Natur? 419.

Naturgesetz: ist auch den ungesittetsten Völkern nicht unbekannt gewesen. 422. Gott ist selbst der Gesetzgeber davon. 427.

D.

Onesikritus: folgte seinen Söhnen nach Athen, um die Schule des Diogenes zu besuchen. 150.
Oromazes; ein gutes Grundwesen der Persier. 46.
Orpheus: wird vergöttert. 77. ein alter griechischer Dichter. 81. Schüler des Linus von Chalcis. ebend. Lehrmeister des Musäus. ebend. sein Lehrbegriff. 82.
Osiris: der Aegyptier erstes Grundwesen. 42.

P.

Palemon: ein akademischer Philosoph. 177. hatte Arcesilas und Zeno zu Schülern. 178.
Parmenides: ein berühmter Philosoph von der eleatischen Sekte. 154.
Periander: einer von den sieben Weisen in Griechenland. 93.
Peripatetiker: also wurden die Anhänger des Aristoteles geheißen. 201.
Perseus: nahm sich in Wurfspielen aus. 280.
Persier: ihre Meynungen. 44. sie hatten sie von den Chaldäern her. ebend. betheten die Sonne an. 45.
Phädon: hat allein die Lehre des Sokrates getreu erkläret. 143. war der Stifter der eläischen Sekte. ebend.
Pharisäer: ein Sekte bey den Juden. 321.
Pherecides: ist des Pythagoras erster Lehrmeister gewesen. 103.

Philo: Nachfolger des Klitomachus in der neuen Akademie. 184. bey ihm hat die Akademie aufgehört. ebend.

Philolaus: Schüler des Archytas. 107. hat die Bücher der Pythagoräer an Plato verkauft. ebend.

Philosophen: die ersten, sind unwissend gewesen. 1. u. f. sie waren voll Vorurtheile. 32. die chaldäischen nannten sich Magus. 38. die ägyptischen waren Sterndeuter und Zauberkünstler. 40. die persischen wurden auch Magus geheißen. 44.

Philosophie: hat lang keinen Fortgang machen können. 29.

Phocion: ist ein Schüler des Diogenes gewesen. 150.

Pittakus: einer von den sieben Weisen in Griechenland. 92.

Plato: hat die Bücher der Pythagoräer von Philolaus erkauft. 107. 155. hat sie benutzet. 107. Fabeln von seiner Herkunft. 154. höret den Sokrates sprechen, und schlägt sich zur Philosophie. ebend. nimmt bey verschiedenen Sekten Unterricht. 155. macht einige Reisen. ebend. richtet die Schule der Akademiker auf. 156. reiset dreymal nach Sicilien. 156 - 159. wird verkauft, und von Anniceris losgekauft. 157. wird vom Hofe des jüngern Dionysius weggejaget. 159. erhält ein Grabmaal, eine Bildsäule, und einen Altar nach seinem Tode. ebend. hat 81 Jahre gelebet. ebend. hat andern vieles abgeborgt. 160. seine Philosophie ist in Gesprächen ab-

gefaßt. 161. sein Lehrbegriff. 162. u. f. hat in seiner Jugend Gedichte verfertiget. 302.

Plautus: hat viel aus den Lustspielen des Epicharmus entlehnt. 106.

Plisthenes: ein Nachfolger Phädons in der eläischen Sekte. 143.

Polistrat: ein Philosoph aus Epikurs Schule. 251.

Polizey: von ihren Verordnungen. 412. wie ist sie in den alten Monarchien Asiens beschaffen gewesen. 413. 414.

Pollux: nahm dem Amykus im Kampfe das Leben. 281.

Posidonius: ein Stoiker und Nachfolger des Zeno. 222.

Preise: bey den Spielen der Griechen. 302. u. f.

Prophet: Bedeutung dieses Worts bey den Juden. 316. die Juden haben viele Propheten gehabt. 316. 317. ihre Lebensart. 317.

Protagoras: ein Zögling des Demokritus. 119. seine Lehre. 120. hat zuerst für Bezahlung Schule gehalten. 125. versprach viel von seiner Lehre. 129.

Pyrrho: suchte die Seelenruhe im allgemeinen Zweifelgeiste. 201. hatte verschiedene Lehrmeister. 202. sein Lehrbegriff. 203. u. f.

Pythagoräer: ihre Lebensart. 104. 105. sie werden zerstreuet. 106. haben viele Wahrheiten und viele Ungereimtheiten gesagt. 107. 108.

Pythagoras: Stifter der italiänischen Sekte. 101. ist

zu Samos gebohren. ebend. wird zu den ägyptischen Geheimnissen eingeweiht. ebend. nannte sich zuerst einen Philosophen. 102. seine Lebensbeschreibungen sind erdichtet. 103. er hatte zweyerley Lehren. ebend. Ungereimtheiten seiner Lehre. 108. 111. sein ausschweifender Charakter. 112. 113.

R.

Recht: von dem Völkerrechte. 333. 335. von dem öffentlichen Rechte. 414. ist durch Friedensschlüsse nicht gesichert. 417. auch unter Gewährleistung fremder Mächte nicht. ebend. von dem natürlichen Rechte. 427. das Faustrecht ist ein förmlicher Widerspruch. 429. das Eroberungsrecht ist sehr unbillig. ebend.

Rechtsgelehrtheit: besteht in der Sammlung der bürgerlichen Gesetze. 397.

Regent: was darunter verstanden wird. 346.

Regierungsart: der Hebräer. 314. es giebt überhaupt nur zweyerley Regierungsarten. 343. von der Beschaffenheit der freyen Regierungen. 346. u. f. von der despotischen Regierung. 350. u. f. von der republikanischen. 353. von der demokratischen. ebend. von der aristokratischen. 354. von der vermischten. 355. 356. von den gemäßigten Monarchien. 358.

Regierungskunst: ist langsam zur Vollkommenheit gekommen. 26.

Republik: woraus sie besteht. 343. es giebt verschiedene Arten davon. 344. ihre Beschaffenheit. 353.

S.

Saducäer: eine Sekte bey den Juden. 321.
Sceptiker: ihre Sekte wird von Pyrrho gestiftet. 201. ihr Lehrbegriff. 203. u. f. sie rechneten alle große Männer unter ihre Sekte. 206. 207.
Schlußart, der Alten: Betrachtungen darüber. 251. u. f.
Schule: Sieh: Sekte.
Scythen: ihre Meynungen. 52. ihre Tugenden. ebend. sie hatten Gesetzgeber. 53. gelehrte Männer. ebend. Wahrsager und Zauberkünstler. 54.
Seelenwanderung: diese Meynung war unter den Aegyptiern allgemein. 40.
Sekten, der Philosophen: die ionische wird von Thales gestiftet. 95. höret bey Archelaus auf. 101. die italiänische wird von Pythagoras aufgerichtet. ebend. hat einige berühmte Männer gezählet. 106. 107. 111. die eleatische hat den Xenophanes zum Stifter. 114. von den Schülern des Sokrates werden verschiedene neue aufgebracht. 142. u. f. die eläische hat Phädon zum Urheber. 143. die eretriensische wird von Menedemus gestiftet. ebend. die cirenäische kömmt von Aristippus her. 144. die Sekte der Cyniker wird von Antisthenes errichtet. 148. die megarische wird von Euklides gestiftet. 152. die akademis

demische hat Plato zum Urheber. 156. wird von andern fortgesetzt. 176. u. f. die peripatetische schreibt sich von Aristoteles her. 201. die Sekte der Scepticker hat Pyrrho zum Stifter. ebend. die stoische kömmt von Zeno her. 211. die Sekte der Epikuräer. 232. die Juden haben drey Sekten gehabt. 321.

Sokrates: ist zu Athen gebohren. 125. war ein Schüler von Anaxagoras, Archelaus, und Aspasien. 125. 126. ist der größte Mann seines Zeitalters gewesen. 126. seine Art die Sophisten zu bestreiten. 133. seine Lehrart. ebend. die Sittenlehre war sein Lieblingsstudium. 135. Xanthippe machte ihm das Leben sauer. 136. Mährchen von seinem Geiste. ebend. er hat nichts geschrieben. 137. einige Grundsätze von ihm. 138. 139. wird von seinen Feinden verfolget. 140. muß den Giftbecher trinken. 141. sein Tod wird gerächet. 142. er erhält eine Bildsäule. ebend.

Sommokhodom: wird in China und Japon angebethet. 49.

Sophisten: also wurden die Sittenlehrer in Griechenland geheißen. 87. Solon ist der erste zu Athen Sophist genannt worden. ebend. sie eröffneten ihre Schulen zu Athen. 89. man zählet zwo berühmte Frauen darunter. ebend.

Speusippus: hat die Bücher der Pythagoräer benutzet. 107. ist auf Plato in der akademischen Schule ge=

gefolget. 176. hat verschiedne Werke geschrieben. ebend.

Spiele: von den Spielen in Griechenland. 278. u. f. wie die Kampfspiele gehalten wurden. 287. u. f. Belohnungen des Siegers. 288. das Laufen hatte den ersten Rang darunter. 290. der Faustkampf. 296. u. f. gelehrte Wettstreite. 301. die Preise. 302. u. f.

Sprachen: von ihrem Einfluß auf die Meynungen. 260. u. f.

Staatskuust: was ist sie? 430.

Sterndeutung: wie sie entstanden. 34. 35.

Sternkunde: ist von den Aegyptiern frühzeitig betrieben worden. 38.

Stoiker: schreiben sich von Zeno her. 211. sind feine Sophisten gewesen. 221. ihre kindischen Trugschlüsse. 222.

Straton: hielt nach Theophrast im Lyceum Schule. 200.

System: der Entwicklungen, von dem persischen Zoroaster. 45. u. f. von den Brachmanen. 49. der Atomen, ist älter als man glauben sollte. 121. wird von Epikuren angenommen. 243. u. f.

T.

Thales: Stifter der ionischen Sekte. 95. hat die Griechen zuerst in der Meßkunst unterrichtet. 96. sein Lehrbegriff. ebend. wir haben keine Schriften von

von ihm. 97. er starb unter den olympischen Spielen. ebend.

Thamiris: ein alter Dichter aus Thracien. 81.

Thargelie: ein griechische Sophistinn. 89.

Theologie: der Aegyptier war zweyfach. 39. wurde im Heydenthume von den Dichtern betrieben. 86.

Theophrast: hielt nach Aristoteles im Lyceum Schule. 200. lebte 85 Jahre. ebend.

Theseus: hat die ersten Fechtschulen aufgerichtet. 280. hat den Cercyon im Ringen besieget. 281.

Thoot, Taaut, oder Theut: man hielt ihn für den ersten Lehrer der Aegyptier. 43. für den Hermes der Griechen. ebend. für den Merkur der Römer. ebend. für Moses, und andre Patriarchen. ebend. er gab den Aegyptiern Gesetze. ebend.

Timäus: ein berühmter Pythagoräer. 106.

Toxaris: ein gelehrter Scythe. 53. hat zu Athen gelebet. 54.

Trismegist: ein Ausleger der Gesetze bey den Aegyptiern. 44.

Typhon: das dritte und böse Grundwesen der Aegyptier. 42.

V.

Velleda: eine Wahrsagerinn und Göttinn der Germanier. 58.

Völkerrecht: ist aus den Gebräuchen der Nationen entstanden. 333. 335. wird zum öffentlichen Rechte. 415.

W.

W.

Weise: Fabel von den sieben Weisen in Griechenland. 91.
Weissagung: alle jüdische Weissagungen zielen auf den Herrn Jesus ab. 318. Sieh: Prophet.

X.

Xara: wird zu Siam angebethet. 49.
Xeniades: kauft den Diogenes von den Seeräubern los. 149.
Xenokrates: hat die Bücher der Pythagoräer benutzet. 107. war ein Schüler des Plato. 176. ist in Chalcidonien gebohren. ebend. sein tugendhafter Charakter. ebend. stirbt zu Athen. 177.
Xenophanes: Stifter der eleatischen Sekte. 114. hat bey hundert Jahre gelebet. ebend. wird verbannet. ebend. sein Lehrbegriff. 115. u. f.

Z.

Zamolxis: ein Gesetzgeber der Scythen. 53. wurde als ein Gott verehret. ebend.
Zauberkunst: wann ist sie entstanden? 36.
Zeno: ein berühmter Eleatiker. 114. war ein spitzfindiger Klügler. 117. hielt Vorlesungen zu Athen. 129.

Zeno der Stoiker: hatte verschiedene Lehrmeister. 210. hält in der Halle zu Athen seine Schule. 211. daher werden seine Anhänger Stoiker geheißen. ebend. sein Lehrbegriff. ebend. u. f. bringt sich selbst ums Leben. 222.

Zoroaster: wurde für den Urheber der Philosophie der Chaldäer gehalten. 37. es hat mehrere von diesem Namen gegeben. ebend. auch bey den Persiern. 44. 45.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜ

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Condillac, Etienne Bonnot de, 1714-1780 / Zabuesnig, Johann Christoph von, 1747-1827 / Aulinger, Johann Baptist [Illustrator]

Des Herrn Abts von Condillac Geschichte der ältern und neuern Zeiten

Bd.: 2

Augsburg (1778)

H.un. 136-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031544-7
VD18 90172205